This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E. Diezig

Dilettanten des Lebens

40586
44.18.7

Harvard College Library

FROM

Prof. Paul H. Hanus

42586
44.18.7

Harvard College Library

FROM

Prof. Paul H. Hanus

Hanus _

Dilettanten des Lebens

Von **C. Viebig** sind folgende Werke im Verlage von **Egon Fleischel & Co. / Berlin W** / erschienen:

Romane: Rheinlandstöchter / Dilettanten des Lebens / Es lebe die Kunst / Das tägliche Brot / Das Weiberdorf / Die Wacht am Rhein / Vom Müller-Hannes / Das schlafende Heer / **Novellen:** Kinder der Eifel / Vor Tau und Tag / Die Rosenkranzjungfer / Naturgewalten / **Theater:** Barbara Holzer. Schauspiel / Pharisäer. Komödie / Der Kampf um den Mann. Dramenzyklus.

Dilettanten des Lebens

Roman

von

C. Viebig

Vierte Auflage

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1905

49586.44.18.7

HARVARD COLLEGE
May 21, 1931
LIBRARY

Prof. Paul H. Hanus.

Alle Rechte
vorbehalten

Ich bin nicht überflüssig hier, du kannst mich brauchen," sagte Lena langsam. „Das beruhigt mich." Sie hob das bräunliche Gesicht und sah den Bruder sinnend an. „Was du für Falten auf der Stirn hast, Fritz!" Sie fuhr leicht mit der Hand über seine Stirn. „Mein Bruder, sind es Sorgenfalten? Meinetwegen? Bist du nicht glücklich?"

„Glücklich?" Er lächelte, aber es war ein etwas bittres Lächeln. „Natürlich. Ich habe ja alles, was das Herz begehrt. Ich mache mir nur oft Sorge um dich. Noch haben wir unsere gute Mutter; aber wie lange?! Ich kann dich mir nicht allein in der Welt vorstellen, du bist nicht die Person dazu. Es wäre mir direkt unangenehm, dich in Pensionen und dergleichen zu wissen — hm." Er räusperte sich. „Sage doch nicht, Lena, daß du nicht mehr an heiraten denken willst; das ist Unsinn! Einmal gemachte bittre Erfahrungen mahnen nur zur Vorsicht, aber sie brauchen nicht für immer abzuschrecken!"

Sie schüttelte den Kopf: „Mir graut vor der Liebe, Fritz. Ich mag nicht mehr. Die Freude ist so kurz und dann all die Thränen!" Ihr Gesicht wurde bleich,

„Hab' ich den — den —" sie stockte und zögerte den Namen auszusprechen, „den — ach, du weißt schon! — nicht geliebt? Schien er mich nicht zu lieben? Und doch war's nichts, wieder nichts! Er hat sich mit der Reichen verlobt, jetzt heiraten sie bald." Sie legte den Kopf auf den Tisch und weinte. „Jetzt promeniert er mit ihr über die Linden, oder sie schlendern durch den Tiergarten. Es ist nicht darum, aber" — sie schluchzte heftig auf — „es ist die Enttäuschung; ich kann keine mehr ertragen. Paß auf, noch eine, und ich sterbe dran. Ich will dann auch sterben!"

„Lena, Lena, du bist kindisch heftig!" Sein schon ergrauender Kopf schmiegte sich an ihren dunklen Scheitel. „Kleine Schwester, soll ich dich mal wieder trösten, wie ich dich so oft als Kind getröstet habe? Weißt du noch, wie du heultest, wenn du nachsitzen mußtest oder einen Tadel bekommen hattest oder ein schlechtes Zeugnis?"

Sie schluchzte noch immer.

„Nur singen konntest du gut, da bekamst du immer Nummer eins. Weißt du noch, wie ich dich auf den Schoß nahm, wenn du untröstlich warst? Hier auf diesem linken Knie hast du oft gesessen, immer auf dem linken, deinen zerzausten Kopf steckteſt du unter meinen Rock —"

„Ja," sie hob rasch das Gesicht vom Tisch, „ich konnte fühlen, wie dein Herz schlug — ja, und dann mußtest du den Rock ganz über meinen Kopf ziehen; ich dachte, dann könnte mir gar nichts Schlimmes passieren!"

„Und dann steckte ich dir einen Groschen in die Hand und sagte: Lauf, hol' dir Bonbons!"

„Ach," sie lachte auf, „die sogenannten Klümpchens! Von der alten Frau in dem kleinen Lädchen. Puh, war die schmutzig! Aber sie schmeckten; so gut hat mir nie mehr was geschmeckt. Die roten aß ich besonders gern."

„Ja, und ich Unglücklicher" — er lachte gutmütig — „bekam dann auch eins in den Mund gesteckt, eins, das du schon vorher tüchtig beleckt hattest; du trennteſt dich so ungern davon. Ja, ja, so war's, Lena!"

Sie lachten beide, und dann blickte das Mädchen um sich, wie aus einem Traum erwachend.

Sie saßen im Garten hinter dem Haus; über ihnen eine Esche. Die zum Schirm gezogenen schlanken Zweige hingen fast nieder auf das runde Tischchen. Die untergehende, schon bläßliche Herbstsonne lugte schräg durch's Blätterwerk und zog helle Streifen über die Tischplatte. Sie gab auch dem braunen Lockengekräusel über der Mädchenstirn einen goldenen Schimmer.

„Lena!" sagte der Bruder plötzlich und griff nach ihrer Hand. Er sagte nicht: ‚Wie hübsch du bist!' aber er dachte es.

Sie sah ihn zärtlich an, und dann schweiften ihre Augen über den Garten, über die Mauer nach den Bergen, die sich dort, gebadet in Glanz, erhoben. Rosige Abendwolken standen hinter ihnen. Man hatte eine schöne Aussicht von der kleinen Erhöhung an der Gartenmauer. Die blaue Mosel sah man nicht, die lag zu tief, aber jenseits die Berge mit ihren roten Felswänden, ihrem dunklen Grün und den angeklexten weißen Häuschen.

„Komm hin!" sagte Lena.

Sie ſtanden beide auf; Hand in Hand gingen ſie über den beraſten Weg, die paar Stufen hinan. Nun lehnten ſie an der bröckligen Mauer und ſtarrten ſchweigend in den farbenglühenden Himmel. Sie ließen ſich nicht los, ſie ſtanden noch immer Hand in Hand. Ein Lüftchen kam und wehte dem Manne die ſeidenen Mädchenhaare um's Geſicht. Er zog die Schweſter noch enger an ſich. Jetzt ſah man's erſt, wie ſie ſich glichen; dieſelben Augen, dieſelben Naſen, auch den gleichen vollippigen Mund mit tiefen, eigenſinnigen Winkeln. Selbſt die Geſtalten waren von einer Größe, der Mann kaum einen Fingerbreit höher als das ſchlanke Mädchen.

„Wie ſchön die Berge ſind und der Himmel — ah, das thut gut!“ Der Luftzug war ſtärker geworden. Mit einem Seufzer lehnte Lena den Kopf an die Schulter des Bruders. „Wenn ich hier ſo mit dir ſtehe, begreife ich nicht, daß ich wieder fort muß, wieder fort will — nein, ich hielt's doch nicht aus in der kleinen Stadt, immer mit denſelben Menſchen und immer das gleiche Gerede! Freilich, wenn der Sommer kommt und man in der großen Stadt ſo eingeſperrt iſt, dann mag ich da auch nicht ſein. Dann begreife ich nicht, wie man in Berlin leben kann,“ ſetzte ſie kleinlaut hinzu. „Fritz, warum ich nur immer ſo unruhig in mir bin? Da iſt immer ein Sehnen und wieder ein Sehnen, ein Auf und Nieder — hätt' ich doch endlich Ruh'! Verſtehſt du mich?“

Er ſah beſorgt auf ſie, dann zog es wie Ärger über ſein Geſicht. „Du biſt aus den ſentimentalen Backfiſchjahren mit ihren eingebildeten Empfindungen längſt heraus, Lena. Nimm dich ein bißchen zuſammen,

dann vergehen die Duſeleien. Ich habe dich wahrhaftig lieb, aber ſchon als du noch Kind warſt, mochte ich das an dir nicht leiden; du ſchwankſt umher, du irrſt von einem zum anderen. Man ſpricht von ‚Künſtlernaturen‘, — ich wünſche dir gewiß, daß du eine Künſtlerin wirſt, aber die betreffende Natur wünſchte ich dir nicht dazu.“

„Ich mir auch nicht,“ ſagte ſie leiſe.

„Meiner Anſicht nach kann ein wahrer Künſtler auch gar nicht ſolche Natur gebrauchen. Da giebt's kein Schwanken, kein Auf und Nieder von Stimmungen; unentwegt auf ein Ziel los, nur ſo kann er etwas erreichen.“

„Mei—nſt du?“ Sie zog das ‚Meinſt du‘ ganz lang und ſchüttelte den Kopf. „Du verſtehſt mich nicht.“ Ihre Stimme klang traurig. „Du weißt nicht, wie das hier drinnen zugeht —“ ſie klopfte ſich mit der geballten Hand auf die Bruſt — „man möchte, und man kann nicht. Man fühlt, daß man auffliegen könnte, und doch kriegt man immer wieder einen Schlag auf den Kopf. Man tappt überall herum und ſucht Hülfe.“

„Und verliebt ſich darum ſo leicht,“ warf er halb neckend, halb vorwurfsvoll ein. „Lena, Lena, wie froh würden die Mutter und ich ſein, dich in einem ruhigen Geleiſe zu ſehen. Mir wär's ja am liebſten, dich einmal ſpäter für immer bei mir im Haus zu haben, aber —“

„Nein, nein, nein!“ Ein Schauder ging ihr über den Leib und dann, als fürchtete ſie, ihn beleidigt zu haben, ſchnellte ſie von ſeiner Schulter auf und warf ihm beide Arme um den Hals. „Mein lieber Bruder!“

49586.44.18.7

HARVARD COLLEGE
May 21, 1931
LIBRARY

Prof. Paul H. Hanus.

Alle Rechte
vorbehalten

„Ich bin nicht überflüssig hier, du kannst mich brauchen," sagte Lena langsam, „das beruhigt mich!" Sie hob das bräunliche Gesicht und sah den Bruder sinnend an. „Was du für Falten auf der Stirn hast, Fritz!" Sie fuhr leicht mit der Hand über seine Stirn. „Mein Bruder, sind es Sorgenfalten? Meinetwegen? Bist du nicht glücklich?"

„Glücklich?" Er lächelte, aber es war ein etwas bittres Lächeln. „Natürlich. Ich habe ja alles, was das Herz begehrt. Ich mache mir nur oft Sorge um dich. Noch haben wir unsere gute Mutter; aber wie lange?! Ich kann dich mir nicht allein in der Welt vorstellen, du bist nicht die Person dazu. Es wäre mir direkt unangenehm, dich in Pensionen und dergleichen zu wissen — hm." Er räusperte sich. „Sage doch nicht, Lena, daß du nicht mehr an heiraten denken willst; das ist Unsinn! Einmal gemachte bittre Erfahrungen mahnen nur zur Vorsicht, aber sie brauchen nicht für immer abzuschrecken!"

Sie schüttelte den Kopf: „Mir graut vor der Liebe, Fritz. Ich mag nicht mehr. Die Freude ist so kurz — und dann all die Thränen!" Ihr Gesicht wurde bleich.

Blick ſtreifte raſch das verfinſterte Geſicht des Bruders — „ich mache mir nichts aus Einladungen, ich bleibe lieber zu Haus.“

„Das dachte ich mir auch,“ ſagte die Schwägerin raſch. „Lena macht ſich nichts aus unſeren kleinſtädtiſchen Vergnügungen, und dann“ — ſie hob die ſchmale Lippe ſpöttiſch — „in unſeren Kreiſen findet ſie wenig Nahrung für ihre extravaganten Ideen. Bei ihrer ſogenannten Künſtlergeſellſchaft in Berlin mag ſie beſſer am Platz ſein; ich muß geſtehen, ich käme um in ſolcher Luft. Komm, Fritz,“ ſie nahm ſeinen Arm, „das Abendeſſen iſt fertig. Die Kinder warten noch auf dich mit dem Beten!“ Sie zwang ihn, ſeinen Schritt ihrem eignen, weit ausholenden anzupaſſen.

Ihr ſeidenes Kleid raſchelte. Frau Amalie Langen trug meiſt ſeidene Kleider, auch im Hauſe. Prall ſpannte ſich der ſchmiegſame Stoff über ihre volle Büſte, ihr ſtattlicher Körper bot eine vorteilhafte Auslage; ihr Vater, der reiche Seidenfabrikant im Wupperthal, wußte das, er ſchickte der Tochter immer die neueſten Muſter.

Langſam ſchlenderte Lena hinter dem Ehepaar drein. Da war das Beet mit den Georginen, ringsum von abgezirkeltem Buchsbaum eingefaßt. Sie waren der einzige Blumenſchmuck im Garten. Frau Langen war nicht für Überflüſſiges, nur dieſe ſteifen farbenſtrotzenden Dinger liebte ſie; jetzt blühten ſie in voller Pracht.

Nachdenklich blieb Lena am Beet ſtehen und hob eine der dickköpfigen Blüten an ihre Naſe — kein Duft, kein Honiggeruch, wie ihn ſelbſt die wilde Feldblume entwickelt; kalt berührten die glatten Blätter ihr Geſicht.

Warum sie dabei nur immer an ihre Schwägerin denken mußte? Ein Seufzer hob ihre Brust: „Mein armer Bruder!“

„Lena, wo bleibst du?“ Mit eiligen Schritten kam Langen zurück, die Stufen der Veranda herunter; er faßte nach der Hand der Schwester. „Bist du böse, Lena? Beleidigt?“ Er seufzte. „Du mußt das nicht so auffassen, Amalie hat eben eine, eine“ — er stockte und suchte nach dem Ausdruck — „eine etwas andere Art. Aber sie ist ein vortrefflicher Charakter. Man muß sie nur zu nehmen wissen.“

„Und verstehst du das?“ Lena hob die Augen; sie leuchteten klug aus dem bräunlichen Gesicht.

Langen biß sich auf die Lippen. „Sie liebt mich,“ sagte er ausweichend.

„Wer sollte dich nicht lieb haben?“ Sie lächelte ihn zärtlich an. „Du guter Mensch!“ Sie rieb die weiche Wange an seiner Schulter, immer auf und nieder, wie ein junges Fohlen sich an der Mutter reibt.

„Komm, wir wollen Amalie nicht warten lassen, sie liebt das nicht.“

Die Geschwister gingen miteinander in's Haus. In der Veranda war der Tisch gedeckt; im verdunkelten Zimmer dahinter hoben sich schwer geschnitzte Möbel undeutlich von den Wänden, alles solide, wie für die Ewigkeit gemacht. Jedes Stück kostete eine Summe, das sah man auf den ersten Blick. Auf dem Boden kein Teppich, der brachte nur Staub; ungehindert glitt man über spiegelblankes Parkett. Frau Amalie Langen war berühmt

wegen ihres Parketts und ihrer Einrichtung; sie hielt auch etwas darauf.

Es war eigentlich gar keine Einrichtung für einen Beamten mit bescheidenem Gehalt; Landgerichtsrat Langen hätte sich aus eignen Mitteln das auch nicht leisten können. Beamtensohn ohne Vermögen — da giebt's nur ein Achselzucken.

Die Welt fand, er hatte sehr klug gethan, daß er als Amtsrichter in dem kleinen Nest im Bergischen zu den Gesellschaften und Juristenbällen nach Elberfeld hinüberfuhr. Die schöne Amalie Barminghaus hatte sich unrettbar in ihn verliebt, soweit das bei ihr überhaupt möglich war. Jedenfalls vertieften sich ihre hellen, kühlen Augen, wenn er in den Saal trat; ihre Blicke spähten umher, verfolgten ihn von Dame zu Dame, bis er endlich vor ihr stand. Ihre große, weiße Hand umspannte dann den kostbaren Fächer fester, ihr makelloser, blendender Hals hob und senkte sich unter lebhafteren Atemzügen.

Papa Barminghaus war nicht für Bälle, seine Tochter bis dato auch nicht. Jetzt fand Fräulein Amalie auf einmal Geschmack daran.

‚Wenn sie nur das Haar nicht so glatt aus dem Gesicht gestrichen hätte! Wie ein Dienstmädchen,‘ dachte Amtsrichter Langen, und beim Kotillon sagte er ihr, wie reizend er ungezwungene lockige Frisuren fände. „Sie sollten meine kleine Schwester sehen, Fräulein Barminghaus, sie ist noch ein Schulmädel, fünfzehn Jahr jünger wie ich; es giebt nichts Entzückenderes, als diesen braunen Struwelkopf!“

Sie verzog die Lippen, ohne zu antworten; aber als er am nächſten Sonntag zum Diner die Villa ihres Vaters betrat, kam ſie ihm entgegen, das blonde Haar in Locken gebauſcht und tief in die zu hohe Stirn friſiert. Da ſah er erſt, daß ſie ſchön war.

Es war furchtbar viel Verwandtſchaft da; die Frauen ſeidenrauſchend, die Männer mit dicken Uhrketten, brillantberingt und ſchwerſte Cigarren rauchend. Das Geſpräch drehte ſich um Seide und Sammet und Eiſeninduſtrie. Bekannte Firmennamen ſchwirrten, man ſpielte Fangball mit Rieſenſummen; der Mammon ſaß oben am Tiſch und nickte langſam mit dem Kopf.

Der junge Amtsrichter war etwas verblüfft, die Großartigkeit der geſchäftlichen Transaktionen imponierte ihm; Tauſende waren gar nichts und andere Weltgegenden nur ſo ‚nebenan'. Noch mehr aber langweilte er ſich. Innerlich gähnte er, er blickte ſeine Nachbarin, die Tochter des Hauſes, von der Seite an; hatte ſie's auch nicht gemerkt? Gottlob, ihre Naſenflügel zitterten, ſie verbarg auch heimlich ein Gähnen.

Nach dem Kaffee promenierte man durch den Garten. Es war nahendes Frühjahr, die Wupper ging hochgeſchwellt, ihr Waſſer tintenſchwarz gefärbt von den Abflüſſen der Fabrik. An anderen Villengärten mochten die Wellen grün, rot, blau vorüberfließen .... hier die eine tote Trauerfarbe; Papa Barminghaus fabrizierte vorzugsweiſe ſchwarze Seide.

Die ſcheue Märzſonne vergoldete das mattblonde Haar der jungen Dame; außerordentlich vorteilhaft hob ſich ihr regelmäßiges Geſicht mit dem reinen Teint von

dem dunklen Pelzwerk ab. Der große Sealkragen verdeckte das gestreifte schwarzweiße Seidenkleid mit dem Besatz von echten Points; die ganze massive Gestalt bekam etwas Weiches, Schmiegsames. Selbst ihre Stimme klang weicher wie sonst, als sie nun sagte:

„Die Fastenzeit ist vor der Thür, wir besuchen jetzt selbstverständlich keine Gesellschaften mehr, Herr Amtsrichter — es thut mir leid!"

Er hätte fragen sollen: ‚Warum thut's Ihnen leid?' Aber er traute sich nicht, er wußte, sie würde sagen: ‚Weil wir uns dann nicht mehr treffen' — oder war sie zu wohlerzogen, um so etwas zu verraten?

Als sie Seite an Seite über die sauber geharkten, kiesbestreuten Wege schritten, an deren Rändern unter'm Buchsbaum sich noch schmale Schneestreifchen versteckten, fröstelte es ihn; und doch leckte die Sonne alles blank und rein. Die Strahlen waren scharf, aber sie wärmten noch nicht.

Nach einer Pause, in der nichts zu hören war, als das Rauschen des schweren Seidenstoffs, sagte er: „Ich werde mir erlauben, mich zuweilen persönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Fräulein Barminghaus!"

Sie wurde über und über rot; es war ein Vergnügen, unter ihrer klaren Haut das Pulsen des Blutes zu beobachten. An der Thür des Gartensaales küßte er ihr die Hand, dies Rotwerden schmeichelte ihm. Sie war doch ein schönes, stolzes Mädchen — und dazu dieser Reichtum!

Nicht, daß Amtsrichter Langen auf Geld Jagd gemacht hätte, das lag ihm fern; aber es war schön, sich

zu ſagen: ‚Du kannſt dann gleich für deine Mutter ſorgen, die, ſchon ſo lange Witwe, doppelt auf ihren einzigen Sohn angewieſen iſt.‘ Und Lena —?! Vor ihn, auf die Schwelle des Gartenſaals, trat plötzlich das kindliche, bräunliche Mädchen, ſchüttelte die zerzauſten Locken und ſah ihn aus runden, glänzenden Kinderaugen bittend an. Sie war ſo muſikaliſch, ſie wollte gern Muſik ſtudieren; er war ihr Vater und Bruder zugleich — mußte er nicht etwas für ſie thun?

Und hier an der Wupper lag er förmlich in der Luft, dieſer Wunſch nach gutem Auskommen und geſicherter Poſition; es roch nach Geld.

Er gab ſich einen Ruck: „Fräulein Barminghaus, ich hoffe, es iſt Ihnen nicht unangenehm, wenn ich komme?“

Sie lächelte nur, blickte raſch auf und ſchlug ebenſo raſch die Lider nieder.

Dann waren ſie in den Saal getreten zu der ſeidenrauſchenden, brillantberingten Verwandtſchaft; die Atmoſphäre ſatten Wohlbehagens und abſoluter Wohlanſtändigkeit nahm ſie auf.

Im Sommer hatten ſie ſich verlobt. — — — —

„Fritz, fall’ nicht,“ ſagte Lena und faßte nach der Hand des Bruders; er war im Halbdunkel gegen eine prachtvolle metallbeſchlagene Truhe gerannt. „O, haſt du dir weh gethan? Du warſt wohl in Gedanken?“

„Fritz, kommſt du endlich?“ tönte Frau Amalies Stimme ziemlich ſcharf aus dem Nebenzimmer.

Die Geſchwiſter traten ein; es war das Schlafzimmer der Kinder, mit einer ungeheueren Sauberkeit und Aku-

rateſſe eingerichtet. Die Spielſachen regelrecht auf dem Tiſchchen in der Ecke aufgeſchichtet; kein Höschen, kein Röckchen, kein Strümpfchen umhergeſtreut, alles glattgeſtrichen und zuſammengelegt. Blütenweiß die beiden Betten, und in den Kiſſen die zwei Kinder in ihren langen weißen Nachtkitteln knieend, die Hände wie anbetende Engel gefaltet.

Zwiſchen den Betten kniete Amalie; ſie wandte nur einen Augenblick den Kopf, als die Geſchwiſter leiſe hereinkamen. Sie betete vor, viel zu hohe, unverſtändliche Worte. Aber die Kinder falteten die Hände wie die Mutter, ſie bewegten die Lippen wie die Mutter; der Junge war ganz bei der Sache, das kleine Mädchen jedoch drehte blitzſchnell den Kopf, als die Thür knarrte: „Papa, Papa!“

„Lora, bete,“ klang die ſtrenge Stimme der Mutter.

Sie beteten weiter, nun waren ſie am Schluß.

„So — nun ſeid ihr gute Kinder! Gute Nacht!“

Ein leichter Kuß auf die beiden reinen Stirnen, dann wandte ſich Frau Langen zu ihrem Mann: „Du hätteſt wohl auch eher —“

Der helle Kinderjubel ſchnitt ihr das Wort ab: „Papa, Papa!“ Der Junge machte Miene, aus dem Bett zu ſpringen, Lora richtete ſich kerzengerade in den Kiſſen auf. Jetzt glitt ein ſeliges Lächeln über ihr ſüßes Geſicht, ſie hatte Lena erblickt, die im Halbdunkel an der Thür lehnte. „Tante Lena,“ jauchzte ſie und ſtreckte die Arme aus.

„Ruhe,“ gebot die Mutter; ihre große Geſtalt ſchob ſich wie eine Wand vor die Betten. „Fritz, ich wünſche

nicht, daß die Kinder abends nach ihrem Gebet noch abgelenkt werden. Du hätteſt eher kommen ſollen. Gut' Nacht. Seid ſtill!"

Ohne Wort verließ Langen hinter ſeiner Frau die Stube. Zögernd ſah ſich Lena an der Thür noch einmal um; Walter hatte den Kopf in's Kiſſen gedrückt, aber Lora ſaß aufrecht.

Der Laden vor'm Fenſter war angelehnt, durch den Spalt fiel ein matter Schimmer ſcheidenden Tageslichts mitten auf das ſchöne Kindergeſicht. Die Augen waren groß, mit einem merkwürdig ſehnſüchtigen Ausdruck emporgerichtet.

Es durchſchauerte Lena eigentümlich; ſie lief raſch auf das Bett zu und ſchlang, niederknieend, die Arme um den zarten Körper. Ihr Kopf ruhte an der warmen kleinen Bruſt, ſie flüſterte: „Haſt du Tante Lena lieb, Lora? Und den Papa auch? Sehr lieb, ja?"

Das Kind nickte mehrmals hintereinander, dann lehnte es ſich zurück in die Kiſſen, und ſagte ſchläfrig: „Tante Lena, ſingen!

Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein —"

Lena ſchüttelte verneinend den Kopf: „Nicht das Lied, Lora!" Ihr wurde bange vor den großen, ſehnſüchtigen Kinderaugen. „Ich will dir etwas ſingen vom ‚Marienkäfer' oder vom ‚Sandmann,' von dem ‚ſchwarzen und dem weißen Schaf'."

„Nein!" Lora ſtieß mit den Beinen die Decke tiefer herunter. „Zwei Englein! Zwei Englein!"

Lena ſang:

„Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich weiſen,
Zum himmliſchen Paradeiſe!“

Weich klangen die halblauten Töne durch das ſtille Zimmer.

Da — auf der Veranda heftiges Stuhlrücken, man hörte es bis hierher. Lena ſprang haſtig auf — jetzt drang auch die Stimme der Schwägerin durch; ſie klang erregt! Nun gedämpfte Worte des Mannes — und nun die Frauenſtimme noch einmal, noch erregter!

Lena huſchte zur Schlafzimmerthür hinaus, nebenan im Dunkeln ſtieß ſie auf den Bruder.

„Komm,“ flüſterte er, „Amalie wartet nicht gern!“

Sie traten in die Veranda. Am gedeckten Tiſch, obenan, ſaß Frau Langen, den Rücken nach dem Garten gekehrt. Die Gasampel brannte ſchon, ihr grelles Licht kämpfte mit der weichen Dämmerung draußen. Das Silber blinkte auf dem ſteif geſtärkten Tiſchtuch, die Schüſſeln dampften.

„Barben mit friſcher Butter und Peterſilienkartoffeln. Iß, Fritz!“ Amalie reichte ihrem Mann die Schüſſeln. Lena, die ihr gegenüberſaß, ſchien ſie nicht zu bemerken; als ſei da leere Luft, ſo blickte Frau Langen über ſie weg.

„Hier, Lena, nimm du auch,“ ſagte Langen und hielt der Schweſter die Schüſſel.

Schweigend langte Lena zu; ſie hätte lieber nichts gegeſſen, die Art und Weiſe der Schwägerin ſchnürte ihr die Kehle zu.

Draußen hatte ſich der Nachtwind aufgemacht und wiſperte in den Bäumen; eine der Glasſcheiben war geöffnet, ein wunderbar erquickender Duft nach Grün und nächtlicher Friſche kam herein. Ein Falter, vom Lampenlicht gelockt, taumelte über den Tiſch und verfing ſich in Amalies blondem Haar.

„Ä, das garſtige Tier!“ Sie riß ihn herab und trat ihn auf dem Boden tot. „Pfui, was giebt das für einen ekligen Fleck — Fritz, mach das Fenſter zu, es zieht unerträglich!“

In dem geſchloſſenen Glaskaſten entwickelte ſich eine drückende Luft, das Gas ſummte und ſtrahlte erhitzend nieder. Das Dienſtmädchen kam und brachte eine dampfende Mehlſpeiſe.

„So iß doch, Fritz! Ich denke dein Lieblingsgericht — was, du willſt nicht? So.“ Frau Amalie kniff die Lippen zuſammen und ſaß mit hochrotem Geſicht da.

„Ich danke,“ ſagte Langen ruhig, „ich habe keinen Appetit mehr; aber willſt du nicht Lena davon anbieten?“

„Da!“ Die Frau ſchob, ohne hinzuſehen, die Schüſſel über den Tiſch. Lena rührte ſich nicht, ſie ſtreckte die Hand nicht aus.

Jetzt eine Pauſe. Draußen geht der Nachtwind lauter, die Zweige des Nußbaumes, dicht am Haus, werden niedergebeugt und wiſchen über das Verandadach. Ein Vogel ſtößt an die geſchloſſenen Scheiben und jetzt —

Amalie ſprang plötzlich auf, ſo heftig, daß der Stuhl hinter ihr zu Boden polterte; mit einem Krachen brach ein Stück der geſchnitzten Lehne ab.

„Ich verbitte mir ſolches Benehmen in meinem Haus! Wenn ich jemandem etwas anbiete, hat er zu nehmen; wenn ich etwas nicht wünſche, hat er ſich danach zu richten. Hört ihr's? Ich will das, ich will das!“ Sie ſtampfte mit dem Fuß.

Langen war totenbleich geworden. Er faßte den Arm ſeiner Frau: „Amalie, ich bitte dich, was haſt du?“

„Geh nur, du!“ Sie ſchüttelte zornig ſeine Hand ab. „Meinetwegen . . ., meinetwegen kannſt du mit ihr ſchön thun, wie du willſt! Schade, daß ſie deine Schweſter iſt, daß du ſie nicht heiraten kannſt! Ich kann ja gehen, ich bin doch überflüſſig! Deine Liebe wird mir geſtohlen, die Liebe meiner Kinder — mein Gott, mein Gott!“ In konvulſiviſches Schluchzen ausbrechend, die Hände hoch erhoben, ſtürzte ſie davon; man hörte ſie polternd im anſtoßenden dunklen Raum, dann klappte die Thür zum Schlafzimmer der Kinder. Es war ſtill.

Lena bebte am ganzen Leib; ſie wagte nicht aufzuſehen. Ihr Herz pochte raſend, ſie fühlte ſeine Schläge bis hinauf in den Hals; ſie wollte ſprechen und konnte nicht. Ihre zitternden Atemzüge wehten über den Tiſch, andre zitternde Atemzüge antworteten. Draußen rauſchte es — ſonſt nichts.

Und jetzt, Geklapper! Lena ſchaute auf. Da ſaß er, hatte Teller und Beſteck weit von ſich geſchoben, die Arme auf den Tiſch geſtemmt und das Geſicht in den Händen vergraben. Die Thränen kamen ihr, das Entſetzen wich, und großes Mitleid trat an die Stelle. Sie wagte nichts zu ſagen, aber ſie ſtand leiſe auf, kauerte

neben dem Bruder nieder und ſchmiegte den Kopf an ſeine Schulter.

Minuten vergingen, eine Viertelſtunde, ſie rührten ſich nicht: nur enger umſchlangen ihn ihre Arme, ſie fühlte ſein Herz ſchlagen — da, ein greller Ton der elektriſchen Klingel! Lang, anhaltend wie ein vibrierender Hülferuf gellte er durch's Haus. Sie fuhren auf und horchten — das kam aus dem Zimmer der Kinder! Jetzt haſtiges Laufen, ein unterdrückter Schrei.

„Laß mich — Amalie!“ Langen ſprang auf und ſtürzte fort.

Lena blieb allein zurück, verwirrt ſah ſie um ſich. Da waren der umgeſtürzte Stuhl, das verſchobene Tiſchtuch, die halbgeleerten Schüſſeln; da der Teller und die Gabel darauf, wie Amalie ſie hatte aus der Hand fallen laſſen! Und über dem allen das grelle Gaslicht, grauſam klar die Disharmonie beſcheinend.

Horch, draußen der Wind in den Bäumen! Es wiſperte, es klopfte an die Scheiben. Und ſo allein! Lena fühlte, wie es ihr über den Rücken lief in der beklommenen Stille. Kam denn niemand? Nein, kein Menſch; ſie war vergeſſen! Wo blieben ſie, was ging vor?

Zögernd, Schritt vor Schritt ſetzend, tappte ſie nebenan durch die Stube; nun ſtand ſie vor der Schlafzimmerthür, die Hand auf der Klinke. Sollte ſie eintreten? Unſchlüſſig ſtand ſie. Da — drinnen Schluchzen, krampfhaftes, wildes Schluchzen, nun Stöhnen! Um Gottes willen, was war das?!

Lena trat ein. Auf dem Boden lag Amalie; ihr Kopf mit den feſtgeſchloſſenen Augen ruhte im Schoß des Dienſtmädchens, das neugierig und erſchrocken zugleich dreinſah. Sie ſchien Krämpfe zu haben, ſie zuckte an allen Gliedern; bald wurde ſie hoch emporgeſchleudert, bald wieder das gräßliche, unerträgliche Stöhnen.

Ihr Mann kniete neben ihr, rieb ihre Hände und beugte ſein ſorgenvolles, bleiches Geſicht tief auf das ihre: „Amalie, liebe Frau, um Gottes willen, beruhige dich! Amalie, Amalie!“

Sie öffnete die Augen nicht, ſie gab kein Zeichen des Erkennens.

In den Betten knieten die Kinder, jäh aus dem Schlaf geſchreckt; mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrten ſie drein, Loras Geſichtchen trug den Ausdruck angſtvollſten Entſetzens. „Mama, Mama!“

„Amalie, Amalie!“

Die geſchloſſenen Lider der Frau preßten ſich noch feſter zuſammen; kein Hören, kein Sehen.

„Mama, Mama!“ Die Kinder weinten laut, Lora war ganz außer ſich.

Lena umfaßte das Kind und drückte deſſen zitternden Körper feſt an ſich: „Lora, mein Liebling, mein Goldkind, ich bin ja bei dir, ich“ — Sie kam nicht weiter.

„Fort! Sie ſoll fort!“ Die am Boden Liegende war plötzlich aufgeſprungen. Jetzt ſtand ſie ſchon am Bett — jetzt ſchob ſie Lena zur Seite. „Mein Kind, mein Kind, — niemand ſoll es mir ſtehlen!“ Frau Langen fiel über das Bett und weinte herzbrechend.

Die Magd hatte in natürlichem Schicklichkeitsgefühl das Zimmer verlaſſen.

Langen verſuchte ſeine Frau aufzurichten; ſie klammerte ſich an den Kiſſen feſt und überſtrömte das Kind mit ihren Thränen.

„Amalie,“ ſagte er, „Amalie!“ Und nun in weichem Ton: „Geliebte Amalie!“ Mit zitternder Hand ſtrich er ihr über's Haar.

„Fritz!“ Sie ließ die Kiſſen fahren und warf ſich ihm an den Hals. „Ich liebe dich, ich liebe dich,“ ſchluchzte ſie, „ich will nicht teilen — fort, fort!“ Es war, als ſollte der Paroxysmus zurückkehren.

Lena drückte ſich zum Zimmer hinaus, ſie konnte es nicht mehr mit anſehen; ein ohnmächtiger Zorn war in ihr, der ihr dunkel vor den Augen machte und ihr Blut wallen ließ. Sie hörte noch draußen das geſchluchzte ‚Ich liebe dich‘ und das gütige Zureden des Bruders. Sie fühlte es, ſie mußte fort; hier war ihres Bleibens nicht länger. Wie gepeitſcht jagte ſie die Treppe hinan auf ihr Stübchen; erſt als ſie die Thür hinter ſich verſchloſſen, fühlte ſie ſich ſicher.

Ihr graute vor Amalies Augen, dieſen klarblauen Augen, die immer kalt und gleichgültig blickten und doch ſo aufflammen konnten. In beſinnungsloſer Haſt riß ſie ihre Kleider aus dem Schrank und ſtopfte ſie in den Koffer; nur fort, fort! Ein großer Jammer war in ihr, ſie biß die Zähne aufeinander, um nicht laut zu weinen; er hatte ſie nicht ſchützend in die Arme gezogen, er hatte Amalie nicht das Wort verboten! Er fürchtete ſich vor ſeiner Frau!

„O!“ Lena kauerte ſich in die Ecke des kleinen Sofas zuſammen, zog die Füße herauf und drückte den ſchmerzenden Kopf gegen die Lehne. Sie konnte nichts mehr denken, nichts überlegen, nur das eine: ‚Fort, fort!‘ Morgen in aller Frühe, ging der Expreßzug über Köln nach Berlin; um elf Uhr abends konnte ſie dort ſein, zu Hauſe, bei der Mutter. Und doch überfiel ſie ein Grauen vor dem heißen, ſtaubigen Berlin.

Fort, fort! Draußen rauſchte der Nachtwind; wie ſpät mochte es ſein? Es war ganz dunkel um ſie, nur durch die lichter ſich abhebende Öffnung des Fenſters ſah ſie die Moſelberge in finſteren Umriſſen. Im Haus war es ſtill, die Mägde nebenan in ihrer Kammer waren längſt zu Bett gegangen: ſie hatten nicht gelacht wie ſonſt allabendlich, ſie waren auch bedrückt. Welche Blamage vor den Dienſtboten! Lena fühlte, wie ihr das Blut immer heißer aufwallte und zu Kopf ſtieg; in ihren Ohren ſummte es — halt! Das hörte ſie doch, ein Raſcheln draußen vor der Thür.

Eine Hand drückte auf die Klinke, nun ein Pochen. „Lena!“

Sie horchte, aber ſie rührte ſich nicht. Es war des Bruders Stimme.

„Liebe Lena! Lena, hörſt du mich nicht?“

„Was willſt du?“

„Lena, es thut mir ſo leid, es iſt mir ſo unangenehm, ich bitte dich“ —

„Weiß Amalie, daß du hier biſt?“ unterbrach ſie ihn raſch.

„N—ein!“ Das ‚Nein‘ klang zögernd.

„So geh!“ Der Trotz ſtieg ihr zu Kopf. „Wenn du nicht den Mut haſt, offen zu mir zu halten, vor allen, dann“ —

„Lena, Lena, ſei doch verſtändig! Wir haben Kinder — ſie liebt mich — ich lebe mit ihr — ich — du weißt nicht, was die Ehe iſt!“

„Dann — dann danke ich! Ich reiſe morgen ab.“ Tonlos klang's und doch deutlich vernehmbar. Lena hielt ſich die Ohren zu, ſie mochte nicht hören, was der draußen ſagen würde. Heiße Thränen liefen ihr über die Wangen.

Alles ſtill. Ob er noch vor der Thür ſtand? Sie nahm die Hände von den Ohren — ja, er flüſterte: „Lena, was wird die Mutter ſagen? Amalie wird ſich beſinnen. Lena, Lena, thu mir's zulieb, reiſe nicht ſo Knall und Fall ab! Bleibe — mir zulieb!“

Wie ſchmerzlich das ‚mir zulieb‘ klang!

„Nein!“ Lena preßte wieder die Hände an die Ohren und den Kopf zwiſchen Sofakiſſen und Lehne. Sie konnte es nicht verhindern, daß ſie draußen immer noch das Flüſtern und Pochen hörte — oder war's ihr nur ſo?

Sie horchte. Nichts, gar nichts mehr! Er war gegangen.

II.

Der Morgen kam herauf. In dem kleinen Zimmer mit dem zerwühlten Bett und dem geöffneten Koffer war fahle Frühbeleuchtung.

Lena trat hin und her, ſchon in Hut und Mantel; jetzt ſah ſie ſich um. In dem nüchternen Licht erſchien

ihr alles anders wie geſtern. Im Dunkel der Nacht war ſie ſich wie eine Märtyrerin vorgekommen; Hirngeſpinſte, Träume hatten ſie umwoben — und jetzt —?! Was würde die Mutter ſagen? Zu Tode erſchrecken mußte ſie über ihre plötzliche Heimkehr. Und Fritz?! ‚Bleibe mir zulieb‘, hatte er geſagt. Er würde böſe ſein. Sinnend blieb Lena ſtehen. — Aber Amalie?

„Nein, ich reiſe ab!“ Der eigenſinnige Zug um Lenas Mundwinkel trat deutlicher hervor, mit einem Ruck warf ſie den Kofferdeckel zu und ſetzte ſich darauf; das Schloß ſchnappte ein.

Nebenan in der Mägdekammer rührte ſich’s, jetzt klappte die Thür. Lena öffnete raſch die ihre: „Marie, hören Sie! Wenn der Herr fragt, ſagen Sie, ich wäre abgereiſt. Ich muß abreiſen; ſofort!“ Sie vermied den Blick der Magd. „Ich will niemanden ſtören. Vom Bahnhof ſchicke ich einen Dienſtmann, geben Sie ihm meinen Koffer. Adieu!“ Schon war ſie die Treppe hinunter und Marie ſah ihr kopfſchüttelnd nach. Allzu verwundert war die Marie nicht.

Draußen war’s noch menſchenleer; in der Allee, zwiſchen den Villen und Gärten, begegnete der Eilenden niemand. Überall waren die grünen Jalouſien geſchloſſen; hinter den Eiſengittern die Blumen taubeſprengt. Und drüben, jenſeits der Moſel, die Berge in wunderbarem Duft; um die Spitze der Marienſäule das erſte Gleißen der hervorbrechenden Sonne.

Lena ſah nicht hin, ſie rannte wie auf der Flucht; jetzt mäßigte ſie ihren Schritt — die erſten Menſchen! Durch’s alte römiſche Stadtthor, in die innere Stadt

hinein, zogen die Marktleute, Wagen knarrten, Hunde bellten; Lena empfand das Quietſchen der Räder ſchneidend bis in's Mark. Sie fröſtelte; ſie war übernächtig, die Augen brannten, der Kopf ſchmerzte.

Jetzt war ſie am Bahnhof. Wenige Kofferträger lungerten umher; einen derſelben ſchickte ſie ab, und dann ſetzte ſie ſich in den Warteſaal. Es war ſo lange Zeit, über eine Stunde noch. Sie beſtellte ſich Kaffee und mochte ihn doch nicht trinken, ein übles Gefühl ſaß ihr in der Kehle; es war ihr alles zuwider. Sie fühlte ſich grenzenlos elend; verſtört ſchweifte ihr Blick an den Wänden auf und nieder. Da die Bilder einiger Potentaten, in Reih und Glied aufgehängt; in der Mitte die Büſte des Kaiſers, ſie war neugegipſt, der Eichenkranz ſaß ſchief. Und da das Buffet mit der unvermeidlichen dicken Mamſell, dem verſchlafenen Kellner und den vertrockneten Brötchen unter Glasglocken.

Ab und zu klappte die Thür; übermodern gekleidete Handlungsreiſende mit Muſterkoffern ſtürmten herein und riefen gähnend nach einer Taſſe Kaffee. Endlos dehnten ſich die Minuten. Lena ſtützte den ſchmerzenden Kopf in die Hand. Nie im Leben glaubte ſie unglücklicher geweſen zu ſein, nie unglücklicher ſein zu können; der öde Bahnhof, die herbe Morgenfrühe, hier ihr einſamer Winkel, die nüchterne Leere in ihrem eignen Innern, alles ſtimmte zu einander. Kein Menſch kümmerte ſich um ſie.

Und er ließ ſie ungehindert aus ſeinem Hauſe gehen. Wie eine, die etwas verbrochen, hatte ſie fliehen müſſen!

Sie ſtöhnte und biß ſich dann auf die Lippen; ſie hätte in heiße Thränen ausbrechen mögen, aber nein,

nicht weinen! Der Stolz verbot es ihr. Sie verſuchte nun doch den Kaffee, langſam, Löffelchen um Löffelchen, und dazwiſchen blickte ſie nach der Thür; ob der Kofferträger bald kam? Auf der Uhr dort über dem Buffet rückten die Zeiger allmählich vor.

Da — ſie ließ den Löffel aus der Hand fallen, daß er auf die Untertaſſe klirrte. Die Thür hatte ſich geöffnet; vor dem Dienſtmann her drängte ſich eine wohlbekannte Geſtalt, den Überzieher nicht zugeknöpft, den Schlips ungebunden, loſe herunterhängend.

Lena ſah's in einem Augenblick und mußte lächeln in aller Betrübnis — ihr ordentlicher Bruder, dem konnte das paſſieren? Ja, er liebte ſie doch!

„Lena, Lena!“ Landgerichtsrat Langen trat atemlos an den Tiſch. „Was thuſt du mir an? Marie ſagte mir eben, du ſeiſt fort, und gerade kommt auch der Dienſtmann und will deinen Koffer holen. Ich bitte dich, Lena, mach' keinen Eklat! Bleib, Lena!“ Er ſuchte ihren Blick.

Eine heimliche Freude durchzuckte ſie, aber ſie bezwang ſich. „Haben Sie den Koffer?“ fragte ſie den Träger.

„Jawohl, Madam!“

„Kommen Sie mit an den Schalter, ich habe noch kein Billet.“ Und ſich flüchtig zum Bruder wendend: „Ich bin gleich wieder hier.“

„Lena, Lena!“

Sie zögerte. Sein Ton durchſchauerte ſie; blaß und rot flog es über ihr Geſicht, unſchlüſſig ſenkte ſie den Kopf.

„Lena, wenn ich dich nun bitte?! Amalie hat mir verſprochen, liebenswürdig zu ſein, ſie läßt dich grüßen und bittet dich, zurückzukommen, ſie — zucke nicht ſo mit dem Mund! — ſie iſt wirklich verſtändiger als du!“

„So?“ Lena zuckte zuſammen, es traf ſie wie ein Schlag in's Geſicht. „Ich — ich — kommen Sie,“ ſagte ſie hart zu dem Dienſtmann.

„Lena, du biſt eigenſinnig, trotzig!“

Sie hörte ihn nicht mehr, ſie war ſchon hinaus. O, dieſes Mädchen! Unwirſch, mit raſchen Schritten, ging Langen vor dem Tiſch hin und her. Er kannte dieſe Falte zwiſchen ihren Brauen, dieſen Zug um den aufgeworfenen Mund. Eine tiefe Bekümmernis ſtieg in ſeiner Seele auf; wie würde ſie im Leben noch anlaufen! Die Mutter war viel zu ſchwach, er ſelbſt konnte nicht immer bei ihr ſein — und wenn auch, folgte ſie denn? Sie war liebevoll und ſchmiegſam, aber nur bis zu einer gewiſſen Grenze; da ſtand ihr eigner Wille, machte ſich breit und ließ nichts Anderes paſſieren. Nach wieviel Kämpfen hatte ſie's durchgeſetzt, Muſik zu ſtudieren. Sängerin werden! Sie hatten's ihr alle geſagt, ihr Körper ſei nicht ſtark, ihre Stimme ſchwach — vergebens! Die Mutter mußte nach Berlin ziehen, pekuniäre Opfer wurden gebracht, ſeit Jahren wurde nun ſtudiert; ſie mußte eben mit dem Kopf durch die Wand.

Ärgerlich riß Langen an ſeinem Schnurrbart. Da trat ſie wieder in den Saal, ſchlank und ſchmächtig im langen Reiſemantel, den Schleier zurückgeſchlagen von dem blaſſen aufgeregten Geſicht; ihre großen Augen blickten trüb.

Nein, er konnte ihr nicht böse sein! Eine große Zärtlichkeit wallte in ihm auf.

„Lena," sagte er weich, „meine Schwester!"

Sie war auf einen anderen Ton gefaßt gewesen; überrascht sah sie ihn an. Es war, als wollte sie sich an ihn schmiegen; sie ergriff seine Hand. „Es ist nett von dir, daß du noch gekommen bist; ich danke dir!"

„Böses Mädchen!" Er versuchte zu lächeln, aber es war ihm nicht danach. „Was wird die Mutter sagen? Und was du für einen harten Kopf hast!"

„Krause Haare, krauser Sinn!" Sie lachte wirklich, hellauf.

Es berührte ihn fast unangenehm; wie konnte sie nur jetzt lachen? „Lena, gestern sagtest du noch, du wüßtest, ich brauchte dich — heut' gehst du von mir, und es thut dir gar nicht leid?"

„O doch, o doch!" Ihr Lachen war verschwunden, sie preßte seine Finger in ihren beiden Händen und dann, rasch sich umblickend, ob auch niemand herschaue, drückte sie ihren Mund auf seine Hand. „Grüß' Lora und auch Walter. Du mußt mir nicht böse sein. Ich kann, ich kann nicht anders! Sie hat mich beleidigt, ich kann nicht vergessen!"

„Aber vergeben!" Er sah sie ernsthaft an. „Du wirst es lernen müssen im Leben."

„Vergeben?" murmelte sie, „nein, ich" — sie stockte, der Portier riß die Thür auf.

„Einsteigen, in der Richtung nach Gerolstein, Euskirchen, Köln!"

„Du mußt umſteigen in Köln," ſagte Langen haſtig, „du haſt anderthalb Stunden Aufenthalt dort. Schreib mir eine Karte vom Bahnhof, wie es dir geht."

„Ja, ja!" Ihre Stimme klang gepreßt, eine unnennbare Angſt vor der langen einſamen Reiſe überfiel ſie; und heute, gerade heute, hatte ſie ſo das Bedürfnis, ſich anzulehnen! Im Hinausgehen preßte ſie des Bruders Arm. „Fritz, lieber Fritz!" Sie weinte.

„Meine Schweſter!" Er half ihr in das Coupé, kein anderer Reiſender ſtieg ein, und dann ſchwang er ſich noch einmal zu ihr hinauf. „Leb wohl, Lena!"

Sie ſchluchzte laut und preßte ihren Kopf an ſeine Schulter.

„Lena, was machſt du uns für Kummer, dir und mir! Ich bin traurig."

Es wallte in ihr auf, trotzig wollte ſie erwidern: ‚Ich? Nicht ich, deine Frau macht dir Kummer', aber ſie ſah ſein Geſicht. „Du haſt ja Lora," ſagte ſie aus einer merkwürdigen Ideenverbindung heraus.

Er nickte. „Sie iſt mein einziges — mein größtes Glück," verbeſſerte er ſich raſch.

„Fertig!" Der Schaffner warf die Thüren zu.

„Leb' wohl, Lena, komm gut nach Haus!"

Noch ein haſtiger Kuß. Langen ſprang auf den Perron zurück. Lenas blaſſes verweintes Geſicht nickte zum Fenſter heraus.

* * *

Station auf Station. Die Eifelberge guckten rechts und links in's Fenſter. Lena ſah nicht hinaus. Den

wüſten Kopf an das Seitenpolſter gedrückt, ſaß ſie mit geſchloſſnen Augen. Sie fuhr wie aus einem Traum auf, wenn der Zug an einer Station hielt; dann duſelte ſie weiter. Der Wagen wurde hin und her geworfen, immer das gleiche Rrrrrr—, das eintönige Rattern der Räder. So ſaß ihr ein Rad im Kopf, das drehte ſich unaufhörlich um die gleiche knarrende Achſe.

Gekränkt! Eine andere vorgezogen! So war's beim Bruder gegangen, er hatte ſie lieb und hielt doch zu der anderen; ſo war's bei dem gegangen, um deſſentwillen ſie aus Berlin geflohen war! Wie hatte er ihr die Cour gemacht im vergangenen Winter! Sie hatten ſich oft bei einer befreundeten Familie getroffen, zu oft; er hatte ihren Geſang bewundert, ihr glühend die Hand geküßt, dann kam das Frühjahr — aus! Er hatte auch eine andere vorgezogen.

Hatte ſie ihn geliebt? Lena preßte die Augen feſter zu, eine Röte ſtieg ihr jäh in's Geſicht; wenn ſie das nur wüßte! Sie hatte ſchon oft zu lieben geglaubt; immer war aus den Trümmern einer alten Liebe das Morgenrot einer neuen geſtiegen. ‚Das muß ſo ſein‘, ſagte der berühmte Geſangsprofeſſor, ‚immer verliebt! Wo ſoll denn eine ſonſt den Ausdruck herkriegen?‘

Aber nun glaubte Lena nicht mehr an eine neue Liebe. Die rechte würde doch nicht kommen, nie, nie! Alles ging unter in dem Gefühl der erlittenen Kränkung, in dem neuen großen Unglücklichſein. Sie wollte nun nichts mehr von den Menſchen, nein, nur die Kunſt, die Kunſt! Sich an die mit allen Faſern klammern, immer ihr nach, ohne nach rechts und links zu blicken! Eine

ſtürmiſche Sehnſucht faßte plötzlich Lenas Herz; ein unwiderſtehlicher Drang trieb ihr Thränen in die Augen, ihre Wangen glühten.

„Gerolſtein!“

Sie fuhr auf; ſie war erſchrocken. Draußen Laufen auf dem Perron, Schlagen von Thüren, Rufen — jetzt wurde ihr Coupé aufgeriſſen.

„Steigen Sie ein, Herr, hier iſt Platz,“ ſagte die rauhe Stimme des Schaffners.

Wie unangenehm! Lena zog ſich ganz in ihre Ecke zurück, ſie hatte jetzt nicht Luſt auf Geſellſchaft; ſie ſchämte ſich der Thränen, die noch verräteriſch in ihren Augen glänzten, und ihrer heißen Wangen.

„Sie geſtatten,“ ſagte der Fremde, faßte an den Hut, brachte ſein Gepäck unter — Lena ſah Malutenſilien, Farbkaſten, Staffelei, Leinwandſchirm, Feldſtuhl — und warf ſich dann auf den Sitz, die Beine von ſich ſtreckend.

Der Zug raſſelte weiter.

Eine halbe Stunde war vergangen; nach und nach wurde die Landſchaft draußen flacher, die pittoresken Formen der Eifelberge verſchwanden, die ſchwermütig nackten Kuppen mit ihrer kahlen Einſamkeit machten ſanften Abdachungen, Äckern und Dörfern Platz. Schon tauchten Fabrikſchornſteine auf.

Lena fröſtelte, die ganze Poeſie war dahin; und dabei mußte ſie gähnen, eine ſchreckliche Leere in ihrem Magen quälte ſie. Sie hatte Hunger. Sie ſchämte ſich vor ſich ſelber; wie konnte man ſo unglücklich ſein und doch Hunger haben? Bis Köln würde ſie's noch aushalten müſſen. Unruhig glitt ihr Blick umher.

Ihr Gegenüber zog jetzt ein weißes Papierpacketchen aus der Handtasche; ein paar appetitliche Butterbrote waren darin, und zwischen Blättern auch Früchte. Das Wasser lief ihr im Mund zusammen, sie neigte sich vor und machte große Augen.

Als ob er's geahnt hätte, so sah er jetzt auf; ihre Blicke begegneten sich, sie wurde über und über rot, wie ein ertapptes Kind. Ein leichtes Lächeln hob seine Oberlippe, man sah die schönen weißen Zähne; auf der flachen Hand hielt er ihr das Papier hin. „Darf ich Ihnen etwas Obst anbieten? Auf den primitiven Bahnhöfen, die wir passieren, giebt's nichts Genießbares. Verzeihen Sie, ich wollte nicht unbescheiden sein!"

Lena hatte sich auf die Lippen gebissen und war in ihre Ecke zurückgefahren — was dem einfiel?! Es wurmte sie, aber gleich darauf kam ihr alles so komisch vor, sie mußte lachen. „Sehe ich so hungrig aus?" Und dann streckte sie die Hand aus und nahm eine Frucht und dann, zögernd, ein Butterbrot. „Ich bin auch hungrig! Es ist gewiß komisch, daß ich —" sie brach verlegen ab.

„O gar nicht!" Er hatte eine famose Art, ihr über die Befangenheit wegzuhelfen. „Reisegefährten sind ja für eine Weile Lebensgefährten — warum also nicht?" Er langte wieder in die Tasche und entkorkte eine Flasche. „Da, bitte trinken Sie!" Er hielt ihr einen Becher mit Wein hin.

Ohne Zögern that sie einen tiefen Zug, und noch einen. Der Wein war stark, die Schatten unter ihren Augen verschwanden, ihre Lippen wurden feucht und rot.

„Ich fühle mich jetzt ganz anders," murmelte ſie, „ſo viel friſcher, ich danke ſehr!" Ihre Augen glänzten.

Er fand ſie hübſch, viel hübſcher, als er anfänglich gedacht hatte. Dieſe ſchmale Stirn mit den Lockenringeln, der eigentlich zu große Mund mit der charakteriſtiſchen kurzen Oberlippe waren pikant. Ein Mund, der viel Amüſantes plaudern konnte, den es lockend war, zu küſſen.

„Mein Fräulein?" Es klang wie eine Frage.

Sie nickte.

„Alſo, mein Fräulein, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorſtelle: Bredenhofer, Richard Bredenhofer, Dilettant in allen Künſten — und ſonſt nichts!"

„O!" Sie ſchielte nach den Malergerätſchaften, die oben im Netz ſchaukelten.

„Nein, nein," er lachte halb ſpöttiſch, halb leichtſinnig, „wirklich nur ein Dilettant, auch hierin. Aber man giebt die Hoffnung im Leben nicht auf. Einmal muß es doch kommen, das, nach dem man Durſt hat, das" — er ſchloß die Hand und öffnete ſie wieder — „das — ich weiß nicht, wie ich's nennen ſoll!"

„Ach," ſie wurde zutraulich, „geht's Ihnen ſo wie mir? Ich hatte nicht bloß Hunger auf Ihr Butterbrot. Sind Sie auch nie ſatt? Ich meine geiſtig. Einen Tag iſt man ſo voll und könnte die Welt ſtürmen, und den anderen iſt man dann wieder ſo erbärmlich und klein und hat gar keine Courage zu was. Es iſt greulich!" Sie legte die Hände ineinander und ſah wehmütig drein. „Ob große Leute, wie Schiller und Goethe und Beethoven und Mozart, auch ſo gefühlt haben?"

„Dieſe führenden Geiſter? Sie greifen gleich ſehr hoch!"

„Hoch oder gar nicht!“ Sie warf den Kopf hintenüber.

„Das ſage ich auch!“ Seine Augen blitzen. „Wer will es uns wehren, nach den Sternen zu greifen? Hallo!“ Er ſprang auf, die Früchte rollten ihm unbeachtet vom Schoß auf den ſtaubigen Coupéboden. „Sie ſind Künſtlerin, gnädiges Fräulein?“

„Ich möchte gern.“ Ein banger Ausdruck trat in ihr Geſicht. „Wenn's mir nur gelingt!“

„Es wird, es wird!“ Er ſah ſie an.

Sie blickte geradeaus, ihre Augen waren tief geworden, ihr ſchmales weiches Geſicht erſchien bedeutender.

„Ich muß etwas erreichen,“ ſagte ſie wie für ſich. „Ja“ — ſie ſagte es mit Vehemenz, alle ihre Enttäuſchungen, beſonders der letzte Kummer fielen ihr wieder ein. „Alles andre iſt doch nichts! Ich möchte eine große Sängerin werden. Wiſſen Sie“ — nun klang ihr Ton gemäßigter — „wir hatten in unſerem Garten in der kleinen Stadt, wo mein Vater Landrat war, einen Birnbaum, einen ſehr großen Birnbaum; unten hingen immer Birnen genug, die mochte ich aber nicht. Oben an den Äſten, die, auf welche die Sonne prall ſchien, die der Wind ſchaukelte, die wollte ich. Xmal bin ich als Kind hinaufgeklettert, oft heruntergefallen, und wenn ich nicht 'ran konnte, weinte ich. Es geht mir immer noch ſo.“

„So?“ Er fuhr ſich mit geſpreizten Fingern durch die Haare, und dann ſagte er zerſtreut nochmals: „So, ſo.“ Jetzt lachte er kurz auf und ſtrich ſich wieder durch die Haare mit der gleichen nervöſen Bewegung. „Ja, die Früchte, die ſitzen verdammt hoch, aber man muß nur den Glauben an ſich ſelbſt nicht verlieren — ä!“ Er

zuckte mit den Schultern und griff dann mit raſcher Bewegung nach dem Becher. Er füllte ihn auf's neue. „Proſt, gnädiges Fräulein, proſt! Es lebe die Kunſt!"

Sie nickte ihm zu. Das Fenſter war geöffnet, ein raſcher Wind fächelte herein und hob ſpielend die braunen Lockenringel auf der Mädchenſtirn. Lena fühlte keinen Kopfſchmerz mehr, ſie dachte augenblicklich herzlich wenig an den letzten ſchweren Kummer. Es plauderte ſich gut mit dem Reiſegefährten. Er war hübſch; was er ſagte, ſchien klug. Er hatte etwas — wie ſollte man's nennen? — etwas Nachläſſiges im Reden, leichtlebig Freies, und doch zuweilen einen ſchwermütigen Augenaufſchlag. Er war entſchieden ein Künſtler.

Der Zug raſte dahin, die Zeit verging raſch. Lena hatte eine unangenehme Empfindung im Herzen, als es hieß: Köln. Nun mußte man ſich trennen — ſchade!

Aber nein, er fragte: „Reiſen Sie auch weiter nach Berlin?"

„Natürlich!" Sie lachte fröhlich auf, ſie war auf einmal ſo vergnügt. Alſo aus derſelben Stadt — wie konnte es auch anders ſein?! Sie waren plötzlich wie alte Bekannte.

Auf dem weiten Perron, vor dem in einer Art von mauriſchem Stil gehaltenen Bahnhofsgebäude, wogten die Reiſenden hin und her. Es war ein ſehr internationales Publikum mit Wagenladungen ungeheurer Koffer; ſchon auf zehn Schritt roch man das Chypre der Engländerinnen und das Patſchuli der Franzöſinnen.

Die Kölner Gepäckträger mit ihrer breiten faulen Sprache machten ſich Platz: „Aufjepa—a—aßt!"

„Kelniſche Zei—i—tung! Kladderrrrra—a—dattſch!“ Ein Zeitungsjunge ſchrie mit gellender Stimme.

„Fatal!“ Bredenhofer fuhr ſich mit beiden Händen an die Ohren. „Ä, ich kann den Lärm nicht ertragen; gräßlich! Wir haben Zeit genug, gehen wir in den Dom!“ —

Und nun ſtanden ſie auf dem Domplatz; ungeheuer, wie ein ſteinerner Berg, deſſen Spitzen in den Himmel ragen, hob ſich der Dom vor ihnen. Die Kreuzblumen der Türme von blauem Äther umfloſſen; goldener Sonnenſchein verklärte den grauen Koloß.

Lena kannte Köln, ſie kannte den Dom; ſo ſchön wie heute war er ihr noch nie erſchienen, das lebhafte Entzücken ihres Begleiters ſteckte ſie an.

Bredenhofer war ganz aufgeregt. Mit allen möglichen techniſchen Ausdrücken erklärte er ihr dieſes und jenes — ſie war erſtaunt, was er alles wußte — und wo ihm ein Ausdruck mangelte, half er ſich durch einen Witz. Mit einem aus Heiterkeit und Andacht gemiſchten Gefühl trat ſie in's Portal.

Drinnen heiligſte Dämmerung, durchſchoſſen vom wunderbar myſtiſchen Licht der bunten Glasfenſter. Unter'm Kreuzgewölbe eine ſchwebende Luft von Weihrauch und geſchmolzenem Wachs; vor den Seitenaltären flackernde Kerzen und ſteife Heiligengeſtalten, die gekrümmten Finger ſegnend ausgeſtreckt. Es zwang einen zum Flüſtern; wer hätte hier ein lautes Wort gewagt?

Lena war blaß geworden; die kühle Dämmerung durchſchauerte ſie und daneben eine ſcheue Ahnung der großen hohen Poeſie. Ihre Bruſt hob und ſenkte ſich,

ihr Atem zitterte, verſtohlen ſah ſie ihren Begleiter an. Er hatte den Hut abgenommen, ſeine Stirn leuchtete merkwürdig weiß, wie die eines Mädchens; er ſtarrte geradeaus und bewegte die Lippen.

Nun fühlte er ihren Blick, er faßte nach ihrer Hand und hielt ſie mit leiſem Druck; ſie wagte nicht, ihre Finger wegzuziehen. Auf den Zehenſpitzen ſchlichen ſie an den geſchnitzten Beichtſtühlen entlang; wie ſchön mußte es ſein, ſich hinter den grünſeidenen, ſanftrauſchenden Gardinchen all ſeiner Kümmerniſſe zu entledigen! Lena fühlte ihr Herz klopfen, ſie bedauerte faſt, daß ſie nicht katholiſch war.

Jetzt waren ſie in der Seitennische, vor dem kleinen Altar des wunderthätigen Marienbildes; das Triptychon war geöffnet, das ſüße Madonnenantlitz mit dem ſich anſchmiegenden heiligen Kinde lächelte vom Goldgrund auf ſie nieder. Unwiderſtehlich fühlte ſich Lena niedergezogen — es war Bredenhofers Hand, die ſie zwang, auf dem ſchmalen roten Bänkchen zu knieen, ſein warmer Atem ſtreifte ihre Wange.

Halb geſungen, halb geflüſtert klang es ihr in's Ohr:

„Im Dom, da ſteht ein Bildnis,
Auf goldenem Grunde gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hat's freundlich hineingeſtrahlt —“

— — — — — — — — — — — —

Er hielt noch immer ihre Hand, jetzt — jetzt — der Druck! Sie erſchrak bis in's innerſte Herz.

„Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebſten genau!“

Sie war gemeint, ſie fühlte es und ſie errötete über und über. Sie hob die Lider nicht.

Jetzt gab er ihre Finger frei. Ohne Wort, ſtumm nebeneinander herwandelnd, durchſchritten ſie die andere Seite der Kirche. Jetzt kam das Portal. Sie waren wieder draußen.

Das laute Gewühl des Marktes ſchlug ihnen entgegen, Droſchken jagten zum nahen Bahnhof, Laſtfuhrwerke ratterten hinunter zur Schiffbrücke; es war wieder Tag, nüchterner Tag, greller Sonnenſchein fiel auf's Pflaſter. Lena blinzelte, ſie ſchloß für einen Augenblick die Augen.

„Nehmen Sie meinen Arm," ſagte Bredenhofer, und ſie that's ohne Ziererei. Arm in Arm ſchlenderten ſie an den Läden der Hochſtraße entlang. Wer kannte ſie beide hier in der fremden Stadt? Menſchen im Geſchäftsſchritt haſteten vorüber, bunt gekleidete Kölnerinnen mit auffallenden Hüten machten ihre Einkäufe in den Läden; die beiden wanderten zwiſchen allen durch, aus einer ganz anderen Welt kommend, ſich gegenſeitig fremd und doch einander ſo merkwürdig nah. Es fiel Lena gar nicht ein, daß ſie Unſchickliches that; harmlos vergnügt hatte ſie den Schleier zurückgeſchlagen und den weiten Mantel aufgeknöpft, man ſah ihre ſchmale, zarte Geſtalt und die angedeuteten Grübchen in ihren Wangen.

Sie traten in ein Reſtaurant und ſaßen auf dem tellergroßen Plätzchen vor der Thür, hinter der verſtaubten Epheuwand. Münchener Bier ſchäumte in den gelblichen Steingutſeideln; Lena trank und dann hörte ſie wie aus

weiter Ferne, wie im Traum den Lärm der Gasse. Sie war so weit weg.

„Was für ein liebes Gesicht," dachte Bredenhofer. Er saß ihr gegenüber. Eine dreiste Fliege mit dickem blauem Leib und blitzenden Flügeln kam und schwirrte um die kleine gerade Mädchennase; die zierlichen Nüstern blähten sich und zitterten. Jetzt kam das Insekt und flog auf das Seidel des Mannes und tunkte den winzigen Saugrüssel in die braune Flüssigkeit. Jetzt schwirrte es berauscht davon.

Aus einem nahen Fenster kam dünnes Klavierspiel — Bachsche Fugen oder so etwas — aber man merkte es den klimpernden Fingern an, sie waren mehr zu einem Walzer oder einem schwenkenden Rheinländer disponiert. Jetzt klang ein scharfer Mißton.

„Ces, ces!" Der junge Mann fuhr aus seinem Sinnen auf. „Moll, Moll, doch nicht Dur! Heiliger Sebastian Bach" — er riß die Uhr heraus — „es ist die höchste Zeit, wir müssen fort!"

Im Sturmschritt durchquerten sie den Domplatz; die Uhr über dem Bahnhofsportal wies nur noch wenige Minuten bis zum Abgang des Zuges. Aber Bredenhofer fand doch noch Zeit; er kaufte dem blassen, spillrigen Ding mit den dreisten Augen, dort am Eingang, einen Strauß duftiger Herbstveilchen ab und preßte sie Lena in den Gürtel.

„Viel Plaisier auf die Hochzeitsreis'!" schrie das Mädel hinter ihnen drein.

Sie stürmten die hohe Steintreppe hinan, lachend, atemlos — nun saßen sie im Coupé. O weh, noch vier

Perſonen darin! Zwei rundliche Holländerinnen mit Teint wie Milch und Blut und Augen, die nicht von lauter Butter und Käſe ſo blinkten. Ein dicker Phlegmatikus ſchien der Ehemann der einen. Neben ihm blinzelte ein Geſchäftsreiſender — man erkannte ihn am Schlips letzter Mode und am Siegelring — nach der anderen Schönen.

„Aaa—chtung!“ Karren raſſelten, Thüren klappten.

„Kelniſche Zei—i—tung! Kladderrrrra—a—dattſch!“

„Bier gefällig?! Bi—er! Bi—er!“

„Kladderrrrra—a—dattſch!“

„Noch glaubt man mit einem Fuß in der Poeſie zu ſtehen, und ſchon iſt man mitten in der Proſa! O weh,“ ſeufzte Bredenhofer und fuhr ſich mit der ihm eigentümlichen nervöſen Handbewegung durch das Haar.

Der Zug ſetzte ſich in Fahrt. Bald lag Köln fern; Dom und Hochſtraße, alles der flüchtige Traum einer ſonnigen Mittagsſtunde.

* * *

Sie hatten viel geplaudert, halblaut, die Köpfe nah zuſammengeneigt. Es hatte einen eigentümlichen Reiz gehabt, ſo verſtohlen miteinander zu ſprechen, unverſtanden von den übrigen. Dies Flüſtern brachte ſie ſich gegenſeitig näher, es richtete eine Mauer um ſie auf, über die kein neugieriges Auge ſchauen konnte.

Es war längſt Abend. Draußen vor den Coupéfenſtern undurchdringliche Dunkelheit, nur ab und zu huſchte eine ſchwach erleuchtete Station vorüber. Immer

weiter von der sonnigen Mittagsstunde fort, immer näher, näher dem großen Berlin, in dem man untersinkt in Menschenwogen und sich nie mehr begegnet.

Lena hatte geschlafen; sie wachte verwirrt auf. Oben an der Decke, vom blauen Gardinchen verhüllt, der umflorte Schein der Lampe; jenseits das Fenster geöffnet, trotzdem eine warme matte Luft im Coupé. Lena faßte sich an den Kopf und strich sich die wirren Haare aus den Schläfen; sie hatte geträumt, sie wußte nicht recht, wo sie war — bei Fritz oben im kleinen Stübchen, im großen Kölner Dom oder zu Hause, drei Treppen hoch, in Berlin?

Verwundert machte sie die Augen weit auf; sie war in der Eisenbahn, aber die Sitze leer, das viele Gepäck verschwunden. Wo waren die dicken Holländerinnen mit dem phlegmatischen Ehemann, wo der Geschäftsreisende? Alle weg; nur ihr gegenüber in der Ecke saß Bredenhofer und sah sie unverwandt an.

„Wo — wo — wo sind sie?"

„Alle ausgestiegen, in Braunschweig, Magdeburg, was weiß ich!" Er lächelte. „Sie haben lange geschlafen, süß geschlafen; Sie haben nichts gemerkt."

„O!" Sie zog ihre lässig ausgestreckten Füße näher an sich und richtete sich stramm auf. Sein unausgesetzter Blick verwirrte sie. „Wie lange dauert's noch bis Berlin?"

Er zog die Uhr. „Eine Viertelstunde!"

Ein Schreck durchfuhr sie, so plötzlich, so jäh, daß sie über diesen Schreck nun wieder auf's neue erschrak. Warum fürchtete sie sich, wovor? Das Blut stieg ihr zu Kopf, es wirbelte ihr vor den Augen.

„Es thut mir leid," hörte ſie ſeine weiche Stimme ſagen, „ſehr leid; ich wünſchte, es wären noch Stunden bis Berlin. Es iſt merkwürdig, wie man ſich mit jemandem in einer kurzen Spanne Zeit ſo anfreunden kann! Das macht: gleiches Denken, gleiches Empfinden und der Gott, der uns in der Bruſt wohnt. Schlagen Sie ein" — er hielt ihr die Hand hin — „ſagen Sie mir, daß Sie dem Reiſegefährten ein freundliches Andenken bewahren werden; ja?"

„Wenn Sie das Gleiche thun," antwortete ſie zögernd.

„Mein Gott!" Er lachte, dann ſang er mit einer ſehr angenehmen Tenorſtimme:

„Andre Städtchen kommen freilich,"
Andre Mädchen zu Geſicht;
Ach, wohl ſind es andre Mädchen,
Doch die eine iſt es nicht!"

„Die eine iſt es nicht," wiederholte er mit zärtlichem Tonfall.

„Sie ſind ja auch muſikaliſch," ſagte ſie ausweichend, „Sie können doch alles!"

Er hielt ihr noch immer die ausgeſtreckte Hand hin. „Bitte, ſagen Sie mir doch, daß Sie mich nicht ganz vergeſſen werden! Bitte, Fräulein Langen!"

Sie wagte nicht, ihn anzuſehen. „O nein," brachte ſie gepreßt hervor. Sie ſprang auf und griff nach ihren Sachen; ſie ſtellte ſich recht ungeſchickt dabei an. Er half ihr. Er hielt ihr den Mantel, beim Hineinſchlüpfen fühlte ſie, wie er ſanft ihren Arm preßte; ſie bekam ein eigentümliches Beben in den Knieen. Und dann drückte

ſie ſich den Hut auf's Haar, zog die Handſchuhe an und ſaß ganz ſtill mit zuſammengelegten Fingern.

Er ſtand am Fenſter. „Da — da," ſagte er plötzlich, „ſchon das lange Rangiergeleiſe und die vielen Lichter!"

Rot, blau, grün glitt es vorüber, der Zug fuhr langſamer.

„Jetzt — jetzt ſind wir gleich da!"

Kritſch, kratſch! Das Quietſchen der Räder ging durch alle Nerven.

Lena ſprach nichts; ſie ſaß da und ſenkte den Kopf auf die Bruſt und ſchielte doch von unten herauf immer nach den vorübergleitenden Lichtern und fühlte, daß ihr das Herz ſchlug bis in den Hals. Er trat unruhig von einem Fuß auf den andern, das Fenſter lief an unter ſeinem Hauch. Es war ſo warm, ſo beklommen im Coupé und ſo ſtill.

„Da —," ſagte er noch einmal, „wir ſind da!"

Der Zug donnerte in die Bahnhofshalle, es wurde blendend, betäubend hell.

„Leben Sie wohl!"

Sie fühlte eine Hand unter ihrem geſenkten Kinn, warme Lippen legten ſich auf die ihren — einen Augenblick, eine kurze einzige Sekunde — — —

Sie ſtieß ihn nicht zurück, ſie konnte nicht dafür, ihr Mund zuckte unter dem ſeinen, einen Augenblick, eine kurze einzige Sekunde, dann —

„Berlin! Alles ausſteigen!" Die Thür wurde aufgeriſſen.

Gewirr, Geſchrei, Gewoge. Lena ſah alles und ſah doch auch wieder nichts — ein haſtig geflüſtertes, ſcheues Adieu — jetzt ſtand er ſchon unten auf dem Perron — jetzt rollte ſich ein dunkler Knäuel der Ausgangstreppe zu, darunter war er — ah, jetzt war er verſchwunden!

Sie würde ihn nie wiederſehen! —

Lena folgte mechaniſch dem Gepäckträger; ſie fühlte auf einmal wieder ihren ganzen Kummer.

III.

„Höher, höher, ſingen Sie doch höher! Ich begreife nicht, wie man das nicht thun kann!“ Der berühmte Geſangsprofeſſor Dämel fuhr ſich an die Ohren. „Herr Gott nochmal, ſingen Sie gleich höher, es iſt nicht zum Aushalten — höher, höher, ich werde raſend!“ Er ſchrie; die Schülerin, ein junges dickliches Ding von robuſter Geſundheit mit dummen aufgeriſſenen Augen, brach in Thränen aus.

„Weiter, weiter!“ Der Profeſſor zog die Uhr und trommelte nervös auf dem Rücken des Begleiters. „Spielen Sie dieſelbe Leier noch mal. Fräulein Langen, Sie jetzt! Aber ich bitte hoch genug; es iſt zum Verrücktwerden!“

Das überſchlanke Mädchen trat neben den Flügel. Lena Langen hatte ſich wenig verändert ſeit dem Herbſt, die ſcharfe Winterluft draußen hatte das blaßbräunliche Geſicht nicht friſcher gefärbt; jetzt brannte ihr das Rot

der Erregung auf den Wangen, gerade unter den Augen, ſie ſah ängſtlich drein.

Der Begleiter ſchlug die einleitenden Akkorde an, es war die große Arie aus der Schöpfung: Auf ſtolzem Fittich ſchwinget ſich der Adler. Das Recitativ glückte; aber nun — „Mehr Kraft, Kraft," brüllte der Profeſſor. „Halt! Denken Sie, mit ſolchem Gepiepe ſchwingt ſich ein Adler? Höchſtens eine Gans."

„Ha ha, ha ha ha!" Allgemeines Gelächter. Profeſſor Dämel ſah ſich ſchmunzelnd, den langen glänzenden Bart ſtreichend, um. Er liebte es, Witze zu machen, und wenn ſie auch ſchlecht waren, was ſchadete das? Aus berühmtem Mund macht ſich dergleichen immer geiſtreich.

Sämtliche Schülerinnen der Enſembleſtunde wollten vergehen vor Lachen — nein, war das amüſant, witzig! Kein Adler, eine Gans, ha ha ha! Sie hielten die Taſchentücher vor's Geſicht und pruſteten.

Der Profeſſor konnte mit dem Erfolg zufrieden ſein. Noch ein Schmunzeln, dann mit plötzlicher Amtsmiene, aber in gemäßigterem Tone: „Bitte, noch einmal, Fräulein Langen! Mehr Kraft! Tief Atempumpen, hier, hier" — er ſchlug ſich auf den Bauch — „Stimmritze weit offen! Alſo!"

Die Arie begann von neuem. Lena ſtrengte ſich übermäßig an; die Sehnen an ihrem Hals ſchwollen, ſie holte Atem, daß man glaubte, die Bruſt müſſe ihr zerſpringen, das Notenblatt in der Hand bebte. Nun war ſie zu Ende. Ein Kitzel kam ihr in die überanſtrengte Kehle, ſie quälte ſich mit einem kurzen Gehüſtel.

„Leidlich, leidlich," ſagte der Profeſſor. „Muſikaliſche Auffaſſung ganz gut, auch die Intonation — hm, hm — aber Sie können das Muſikſtück nicht zur Geltung bringen, Ihnen fehlen eben die Stimmmittel. Nicht alle Mittel, bewahre," ſetzte er nach einem raſchen Blick in das Geſicht der Schülerin hinzu, „jedoch — hm — der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach!" Wieder ein Witz! Nein, heute jagte einer den anderen!

„Die Folgende!"

Ein elegantes Kleid rauſchte; mit Wohlgefallen ſah der berühmte Mann auf die üppige Geſtalt. Fräulein Krotoſchinska war aus Oſtpreußen — ‚Aſtpreißen', ſagte ſie —, wollte zur Bühne gehen und ließ ſich jetzt, das letzte halbe Jahr auf dem Konſervatorium, eigentlich nur noch herab, die Stunden zu beſuchen. Pünktlich war ſie nie geweſen, aber deſto talentierter. Sie konnte zwei Töne nebeneinander treffen, ſogar zuweilen die Terz; ſie hielt ſich einen Begleiter, ſogenannten Einpauker, und hatte dieſer zwanzigmal eine Sache mit ihr durchgearbeitet, wickelte ſie ſie ab, wie auf der Drehorgel. Aber wenn Fräulein Krotoſchinska ſo daſtand, die volle Bruſt herausgedrückt, die großen Augen umherfeuernd, ihre mächtigen Töne herausſchleudernd, dann mußte jeder geſtehen: „Ah, dieſes Talent!"

Profeſſor Dämel ſtrich immer häufiger den glänzenden Bart, er war ſehr befriedigt. Das ſtark ‚Aſtpreißiſche' ſtörte ihn nicht, ebenſo wenig das Tremolo. Bei dieſem Material! Er ſchätzte es beſonders, weil es ihm noch nicht gelungen war, es zu ruinieren. Und dann die Erſcheinung! „Sehr gut, liebes Kind, ſehr gut!

Setzen Sie sich. Ich bin von Ihrer Zukunft überzeugt. Famos, ganz famos. Schonen Sie sich nur um Gottes willen! Recht vorsichtig, vorsichtig! Sie sind es der Kunst schuldig!“

Die große Person mit dem breiten Brustkasten und den ausladenden Hüften setzte sich stolz. Sie war etwas müde, sie hatte die Nacht durch getanzt, und heute stand noch viel Amüsement bevor. Beim Lob des Professors verzog sie die Lippen zu ihrem stereotypen, ruhigen Lächeln — wie der gute Mann sich anstrengte! Er war wirklich sehr nett zu ihr; kniff sie gern in die Backen und tätschelte ihr die Schulter, wenn sie allein waren. Fräulein Krotoschinska hatte nichts dagegen, er war ja ein alter Mann, wenigstens aus den Jahren, die bei ihr in Betracht kamen. Sie schloß die Augen halb und hörte nicht im entferntesten auf die Klänge des Klaviers und die ewigschönen Meisterweisen; in ihren Ohren war nichts wie Tanzgeklimper und Kleiderrauschen und Schlittenklingeln und Pfropfenknallen. Ja, solch ein Talent! Die Brillantboutons in ihren Ohren funkelten. Sie seien nicht echt, meinten die Neidischen; aber sie waren es doch. Fräulein Krotoschinska sagte nicht, von wem sie sie kürzlich bekommen hatte, selbst Lena Langen wußte nicht darum, und die war doch entschieden die Bevorzugte, die saß neben der Krotoschinska und bekam allerhand in die Ohren getuschelt. Sie that ja auch der schönen ‚Astpreißin‘ in keiner Beziehung Eintrag.

Die Stunde ging weiter. „Der Gerechte muß viel leiden,“ seufzte der berühmte Mann dem Begleiter in's Ohr. Und dann laut: „Wir haben nun den Adler

Unwillig ſah ſie ihn an, ſie war ihm böſe, zornig auf jedes und jeden, dabei hätte ſie bitterlich weinen mögen; unterdrückte Thränen funkelten in ihren Augen.

„Fräulein Langen, was ich Ihnen ſagen wollte,“ — der Profeſſor in ſeinem koſtbaren Pelz beugte die lange Geſtalt näher — „Sie ſollten nur Schumann ſingen. Sie haben darin ſo etwas — etwas —“ ein cyniſches Lächeln flog flüchtig über ſein Geſicht, er legte für einen Augenblick den Zeigefinger unter das zarte Kinn des Mädchens. „Sie haben ſehr viel Temperament, Fräulein Langen!“

Sie wurde blutrot und warf den Kopf zurück.

„Keine Schande, mein liebes Kind, im Gegenteil!“ Profeſſor Dämel wurde ganz väterlich, er legte ihr die Hand auf die Schulter. „Keine Künſtlerin ohne Paſſion! Blut, warmes Blut gehört zum Beruf; nicht bloß zur Bühnenſängerin, auch für den Konzertſaal, für den Konzertſaal! Wer in die Öffentlichkeit tritt, etwas erreichen will, der —“ Er lächelte wieder, das gleiche, unangenehme Lächeln, wie vorher, und dabei nahm er jetzt ihre Hand und tätſchelte ſie. „Hören Sie, mein Kind, und wenn Sie etwa dieſen Winter in einem größeren Konzert ſingen wollen, ich arrangiere Ihnen das. Wenden Sie ſich nur vertrauensvoll an mich, ich bin Ihr beſter Freund!“

Wieder das Tätſcheln, dann zog er den hohen Hut und ging. Das Mädchen ſah ihm nach mit zuſammengezogenen Brauen und einem bitteren Zug um den Mund. Sie hätte ihn fortſtoßen mögen, dieſen Mann mit den platten Witzen und der ſchleichenden Liebenswürdigkeit;

ſie hatte oft erzählen hören, daß Schülerinnen, die vom Profeſſor beſonders protegiert wurden, nicht immer am beſten ſangen. Heute hatte auch ſie ihm gefallen. Aber nicht ihr Geſang intereſſierte ihn, ihr heißes Bemühen, ihr heißes Streben — einzig und allein das andere!

Heftig trat ſie auf den Boden. Ihre Hand ballte ſich in den Falten des Kleides zur Fauſt. Nein, nur um der Kunſt willen, der reinen hohen Kunſt willen, wollte ſie aus dem Gros hervorgezogen werden und daſtehen und den ſtaunenden Zuhörern an's Herz legen, was unvergängliche Meiſter an Poeſie und Empfindung in himmliſche Melodien gegoſſen. O wie ſchön mußte es ſein, in andächtige, bewundernde, thränenfeuchte Augen zu ſehen, ſich eins zu fühlen mit dem großen Komponiſten, ſein Mund zu ſein, ſeine Gefährtin im Dienſt der göttlichen Muſik!

Lena fühlte ſich begeiſtert, erhoben. Ein Strom von Empfindungen wallte in ihrer Seele hin und her, ſie fühlte ſich augenblicklich ganz beſonders berufen und auserwählt. Eine heilige Freude erfüllte ſie, ein Gehobenſein über die ganze Welt — da — ſie zuckte zuſammen, eine beringte Hand tupfte ſie auf den Arm.

„Na, Langenchen, Kindchen, was ſtehn Sie da? Das Mannchen war heut ganz niedlich, hat ſich auch bei Ihnen 'rangeſchmuggelt, was? Glauben Sie mir, Kindchen, das iſt das baſte, das baſte. Mit der Kunſt iſt das ſo 'ne Sache!“ Die ſchöne ‚Aſtpreißin‘ ſteckte zwei Finger in den Mund und pfiff darauf.

„Laſſen Sie mich in Ruh',“ ſagte Lena herb und ſtieß ſie zurück.

Wo war die heilige Freude, wo das Gehobenſein? Weg, ganz weg; ſtatt ihrer eine tiefe Niedergeſchlagenheit, eine kleinmütige Trübſeligkeit ſondergleichen. Den Kopf tief geſenkt, ſchritt ſie über's Trottoir, die belebte Potsdamerſtraße hinunter. Draußen in einer der neuen Straßen, nicht weit vom Matthäikirchhof wohnten ſie; da war es anſtändig und doch verhältnismäßig billig.

Sie fühlte ſich müde, an allen Gliedern zerſchlagen, im Hals ſaß ihr ein Kitzel und in der Bruſt ein Brennen. Was wollte ſie eigentlich mit der ganzen Singerei, dem In-die-Stunden-laufen, dem Solfeggieren, dem Arienkollern? Aus ihr wurde doch zeitlebens nichts, gar nichts. Lange Zeit zum Warten, zum Werden lag auch nicht mehr vor ihr, ſie war ſchon fünfundzwanzig; und wenn auch die überſchlanke Figur ſie ſehr jungmädchenhaft erſcheinen ließ, der Spiegel zeigte ihr oft müde Augen und auf den Wangen eine gewiſſe herbſtliche Bläſſe. Wie lange noch und ſie war zu alt für eine Anfängerin auf der Bahn des Geſangesruhms.

Langſam ſtolperte Lena voran. In ihrem Kopf nichts wie trübe Gedanken. Alles ging ihr auch fehl im Leben; worauf ſie ſich freute, das wurde zu Waſſer, was ſie liebte, das wurde ihr genommen. Sie dachte an all die Courmachereien und das Getändel, aus dem nichts Ernſtes geworden, von dem nichts haften geblieben war als eine kleine beſchämende Erinnerung. Und doch hatte ſie immer Herz gegeben, viel Herz. Und dann dachte ſie an ihren Bruder, und der niedergeſchlagene Ausdruck ihres Geſichts vertiefte ſich noch. Er ſchrieb ſo ſelten, ſo ſpärlich. Seit ihrer plötzlichen Abreiſe aus ſeinem

Hauſe im Herbſt war etwas zwiſchen ſie getreten; was, konnte man nicht recht beſtimmen, aber es war doch da. In jedem ſeiner Briefe ſchrieb er von Amalie, viel; ſonſt hatte er das nie gethan. Er nannte ſie verſtändig, tüchtig, alles Angenehme ſuchte er auf ſie zurückzuführen. Er hatte nicht Glück damit, weder bei der Mutter, noch bei der Schweſter.

„Sie hat ihn gut unter'm Pantoffel," ſagte Lena und kräuſelte verächtlich die Lippen. Den Brief, den ſie bald nach ihrer Rückkehr nach Berlin von der Schwägerin bekommen, hatte ſie in kleine und immer kleinere Stückchen zerriſſen und der Magd in den Kehricht geworfen. „Die Scheinheilige, da ſchreibt ſie mir, alles ſoll vergeſſen ſein. ‚Wir ſind beide heftig geweſen. Ich vergebe Dir von Herzen, liebe Lena.' — O die!"

„Ja, ſie thut wirklich ſo, als ſeiſt du allein die Schuldige," ſeufzte die Mutter. „Es iſt unerhört!" Frau Langen fand viel an ihrer Lena zu tadeln, aber wenn andere der Tochter zu nahe traten, das vertrug ſie nicht. „So ein armes Ding," pflegte ſie zu ſagen, „was hat das denn in der Welt? Und wenn ich einmal nicht mehr bin — ach! Meine Lena ſoll wenigſtens nur mit Liebe an mich zurückdenken." Frau Langen war böſe auf ihren Sohn und ihre Schwiegertochter, und wenn es ihr auch ſchwer wurde und ſie heimlich Thränen vergoß, ſie zwang ſich, kühl zu ſchreiben.

So ſtanden die Sachen. Ein Mißton hatte ſich eingeſchlichen in die ſchöne Harmonie der Geſchwiſter. Lena durfte gar nicht daran denken, dann fühlte ſie ihr Herz pochen und Thränen in ihren Augen aufquellen.

Heute beſonders nicht; heute war ohnehin alles grau in grau, ein Flor deckte das ganze Leben.

Schwer, als hätte ſie Gewichte an den Füßen, ſtieg Lena die ſogenannten zwei Treppen zur Wohnung hinan; eigentlich waren es drei. Auf jeder Stufe zögerte ſie; warum eilen? Sie kam noch früh genug, von Freude wartete nichts auf ſie, die Mutter würde deprimiert ſein, wie ſie ſelbſt.

Die Stimmungen der Tochter waren der Barometer für die Laune der Mutter; ließ Lena den Kopf hängen, ſchlich auch dieſe betrübt umher, ſeufzte über ihr Geſchick, Witwe zu ſein, eine unverſorgte Tochter zu haben und über das Los der Frauen im allgemeinen. War Lena vergnügt, dann färbte auch ein zartes Rot Frau Langens ſchmales Geſicht, ſie wurde lebhaft wie ein junges Mädchen, geſprächig, und baute Zukunftsſchlöſſer in roſigem Licht. —

„Iſt Mutter zu Haus?“ fragte Lena müde, als das Dienſtmädchen öffnete. Sie fragte es nur aus Gewohnheit, ſie hatte heute keine Eile; ſo gar nichts Freudiges brachte ſie mit. Es that ihr leid, die Mutter mit hineinzuziehen in das Grau ihrer Gedanken, und doch konnte ſie's nicht über ſich gewinnen, ihre Mißſtimmung zu verbergen.

Zögernd öffnete ſie die leis knarrende Thür zum Eßzimmer — da war der Nähtiſch der Mutter am Fenſter, ſie ſelbſt ſaß davor. Frau Langen war beſchäftigt. Neben ihr ſtand ein Stuhl, über deſſen Lehne ſorgfältig ein weißes Kleid geſpreizt hing; ſie nähte daran. Sie war ſo eifrig, daß ſie das Knarren der Thür

überhört hatte; ganz versunken schien sie in ihre Arbeit, nur bemüht, dieselbe recht schön zu machen. Nun hob sie das weiße Kleid mit einem Arm, hielt es von sich ab, legte den Kopf auf die Seite und betrachtete es bewundernd. Ein zartes Rot trat auf ihre Wangen und ein zärtliches Licht in ihre Augen — sie dachte sich schon die Tochter darin.

„Mutter!" Lena war mit einem Satz am Nähtisch und stieß den Stuhl mit dem Kleid zur Seite. In plötzlichem Impuls warf sie sich vor der Mutter nieder und legte den Kopf in deren Schoß. „Gute Mutter!" Wie eine jähe Erkenntnis war's ihr gekommen, ihr heiß durch die Seele geschossen — die da lebte doch nur eigentlich für sie! Sie schlang beide Arme um die Taille der Mutter und wühlte den lockigen Kopf tiefer in deren Kleiderfalten. Sie hatte eine unbezwingliche Lust zu weinen — das Leben war doch zu schwer! — Schon strömten die Thränen.

„Lena, was hast du?" Frau Langen war erschrocken, sie war aus ihrer stillen Beschaulichkeit zu plötzlich aufgejagt. Das Rot ihrer Wangen vertiefte sich; sie sah aus, wie jemand, dem schon viel im Leben schief gegangen ist und der nun noch einen härteren Schlag erwartet. „Lena, sag' doch, ist dir was passiert?" Ihre Stimme zitterte, sie streichelte mit bebender Hand den Scheitel der Tochter. „Was hast du, Lena?"

„Nichts, gar nichts, Mutter! Ich muß nur so weinen, ich — ich — es ist alles so gräßlich, ich bin so unglücklich! Nie, nie wird was aus mir, der Professor sagt: mir fehlen die Stimmmittel. Und dann hat er

mich getätſchelt — ich hätte Temperament, er würde mich im Konzert ſingen laſſen — ah!“

„Aber, Lena, das iſt doch alles ſehr gut, ich begreife dich gar nicht!“

„Ach, Mutter!“ Haſtig ſprang das Mädchen auf und ballte die Hände. „Was du weißt! Er denkt, ich bin ſo eine — ſo eine —!“ Sie ſtampfte mit dem Fuß. „Meiner Kunſt wegen will ich vorgezogen ſein. Warum ſtreb' ich denn, warum lern' ich denn, warum ring' ich denn?! Mein Herz könnte zerſpringen. Aus mir wird nichts“ — ſie krampfte die Hände ineinander und biß ſich auf die Lippen, um nicht laut zu ſchluchzen — „mir geht alles fehl im Leben! Warum denn gerade mir? Und ich fühl's doch, ich hab' was in mir — etwas — einen Funken — ach, Mutter, ich bin zu unglücklich!“ Sie warf ſich wieder nieder und verſteckte den Kopf.

Frau Langen ſah ſich mit einem ratloſen Blick um, ihr Geſicht zog ſich in die Länge. „Mein Gott,“ ſagte ſie kleinlaut, „wie du immer gleich biſt! Woher du nur dieſe Aufgeregtheit haſt, von mir doch wahrhaftig nicht? Aber es iſt auch ſchrecklich, ganz ſchrecklich, einzelne Frauen haben es zu ſchwer, und welche von ihnen etwas erreichen will, die erſt recht.“ Ein nervöſes Zucken, als ob ſie weinen wollte, arbeitete in ihren Zügen. „Es iſt ſchrecklich! Zu traurig! Du armes Kind!“ Sie ſtreichelte immerfort den braunen Kopf in ihrem Schoß. „Weine nicht — ach Gott!“ — Die Thränen kamen ihr nun auch, ihre Stimme klang ſehr erregt. „Alles geht uns fehl im Leben! Warum gerade uns?“

Lena weinte immerfort, ſie hob den Kopf nicht.

Frau Langen sagte auch nichts mehr; schweren Herzens, mit kummervoller Miene sah sie auf ihr Kind nieder, ihre Finger zupften und glätteten an Lenas wirren Haaren. Die Uhr tickte schwer, nun holte sie dumpf zum Schlag aus.

„Drei!“ Die Mutter rüttelte sich seufzend. „Und gerade heute hatte ich mich so auf dein Nachhausekommen gefreut! Es ist eine Einladung für dich gekommen zu Doktor Reuter; nicht der gewöhnliche jour fixe, bewahre! Es ist eine Hoheit da, ein Großherzog oder ein Erbprinz, denke! Reuter hat selbst geschrieben, du sollst ja kommen und etwas Hübsches singen. Ich dachte, es wäre eine große Auszeichnung für dich.“

„Und das sagst du mir erst jetzt? Aber Mutter?!“ Lena war blitzgeschwind auf den Füßen.

„Ja, ich konnte doch nicht! Dein Kleid hab' ich schon angefangen, zurecht zu machen.“

„Aber Mutter, warum hast du mir das nicht eher gesagt?!“ Noch blinkten die Thränen auf Lenas Wangen, aber schon strahlten ihre Augen auf. Mit einem Ruck schwang sie sich auf den Eßtisch und pendelte mit den Füßen hin und her. Sie schlug die Arme unter. „So, Mutter, nun erzähl' mal, zeig' mal den Brief!“

„Hier ist er.“ Frau Langen holte ein Couvert aus der Tasche. Beide Frauenköpfe neigten sich über das Billetchen.

„Wahrhaftig“ — Lena pendelte immer lebhafter — „das ist famos! Ach, wie angenehm für mich! Denk' mal, was da alles für Berühmtheiten sein werden! Wie nett von Doktor Reuter, daß er mich singen läßt, gerade

mich, es ſind ſo viele, die ſich darum reißen. Mutter,“ — das Mädchen ſprang vom Tiſch herunter und lief mit elaſtiſchen Schritten in der Stube auf und nieder — „Mutter, weißt du, es giebt doch viele Menſchen, die mir wohl wollen!“

„Das weiß ich ja,“ ſagte ſtolz lächelnd Frau Langen.

„Und, Mutter,“ — Lena ſah hübſch aus mit dem erhitzten Geſicht und dem zerzauſten Lockengeringel über der Stirn — „ich werde gut ſingen, ſehr gut ſingen, ich fühle das. Ich brauche nur Glück, wirklich nur ein bißchen Glück!“ Sie hob die gefalteten Hände bittend wie ein Kind gegen die Bruſt. „Wenn ich nur ein bißchen Glück hätte, dann würd' ich eine große Sängerin. Glaubſt du, Mutter? Nicht wahr, du glaubſt's?“ Sie wartete keine Antwort ab, ſie rannte auf und nieder, jetzt blieb ſie ſtehen und drehte ſich wirbelnd auf einem Abſatz. „Sieh nur, Mutter, wie die Sonne zum Fenſter hereinſcheint, ſonſt iſt's um die Zeit im November ſchon dunkel. Sieh nur, ſieh nur! Iſt's nicht wie Frühling?!“ Sie trällerte hoch und hell.

„Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich alles, alles wenden!“

Mit einer Inbrunſt ohnegleichen ſang ſie das ‚alles, alles,‘ dabei warf ſie die Locken zurück, legte den Kopf hintenüber und blinzelte mit halbgeſchloſſenen, ſchwimmenden Augen durch's Fenſter hinaus in die fahle Novemberluft, die ein einziger verlorener Sonnenſtreif flüchtig durchzittert hatte.

„Es iſt wie Frühling. Nur ein bißchen, ein bißchen Glück,“ ſagte ſie träumeriſch.

IV.

Doktor Leopold Reuter machte ein Haus, ein großes ſogar. An den beſtimmten Winterabenden findet ſich ‚tout Berlin‘ dort ein. Eintägige Berühmtheiten und die Berühmtheiten einer Saiſon werden dem erſtaunten Publikum nebſt ausgezeichnetem Thee und vorzüglicher kalter Küche ſerviert. Alles, was Geiſt hat oder doch den Hauch eines Geiſtes in ſich verſpürt, glaubt ſich verpflichtet, dieſen da auch leuchten zu laſſen. Schriftſteller, Maler, Bildhauer, Muſiker bilden das Hauptelement, und die Männer der Börſe miſchen ſich dazwiſchen und ſchwimmen oben wie Öl auf dem Waſſer.

Das wogt und geht auf und nieder in den nicht großen, aber mit fein künſtleriſchem Geſchmack ausgeſtatteten Räumen. Die Damen der Bühne laſſen ihre blendenden Hälſe bewundern, und die Frauen, die nichts bewundern laſſen können, ärgern ſich darüber.

Wer Orden hat, zeigt ſie und zugleich auch die dazu gehörige Verachtung ſolcher Äußerlichkeiten; ein ‚Sichgarnichtsdrausmachen‘ iſt hier am Platz, in dieſem Dunſtkreis von Dichtern und Denkern, wo die Freiheit des geiſtigen Horizontes menſchliche Eitelkeiten nicht aufkommen läßt. Wer keine Orden hat, zeigt ſie — nicht, verſteht aber das ‚Sichgarnichtsdrausmachen‘ noch beſſer zur Anſchauung zu bringen.

Die Damen der Börſe rauſchen in prachtvollen Schleppen, die Künſtlerfrauen zeigen phantaſtiſche Gewänder; andere kommen in einfachen Alltagswollenen, und dazwiſchen huſchen kleine Mädchen in weißen Kleidern, wie frühe Blüten am Kirſchbaum. Alles iſt vertreten.

Dummheit ſitzt neben Klugheit, Eſprit neben Phlegma. Prickelndes Lachen und ſchwerfälliges „Hm hm"; goldſtrotzende Börſen und ſchwindſüchtige Beutelchen; Schönheit und Schönſeinwollen; Vornehmheit und Demimonde; Ritter vom Geiſte und ſolche, die weder Ritter, noch vom Geiſte ſind; verſchminkte Züge und Roſengeſichter — tout Berlin!

Und über dem ſchwebt das Genie von Doktor Leopold Reuter, alle dieſe Elemente unter einen Hut zu bringen. Und er bringt ſie. Elaſtiſch wie ein Jüngling gleitet der ſchlanke alte Mann durch die Räume; ſeine weißen Haare, die die Glatze umſtehen, ſind gelockt, und in den dunklen Augen hat er Jugend. Er ſagt viel Verbindliches, aber er lügt nie, er meint es wirklich ſo; es iſt die unzerſtörbare gute Laune ſeines Herzens, die ihm alles im roſigſten Lichte zeigt. Wo Talent iſt, ſieht er Genie, wo kein Talent iſt, ſieht er wenigſtens Begabung; alte Frauen ſcheinen ihm ‚ſchön geweſen,' und die jungen ſind ihm alle reizend. Paſſable Gemälde ſind ihm Meiſterwerke und öde Farbenverſuche immer noch Stimmungsbilder. Er iſt zum Kunſtmäcen geſchaffen; immer enthuſiasmiert, begeiſterungsfreudig, ſelbſt froh, zu leben und andere leben zu laſſen.

Heute wimmelte es in Doktor Reuters künſtleriſchen Räumen mehr denn je.

„Die Hoheit — die Hoheit!"

„Haben Sie die Hoheit ſchon geſehen?"

„Sind Sie ſchon vorgeſtellt?"

„Hoheit — Hoheit" — — — —

Die Damen neigten ſich wie ein buntes Tulpenbeet, durch das der Wind ſtreicht — Hoheit gingen vorüber.

Hoheit hatten den Hausherrn unter den Arm gefaßt, beide waren wie zwei gute Freunde miteinander; der Hoheit noch ziemlich jugendliches, ziemlich einfaches Geſicht trug einen ſehr freundlichen Ausdruck, und Doktor Leopold Reuter ſtrahlte in all ſeiner Herzensliebenswürdigkeit. Er hatte heute eine kindliche Freude.

Sie machten jetzt Halt an einer Portiere, eine junge Dame hatte ſich hinter dieſelbe gedrückt und ſah mit glänzenden Augen vor.

„Ah —!“ Reuter faßte ſie an der Hand und zog ſie näher. „Geruhen Hoheit! Fräulein Magdalene Langen, eine junge Künſtlerin, mein ganz beſonderer Schützling! Süße Stimme, ganz exquiſite Art des Vortrags. Da Hoheit ſelbſt herrorragender Künſtler ſind, werden Hoheit ſelbſt am beſten urteilen können. Fräulein Langen iſt meiner Anſicht nach die beſte Schumannſängerin unſerer Zeit — hohe Poeſie, intimer Liebreiz!“

Lena war tief errötet, ſie kannte zwar Reuters Enthuſiasmus und ſeine Art, im Superlativ zu ſprechen, und doch dünkten ihr ſeine Worte jetzt ſo wahr, ſichere Bürgen; ſie ſah mit ſtrahlendem Ausdruck der Hoheit in's Geſicht.

Dieſe lächelte. „Ah — ſehr erfreut, das Fräulein gleich zu hören! Schumann, Schumann — ah, Schumann iſt mein ganz beſonderer Protegé! Sagen Sie, lieber Reuter“ — Hoheit drehten den Kopf intereſſiert zurück in das andre Zimmer — „wer iſt jene Dame?

Die dort, in der roſa Robe! Blendend ſchön! Dieſer Nacken, klaſſiſche Arme! Bitte, ſtellen Sie mir dieſelbe vor!"

Noch ein huldvolles Lächeln, ein freundliches Zublinzeln von Reuter — ſie gingen.

Alſo das war die Hoheit und nun ſollte ſie der gleich vorſingen?! Lena fühlte auf einmal gar keine Luſt mehr. Sie hatte ſich ſo unendlich auf den heutigen Abend gefreut, konnte die Zeit nicht erwarten, war ungeduldig im Zimmer umhergetrippelt und hatte lächelnd ihrem Spiegelbild zugenickt. Die Mutter war geſchäftig um ſie herumgegangen, hatte ſich an der Tochter gefreut und noch oben von der Treppe gerufen: „Amüſiere dich gut, ſehr gut! Haſt du auch den Hausſchlüſſel? Die Entreethür mache ich dir ſelbſt auf, ich warte auf dich. Singe ſehr ſchön! Viel Vergnügen!"

Vergnügen —?! Lena warf die Lippen auf und zog ſich ganz hinter ihre Portiere zurück; am liebſten hätte ſie ſich verkrochen. Sie mochte hier nicht ſingen; ſie fühlte, wie ſich ihr langſam die Kehle zuſchnürte und wie ihr Herz zu klopfen begann. O, wenn ſie nur fortlaufen könnte! Was machte ſich die Hoheit aus ihrem Geſang? Gar nichts, gar nichts; Hoheit rannten ein paar nackten Schultern nach und reckten den Hals nach ein paar weißen Armen! Erbärmlich! Ach, wie traurig ſtand es um die Kunſt! Lenas Fußſpitze klopfte nervös den Boden. Vor ihren Ohren wirrte und ſchwirrte es, und da, in all den Lärm hinein, ſollte ſie ſingen? Eine jähe Angſt überkam ſie. Wenn all die teilnamloſen Augen ſie gleichgültig anſtarrten, wenn man ſich ganz

nah, ganz nah, aber nur aus lauter Neugier um den Flügel drängte, was dann? Man würde ſie muſtern, ſeine Gloſſen machen, ſie hatte ja keine blendenden Schultern und keine klaſſiſchen Arme; die Hoheit würde gähnen und verſtohlen nach beſſerem ausſchauen.

Ein bitteres Gefühl jagte Lena das Blut aus den Wangen und machte ſie bleich. In ihren Knieen begann ein Beben; haſtig atmete ſie mehrmals hintereinander und ſchluckte, der Hals war ihr ganz ausgetrocknet Sie preßte die Handflächen zuſammen, ſie waren feucht und kalt. Es war eine Qual, hier zu ſein.

Das Geſchwirr ließ plötzlich nach; eine auffällige Stille war eingetreten. In der Nähe flüſterte es: „Ruhe — Muſik — es wird Muſik gemacht!“ Und nun hörte Lena eine kichernde Mädchenſtimme: „Wie ſchade, nun muß man ſtill ſein, kann ſich nicht mehr unterhalten!“ Und ein Herr ſagte verdrießlich und ziemlich laut: „Wenn nur die Muſiziererei bald losginge! Je eher, deſto raſcher iſt's überſtanden. Hoffentlich iſt der Schmerz kurz!“

Lena zitterte am ganzen Leib — nein, ſingen konnte ſie hier nicht! Entſchloſſen ſchob ſie die Portière zurück; ſie wollte gehen, raſch, fort! — Zu ſpät!

Vor ihr ſtand Reuter und bot ihr galant den Arm. „Alſo, Kindchen, en avant! Erlauben Sie, meine Herrſchaften! Bitte, bitte — ſo, danke ſchön, nun können wir ſchon durch.“ Mit liebenswürdigem Lächeln ſchob ſich der Hausherr weiter, er zog Lena am Arm nach. Vor der Thür des Muſikzimmers ſtaute ſich's — die Hoheit war drinnen.

„Bitte, bitte — ah, erlauben Sie — gnädige Frau, ein klein bißchen rücken!“ Reuter dienerte vor einer umfangreichen, brillantenbeſetzten Taille — von Geſicht nichts zu ſehen, alles verſank hinter der mächtigen Fülle dieſes Bruſtkaſtens. „Danke ſehr, gnädige Frau — ah, unendlich liebenswürdig, meiner kleinen Nachtigall Platz zu ſchaffen!“ Er küßte den Arm, der aus der brillantenbeſetzten Taille hervorquoll. „Charmant, wie immer ganz charmant! Üben Sie Gnade bei dieſem ſchüchternen Vögelchen, meine Allergnädigſte! Die Sonne duldet ja auch andere Geſtirne neben ſich; ſie müſſen freilich erbleichen vor Ihrer Glorie!“ Wieder eine Verbeugung und ein zweiter Kuß auf den vorquellenden Arm. Die Brillantenbeſetzte kniſterte und wogte.

„So“ — Reuter zog Lena über die Schwelle des Muſikzimmers. „Eine hochberühmte Sängerin,“ flüſterte er ihr in's Ohr, jetzt Gattin des Bankiers Goldammer — famoſe Diners — höchſt ſympathiſche Frau, ganz charmant!“

Lena fühlte noch den kalten, ſtarren Blick der hochberühmten Sängerin auf ſich ruhen, ſie ſah den Brillantenbeſetzten Buſen wogen. „Ich kann nicht ſingen,“ ſagte ſie leiſe, „wirklich, ich kann nicht!“ Sie verſuchte ihren Arm aus dem ſeinen zu ziehen: „O, laſſen Sie mich!“

„Fahnenflüchtig? Hoho, nichts da, nichts da!“ Reuter drückte ihren Arm noch feſter. „Nur nicht ängſtlich, Kindchen! Nun freut man ſich, daß man der kleinen Nachtigall mal Gelegenheit geben kann, ſich hören zu laſſen, und ſie will davonfliegen? Oho, nichts da! — Bitte, meine Herrſchaften — pſt, pſt — einen Augenblick

Gehör! Fräulein Magdalene Langen wird die Güte haben, uns einige Schumann'sche Lieder zu singen — pst — pst!"

Vor Lenas Augen tanzten rote Funken und dann wurde es schwarze Nacht. Mechanisch, ohne zu sehen, machte sie ein paar Schritte gegen den Flügel. „Soll ich mich selbst begleiten," fragte sie stockend, „oder —"

„Nein, bitte." Doktor Reuter klopfte ihr beruhigend die Hand. „Es sind so viel musikalische Leute hier, jemand wird die Güte haben." Er sah sich suchend um. „Ah, sieh da, lieber Bredenhofer — ganz charmant — Sie wollen begleiten — schön, wunderschön! Sie verstehen ja Schumann aus dem ff, Sie Hans in allen Ecken!" Er legte dem schlanken, jungen Mann, der sich eben durchgedrängt hatte, die Hand auf die Schulter. „Noch ganz außer Atem? Dacht ich's doch, natürlich noch in x anderen Gesellschaften gewesen! Also bitte, lieber Bredenhofer, darf ich vorstellen: Fräulein Magdalene Langen — Herr Richard Br — ah, Sie kennen sich schon, charmant, ganz charmant!"

Vor Lenas Augen war es noch dunkler geworden und jetzt plötzlich hell, blendend hell. Schwankend lehnte sie sich an den Flügel. Ein eiskalter Strom lief ihr über den Leib, und dann schlug ihr eine glühende Hitze in's Gesicht. Da stand er vor ihr, dem sie nie mehr zu begegnen geglaubt — er! Die Gesichter ringsum wurden zu weißen, tanzenden Flecken, die Lichter in den Kandelabern streckten feurige, ellenlange Zungen heraus, es war ein Getöse, ein Rattern, ein Rasseln — — —

„Wollen wir nicht anfangen, gnädiges Fräulein?"

Sie fühlte ſich an der Hand gefaßt, warme Finger umſpannten mit leiſem Druck die ihren.

„Welches Glück, Sie wiederzuſehen, Fräulein Langen!“

Sie hob den Blick; jetzt ſah ſie wieder. Da waren Menſchen, eine ganze Menge Menſchen, die nach ihr hinſchauten; in der vorderſten Reihe auf einem Sammetfauteuil die lächelnde Hoheit, dahinter das gütig nickende Geſicht Doktor Reuters.

Sie lächelte, ſie nickte wieder. — ‚Welches Glück, Sie wiederzuſehen‘ — wie Muſik klang das! Einer war doch da, einer, der ſich freute, ſie zu ſehen, der fühlte, wie ſie fühlte, mit Andacht vor die heilige Kunſt trat. Vor dem lohnte es ſich zu ſingen.

„Fangen wir an,“ ſagte ſie. Sie fühlte Mut, ſeine Augen ſahen ſie ſtrahlend und zuverſichtlich an. Sie mußte gut ſingen.

Er ſtellte das Notenheft auf: „Was?“ Und dann blätterten ſie beide, bis ſie, wie von einem Impuls getrieben, den Finger auf die Seite legten. Sie ſagten beide: „Hier!“

„Pſt, pſt!“ Doktor Reuter klatſchte in die Hände. Es wurde ganz ſtill, nur ein leiſes Bewegen ging durch die Roben und Fräcke.

Bredenhofer präludierte zur Einleitung, ſehr weich und hübſch; wie Sammet glitten ſeine Finger über die Taſten. Jeder Ton war Lena eine Offenbarung — er freute ſich, ſie wiederzuſehen — was mochte er von ihr denken —?! Faſt hätte ſie den Anfang verſäumt, aber nun ſetzte ſie ein, ſo kräftig ſie konnte; mit einer gewiſſen Siegesfreudigkeit ſchleuderte ſie die Töne heraus.

„Im Rhein, im ſchönen Strome,
Da ſpiegelt ſich in den Well'n
Mit ſeinem großen Dome
Das große heilige Köln."

Wie Schelmerei glitt's um ihre Lippen. Sie hatte den Flügel und den Begleiter im Rücken, nun wendete ſie den Kopf ein klein wenig nach hinten. Bredenhofer ſah ihre zarte Wange und den Anſatz zum Grübchen darin, er ſah die braunen Haarringel um das zierliche Ohr zittern.

„Es ſchweben Blumen und Englein
Um unſre liebe Frau,
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebſten genau."

Schumann mochte ſich den Schluß des Liedes anders gedacht haben, mehr wie ein zartes Erinnern in ſanft dahingleitender Melodie. Lena machte ein jubelndes, freudvolles Wiedererkennen daraus; ſie drängte vorwärts, um voll und frohbewegt zu ſchließen. Sie hatte das Lied früher nie ſo geſungen, es war ihr ſelbſt eben neu geworden.

„Bravo — charmant — bravo — ganz charmant!" Aus dem Klatſchen hörte ſie Doktor Reuters Stimme heraus. Ihr alter Freund hatte ſich über die Hoheit gebeugt und nickte, eifrig ſprechend; dieſe nickte auch und nickte dann Lena zu, die Hände huldreichſt zuſammenſchlagend. Sie konnte mit dem Erfolg zufrieden ſein. Eine ſeltene Freudigkeit, der Wunſch, mehr zu gefallen, jenem da am Klavier vor allem zu gefallen, überkam ſie! Sie ließ ſich nicht bitten, Lied folgte auf Lied, mit jedem ſang ſie beſſer.

Ihr war, als könne ihre Kehle nie müde werden, der Kitzel, der sie sonst so leicht quälte, kam ihr gar nicht; singen, singen ohn' Unterlaß, die Nacht durch bis zum frühen Morgen, das hätte sie gekonnt. Mit dem heißen Rot auf den Wangen, mit den feuchten, tiefgefärbten Lippen und den groß aufgeschlagenen glänzenden Augen war sie sehr hübsch. Sie war ganz bei der Sache, sie sah jetzt nicht mehr die vielen Augen in den gleichgültigen Gesichtern; an die dachte sie gar nicht, aber sie dachte auch nicht mehr an Bredenhofer. Nur wie eine wohlthuende Berührung empfand sie dunkel und unbewußt sein weiches Klavierspiel. Sie dachte jetzt nur an die Musik; ihre Seele wiegte sich auf den Klängen, sie war dem allen hier weit, weit entrückt, sie flog höher und höher.

„Wie macht sie hübsch den Mund auf! Was hat sie für reizende Zähnchen!" sagte ganz in der Nähe jemand unvorsichtig laut.

Lena hatte es hören müssen und zuckte zusammen; wie einen schmerzhaften Stich empfand sie es. Als ob sie jemand am Kleid packte und aus der reinen Höhe herunterrisse, so war's ihr.

Das Lied war beendet. „Wir wollen aufhören," sagte sie zu Bredenhofer.

„Schon? O—! Thun Sie mir noch einen Gefallen, singen Sie mein Lieblingslied: ‚Wer machte dich so krank?'! Hier" — er blätterte hastig — „Sie kennen es doch? Es ist so schön!" Seine Finger tasteten wie liebkosend über die Klaviatur — ein paar unbestimmte Akkorde — er murmelte:

„Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?“

Sie erschrak über den schwermütigen Ausdruck, der sein eben noch so heitres Gesicht beschattete.

„Bitte, singen Sie es, Fräulein Langen, es paßt zu Ihrer Stimme.

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn.

Noch das Lied!“ Er sah sie bittend und sehnsüchtig an mit einem seltsam verwirrenden Blick.

„Ich kann nicht!“ Sie senkte den Kopf auf die Brust. „Ich bin heute zu glücklich!“

* * *

Während des ganzen Abends hatten sie zusammengehalten. Jetzt war es schon spät. Draußen stand der Mond wie eine mattglänzende Scheibe am Himmel. Ein leichter Frost hatte die Erde gestreift, die Pfützen waren eingetrocknet, und doch war es nicht kalt.

Bredenhofer schlug Lena den Kragen des Abendmantels in die Höhe, als sie miteinander vor die Thür traten. Sie erschauerte leicht. Drinnen war's warm gewesen — das viele Licht, all die Menschen, und — und — Lena wußte selbst kaum, wie ihr zu Mute war. Glücklich auf jeden Fall; aber es war eine seltsame Unruhe, ein Vorwärtsdrängen, eine fieberhafte Erregtheit in diesem Glück.

Man hatte ihr ſehr viel Schmeichelhaftes geſagt, die Hoheit ihr des längeren und breiteren von Poeſie geſprochen und der begeiſterte Freund und Kunſtmäcen ihr enthuſiaſtiſch die Hände geküßt: „Kindchen, Kindchen, aus Ihnen wird noch was, ich hab's ja immer geſagt — ganz charmant — und wie Sie ausſehen!“ Er küßte ſich entzückt die Fingerſpitzen.

Er hatte recht — ein Blick im Vorüberſtreifen in den Spiegel — ſie ſah's auch, ſo hübſch war ſie ſelten. „Nur ein bißchen Glück,“ murmelte ſie unhörbar, und dann lächelte ſie und legte die ſchlanken Hände an die glühenden Wangen. Ihre Augen waren glänzend, brennend, ihr Mund plauderte und ſcherzte; ſie ſagte, was ſie ſonſt nie geſagt haben würde, ſprudelnd witzig, und mitten drin biß ſie ſich mit den weißen Zähnen auf die tiefrote Unterlippe — nur nicht zu luſtig!

Der ganze Tiſch amüſierte ſich über ſie; ſie fühlte die freundlichen, ja bewundernden Blicke, ſie hörte die Komplimente, und nahm ſie mit naiver Freude hin. Alle waren gut, ſehr gut zu ihr, und Bredenhofer vor allen; er wich nicht von ihrer Seite.

Sie plauderten dann mitten im Schwarm halblaut miteinander wie damals im Eiſenbahncoupé; es gab ihnen ſo eine eigne Art von Vertrautſein. Manchmal in früheren Nächten hatte Lena, nicht des Reiſegefährten, wohl aber des Kuſſes bei der Ankunft in Berlin gedacht; ſie war dann unter die Decke gerutſcht und hatte den Mund halb in Lächeln, halb in Verlegenheit verzogen, ſie mochte ſich ſelber nicht gern daran erinnern. Jetzt ſchämte ſie ſich gar nicht mehr; ſie wußte, er dachte doch gut von ihr:

das ſprach aus ſeinen Augen, aus ſeiner Stimme, aus ſeinem ganzen Weſen. Und nun war ihr, als hätte ſie immer, immer an den Reiſegefährten gedacht, als wäre ihr die ganze Zeit über nichts Anderes in den Sinn gekommen.

Als das Feſt ſich zu Ende neigte, hatte Bredenhofer gebeten, ſie nach Hauſe bringen zu dürfen. „Es iſt ein ſo märchenhaftes Glück, das mich mit Ihnen hier wieder zuſammengeführt hat, laſſen Sie mich's auskoſten, Fräulein Langen — laſſen Sie mich!"

Und nun gingen ſie. Hohl hallten ihre Schritte auf der einſamen Straße. Vor ihnen das Trottoir, mit einem leichten Geſpinſt von Reif überzogen, glänzte wie Silber. Am Himmel unzählige Sterne, und mitten darin der Mond, ruhig im blaugrauen Äther ſchwimmend.

Bredenhofer, das elegante Stöckchen unter den Arm geklemmt, den koſtbaren Pelzkragen ſeines Mantels halb geöffnet, ſchritt dicht neben Lena. Sein Geſicht ſchimmerte bleich im Mondlicht, etwas übernächtig, aber ſeine Augen blitzten; immer wieder glitt ſein Blick auf das Mädchen an ſeiner Seite. Von ihrem zarten Geſicht war kaum etwas zu ſehen. Es verſchwand ganz unter der großen roſa Wollkapuze; Frau Langen hatte die ſelbſt gehäkelt.

Sie gingen ſchweigend eine ganze Weile. ‚Trapp, trapp' hallten ihre Schritte, und der Nachtwind kam und trieb die Löckchen unter der roſa Kapuze vor und zerrte ſie in lange, ſeidige Strähnen. Bredenhofer hüſtelte, faßte dann nach ſeinem Mantel und knöpfte ihn feſt zu.

„Sind Sie erkältet?" fragte Lena. Sie war froh, etwas ſagen zu können. Und dann, ohne eine Antwort

abzuwarten: „Es iſt doch zu wunderbar, daß ich Sie früher nie bei Doktor Reuter getroffen habe! Ich war auch im vorigen Winter oft da.“

„Aber ich nicht!“ Er faßte wieder nach ſeinem Mantel und fühlte nach ſeinen Knöpfen. „Den vorigen Winter war ich im Süden, eine leichte Lungenentzündung machte die Nachkur nötig. Aber nun bin ich geſund, ganz geſund!“ Er lachte hell, daß es die Straße hinunterklang.

Wie liebenswürdig, wie ſorglos das Lachen klang! Mußten nicht die Schläfer da hinter den geſchloſſenen Jalouſien alle aufwachen? Lena fühlte, wie ihr was im Herzen aufſprang; eine thörichte, köſtliche Jugendfröhlichkeit, die gar keinen Grund hat und auch gar nicht fragt: ‚weshalb?‘ übermannte ſie. Sie machte einen kleinen Satz auf dem Trottoir und dann noch einen.

„Friert Sie auch nicht?“ fragte er.

„Frieren? Haha!“ Seine Frage bei der herrlichen Luft, dem klaren Mondſchein, bei der Wärme, die ſie tief innen ſpürte, machte ſie lachen. Und nun klang auch ihr Lachen hell und fröhlich die Straße hinab.

Sie lachten beide.

„Pſt! Wir werden wegen nächtlicher Ruheſtörung verhaftet!“ Er drückte ſich noch näher an ihre Seite. „Wann ſehen wir uns wieder, Fräulein Langen?“ Der Atem ging ihm raſch, ſeine hübſchen Augen hingen flehend an ihr, er faßte nach ihrer Hand. „Ich habe ſo oft an meine liebenswürdige Reiſegefährtin gedacht; nun habe ich ſie kaum wiedergefunden und ſoll ſie ſchon wieder laſſen?“

Lena wurde verlegen; es ſchwebte ihr auf den Lippen, zu ſagen: „Kommen Sie doch zu uns!“ Sie glaubte die Bitte darum deutlich aus ſeinen Worten herauszuhören, aber ſie dachte an ihre Mutter, was die wohl ſagen würde, wenn ſie ihr einen fremden Herrn auf den Hals lüde. Sie wurde noch verlegener. „Ich — ich würde Sie gern auffordern — zu uns zu — aber —“

„Nein, nein,“ unterbrach er ſie, „nur Sie will ich ſehen — muß ich ſehen! Ah“ — er ließ ihre Hand los und fuhr ſich mit der nervöſen Bewegung über die Stirn — „ich bin ein Feind von Formalitäten. Für freie Naturen ſind ſie der Tod.“ Er ſah ihr tief in die Augen, ſeinen Schritt hemmend und vor ihr ſtehen bleibend. „Fräulein Langen, wir müſſen uns zuweilen ſehen; ſagen Sie mir, wann und wo Ihre Stunden ſind, ich werde Sie dann dort abholen oder hinbringen.“

Sie ſchrak leicht zuſammen. „Ich — ich — o —!“ Sie ſchüttelte verneinend den Kopf.

Er lachte plötzlich bitter auf, maß ſie von Kopf bis zu Füßen und lachte noch einmal bittrer. „Natürlich! Wie die anderen Mädchen auch, prüde, ängſtlich! Und ich dachte, Sie, gerade Sie, könnten ſich über das Alltägliche erheben; Sie könnten einem Mann, der umhertappt und ſehnſüchtig das Ideal ſucht, das Ideal ſein!“ Er faßte ihren Arm und preßte ihn derb in ſeiner Erregung. „Ah, Fräulein Langen, Sie wiſſen nicht, was das heißt, als junger Mann haltlos im Leben taumeln! Das Viele, das Viele bringt einen um! Ich wünſchte, ich wär' ein Schuſter oder Schneider und hätte gar kein Talent und gar kein Streben, dann wär' mir wohler.

Ich hätte wenigſtens Ruh'. Aber ſo!" Er faßte nach ſeinem Schnurrbart und klemmte ihn zwiſchen die Zähne. — „Ä!" —

„Ach!" Lena war blutrot geworden. „Es thut mir ſehr leid," ſagte ſie leiſe.

„Ja" — mit einem gewiſſen ſchwermütigen Behagen fuhr er fort — „man hat erſt Ruhe, wenn man im Grab liegt. Verſtehen und bedauern wird einen dann zwar auch noch keiner. ‚Der hat's zu nichts gebracht', ſagen ſie und zucken mit den Achſeln. Es iſt zum Verzweifeln!" Er beſchleunigte ſeinen Schritt und riß Lena mit ſich.

Sie waren jetzt ſchon in der Potsdamerſtraße, bald waren ſie am Ziel. Lena fühlte das dringende Bedürfnis, ihm etwas Liebes zu ſagen. Sie taſtete nach ſeiner Hand und drückte ſie. „Ich glaube, es iſt wohl jedem Talent ſo zu Mut!"

„Das Talent, das Talent! Das iſt's ja eben!" Er fuhr ſich wieder über die Stirn. „Fräulein Langen" — in einer plötzlichen Begeiſterung hielt er ihre Hand feſt — „ein mächtiges Fluidum ſtrömt von Ihnen zu mir, von mir zu Ihnen. Der gleiche Funke von oben hat kniſternd unſer Haar berührt!"

Er rannte vorwärts mit langen Schritten; ſie hatte Mühe, Tritt zu halten, keuchend lief ſie nebenher.

Er ſah traurig und finſter aus, die Stirn in viele Falten gezogen; im gegenſeitig ſich bekämpfenden Mond- und Laternenlicht waren ſie deutlich genug zu erkennen, die tiefen Runen, wie in einem alten Männergeſicht. „Und Sie wollen nicht?" ſagte er haſtig. „Sie könnten mir ſo viel Gutes thun, wir könnten ſo ſchön alles mit-

einander beſprechen! Ich bin kein ſchlimmer Kerl" — er ſah ihr offen in's Geſicht mit einem treuherzigen Lächeln, das ihn ſehr verſchönte und ſeinen Zügen einen faſt knabenhaften Reiz lieh — „Sie brauchen keine Sorge zu haben, ich mein's ganz ehrlich!"

Seine Stimme klang warm, gewiſſermaßen zärtlich; ſo ſpricht man zu einem Kind: „Fürchte dich nicht!"

Lena ſah in ſeine Augen, deren Weiß im ungewiſſen Licht in ſeltſam feuchtem Schimmer ſchwamm; ſie ſchlug die ihren raſch nieder. „Ich will ja — ich will ja," ſagte ſie ängſtlich ſtockend und doch mit einer gewiſſen Freudigkeit.

„Dank!"

Und dann ſprachen ſie beide nichts. Es war eine lange Pauſe, in der nur ihre Tritte hallten und in der Ferne ein Echo fanden. Da gingen auch Menſchen, aber ſo weit, ſo weit!

Die Sterne blinzelten und zuckten am Himmel. Ein Lufthauch kam durch die ſtille Nacht und ſäuſelte in den kahlen Bäumen am Trottoirrand.

„Wie im Frühling," flüſterte Lena.

„Es iſt auch Frühling — bei mir," ſagte er ebenſo leiſe.

Sie bogen in die letzte Querſtraße ein, ſie hielten vor einem hochſtöckigen Haus. „Ich danke Ihnen vielmals; nun bin ich zu Haus!" Lena zog den Schlüſſel heraus.

Er nahm ihn ihr ab und ſteckte ihn zögernd in's Schloß. „Fräulein Langen" — er beugte ſein Geſicht ganz nahe an das ihre — „nun ſagen Sie mir, wann,

wann darf ich Sie wiederſehen? Morgen, übermorgen, bitte!"

„Übermorgen!" Es klang wie ein Hauch. Dann haſtig: „Bitte, ſchließen Sie auf, bitte, ich muß raſch hinauf!"

Er drehte langſam den Schlüſſel. „Und ich darf Sie hier erwarten, hier vor der Thür? Um welche Stunde? Bitte!"

„Um zehn!" Sie mußte plötzlich lachen, als ſie ſein Geſicht ſah. „Es iſt ſehr früh für Sie, nicht wahr?"

Ihr liebes Geſicht blinzelte ihn ſchelmiſch an — was ſie für Augen hatte, kinderrund und blank und doch abgrundtief!

„Ich — ich — Fräulein Langen — Lena —!" Er war wie trunken, er faßte, gleichſam einen Halt ſuchend, nach dem Mädchen. Seine Rechte ſchmiegte ſich unter das roſige, kühlglatte Kinn; mit der Linken zog er ſie an der widerſpenſtigen Haarlocke über der Stirn ſacht näher und näher. Ihr Kopf lag an ſeiner Bruſt; die roſa Kapuze hing ihr im Nacken.

„Lieb — ſo lieb!" flüſterte er auf den braunen Scheitel herunter.

Sie nickte ſtumm.

War's ein Kuß, den ſie da oben auf ihrem Haar fühlte, eine liebkoſende Hand in ihrem Nacken?

„Gute Nacht!" Sie riß ſich los. Und nun noch einmal mit Lächeln: „Gute Nacht!" Die Thür ſprang auf — jetzt war ſie geſchloſſen.

V.

Doktor Allenſtein und Frau Suſanne, geborene Bredenhofer, wohnten Kanonierſtraße, in einem der dort noch ſeltenen eleganten Häuſer. Ringsherum, gegenüber, rechts und links mehr oder weniger recht provinzialſtädtiſch ausſehende, langweilige Bauten; die Straße etwas düſter, dazu ewiges Pferdebahngeklingel. Aber die Lage war gut, überall leicht hinzukommen, die Theater und Konzerte bequem zu erreichen; nebenbei iſt es für einen Arzt erwünſcht, in der Mitte der Stadt zu wohnen.

‚Spezialiſt für Naſen- und Ohrenkrankheiten‘ ſtand auf dem Schild unten am Haus. Allenſtein hatte eine große Praxis. In den vor- und nachmittäglichen Sprechſtunden wurden die teppichbelegten Treppen ordentlich abgelaufen; die elektriſche Klingel an der Entreethür vibrierte in einem fort, bis ſich's Frau Suſanne energiſch verbeten hatte. „Ich werde bald zu deinen Patienten gehören,“ klagte ſie ihrem Mann, „meine Nerven ſind zum Reißen angeſpannt. Ach, ſchrecklich —“ ſie hielt ſich die Ohren zu — „ſchon wieder! Ich glaube, mein Trommelfell ſpringt!“

Seit der Zeit ſtand der Diener hinter der halb offenen Entreethür und komplimentierte die Leute hinein und hinaus; geklingelt wurde nicht mehr. Und waren die Patienten alle fort, dann machte man einen Höllendurchzug und ſprengte mit wohlriechenden Eſſenzen. Die gnädige Frau war ſo überaus empfindlich, der Geruch von Krankheit und Medikamenten machte ſie krank. Sie roch ſchon etwas, wo ein anderer Menſch noch gar nichts

ahnte; dann zitterten ihre feinen Naſenflügel, ſie nahm eine Eau de Cologne-Douche und verkroch ſich in ihr Schlafzimmer, ganz an's Ende der großen Wohnung. Dort lag ſie auf dem Ruhebett, den angegriffenen Kopf in das ſeidene Kiſſen gedrückt.

Suſanne Allenſtein war als Fräulein Bredenhofer ein hübſches Mädchen geweſen. Einen nervöſen Zug in dem blaſſen, intereſſanten Geſicht, um die dunklen Augen, hatte ſie immer gehabt; jetzt trat der ſehr ſtark hervor. Sie hatte die gleiche Angewohnheit wie ihr Bruder Richard, mit der Hand über die Stirn zu ſcheuchen.

Doktor Allenſtein nahm viel Geld ein; man brauchte es aber auch. Geſellſchaften geben, in Geſellſchaften gehen, Toiletten, die Theaterpremièren, Konzerte — Frau Suſanne hatte das entſchiedene Bedürfnis, ſich zu zerſtreuen, einen Heißhunger nach bunter Abwechslung; und er, der Doktor, wünſchte, daß ein beſonders guter Tiſch geführt würde. Dazu im Frühjahr eine Kur in Franzensbad für ſie; ſpäter im Sommer, wenn es dem Doktor gelang, ſich loszumachen, ein gemeinſchaftlicher Aufenthalt in Pontreſina oder Sylt. Man traf ſtets nette Menſchen dort und machte angenehme neue Bekanntſchaften. Man war nie allein, man hatte immer Unterhaltung.

Frau Suſanne dachte gerade daran, wieviel Einladungen ſie in dieſem Winter ſchon wieder mehr erhalten, wie im vorigen, als ſie auf der Chaiſelongue im Schlafzimmer lag. Die dichten Stores waren zugezogen; beſchäftigen konnte man ſich in dem halbdunklen Zimmer

nicht, nur das Feuer im Kamin warf lange Lichter über den Teppich.

Der große Tannenbaum war zerhackt worden; jeden Vormittag, wenn Frau Doktor ruhte, kam das Stubenmädchen herein und warf einen ganzen Arm voll dürrer Zweige in den Kamin. Das praſſelte und knackte ſo hübſch und roch nach lauter Wald und Poeſie; dabei ließ ſich gut träumen.

Die ſchlanken, nahezu mageren Glieder lang geſtreckt, die Arme zu beiden Seiten des Ruhebetts ſchlaff herunterhängend, lag Suſanne. Um die Augen hatte ſie viele kleine Fältchen und einen ſcharfen Zug unter der Naſe. Sie war heute beſonders angegriffen; erſt in der Morgenfrühe von einem Ball nach Haus gekommen, um neun war Karl ſchon herausgepoltert — wie rückſichtslos! — und eben war das Mädchen dort am Kamin gegen den Stuhl gerannt, daß man vor Schreck einen Nervenchoc bekommen konnte.

Die Zweige im Kamin praſſelten, jetzt ein lautes Knacken — die Ruhende ſchreckte zuſammen und fuhr hoch auf. „Ha!“ Mit unruhigen Fingern zupfte ſie die Schleifen an ihrem ſpitzenbeſetzten mattlila Morgenrock zurecht. „Habe ich mich erſchreckt — ha —!“ Sie ſtrich ſich die Haare aus der Stirn und hielt ſich den Kopf. „Wie alles an mir zuckt — wer iſt da? Herein!“ Sie ſagte es ziemlich ſcharf; ſie wollte doch nicht geſtört ſein, die Ruhe that ihr ſo not!

Eine angenehme Stimme rief draußen: „Gut Freund!“ Gleich darauf ſchob ſich Richard Bredenhofers elegante Geſtalt in die verdunkelte Stube.

„Ach du — Richard!“ Susannes Gesicht klärte sich auf, sie streckte dem Bruder die Arme entgegen.

Lachend setzte er sich auf den Rand des Ruhebetts und küßte ihre beiden Hände. „Nun, wie geht's, Susi, wieder sehr angegriffen? O!“

Sie sah ihm zärtlich in's Gesicht und streichelte ihm die Wange. Man hätte ihrem harten, spröden Organ kaum die Modulation zugetraut: „Ist es auch recht, daß du bei solchem Nordost ausgehst? Du Leichtfuß! Wenn du dir nun wieder deinen Husten holst!“ Sie gab ihm einen leichten Klaps.

„Ach was!“ Er haschte nach ihrer Hand. „Nur nicht am Gängelbande führen wie ein kleines Kind! Was wollt ihr?“ Er reckte sich. „Ich bin ja jetzt kerngesund!“

„Warum warst du denn gestern nicht bei Veltens? Ich dachte, du scheutest das Tanzen.“

„I bewahre!“

„Dann war es recht ungezogen von dir, wegzubleiben — und unklug,“ setzte sie bedeutungsvoll hinzu. „Irene Reichenbach war da und umschwärmt wie keine. Du weißt, daß du Chancen hast. Das Mädchen ist reizend und so bescheiden für die Millionen! Die Reichenbachs sind in der zweiten oder dritten Generation getauft, der Vater ist hochangesehen; warum fackelst du eigentlich?“

„Ich mag nicht,“ sagte er verdrossen.

„Aber Richard!“ Sie wurde rot vor Schreck. „Was für Launen! Anfang Winters machtest du ihr sehr die Cour — und nun auf einmal keine Lust?! Ich war schon

ſo froh, ich ſah dich in Gedanken angenehm ſituiert, eine hübſche, reiche Frau, du kannſt ganz deinen Liebhabereien leben! Die Reichenbach betet dich an, und der Alte würde dich gern als Schwiegerſohn nehmen. Lieber Gott" — ſie ſtreichelte ihm wieder die Wange und ſah ihn mit Genugthuung an — „ich bin ja auch ſtolz auf dich! So viel Talente wie du haſt! Richard, ich werde dich nächſtens mit Irene Reichenbach zuſammen einladen, ganz allein, da haſt du die beſte Gelegenheit, das verſäumte nachzuholen."

„Thu' das nicht, ich mag ſie nicht." Er ſah finſter vor ſich hin und kaute an ſeinem Schnurrbart.

„Was fällt dir ein?" Sie richtete ſich in vollem Entſetzen auf und ſchlug die bebenden Hände zuſammen. „Jetzt, nachdem ich die Sache ſo ſchön eingeleitet habe und ſo viel dafür gethan?! Du biſt ein ſchrecklicher Menſch, von einem kindiſchen Eigenſinn! Sei doch nicht ſo thöricht, du lebſt und lebſt in den Tag hinein und zehrſt von deinem mütterlichen Erbteil —"

„Das iſt bald alle," lachte er.

„Was dann?" Fieberiſches Rot der Erregung trat ihr auf die Wangen. „Du weißt gar nicht, was zum Leben gehört! Erſt haben die Eltern für dich geſorgt, und ſeit deinem neunzehnten Jahre, ſeitdem wir ſie verloren haben, ſorge ich für dich." Thränen kamen ihr in die Stimme. „Ich habe, weiß Gott, alles aus größter Liebe gethan, keiner wacht ängſtlicher und eiferſüchtiger über dein Genie, aber — aber—"

„Sei nur nicht ſo! Suſi! Ja, du biſt ſehr gut, ich bin dir auch ſehr dankbar!" Er küßte ſie. „Aber ſieh'

mal, ich will mich doch nicht ewig bevormunden laſſen, ich will doch nun auch einmal thun, wie ich will.“

Sie ſah ihn mit erſtaunt aufgeriſſenen Augen an. „Wenn man ſich ſein ganzes Leben lang hat leiten laſſen und immer unſelbſtändig war — und nun auf einmal —!“

Ungeduldig ſprang er auf. „Dann hat man's eben einmal ſatt! Ich mag nicht, ich will nicht immer euer Spielzeug ſein, die Marionette, die du hin- und herſchiebſt, wie's dir beliebt. Ich danke! Ich nehme die Reichenbach nicht, ich mache, was ich will — und nun laß' mich in Ruh'!“ Mit erregten Schritten ging er auf und nieder.

„Richard, nicht ſo laut! Richard meine Nerven!“

„Ah ſo, entſchuldige! Ich habe auch Nerven,“ ſagte er gezwungen ruhig und ſetzte ſich wieder hin; aber auf einen Stuhl, nicht auf das Ruhebett.

„Du haſt dich wohl anderweitig engagiert?“ Die Schweſter ſtützte ſich auf den Ellenbogen und ſah den Bruder mit halb zugekniffenen Augen forſchend an. „Richard, Richard, haſt du dich wieder verplempert? Es iſt ſchrecklich!“ Sie zog ihr Taſchentuch und fing an nervös zu weinen.

Er rührte ſich nicht, er ſaß da wie angenagelt. Minuten vergingen. Endlich murmelte er: „Ich liebe ſie nicht. Ich will nur aus Liebe heiraten.“

Sie lachte auf, mitten in ihren Thränen; es war ein recht greller Klang in dem Lachen. „Liebe —?! Mein Schatz, Karl und ich haben uns auch aus Liebe geheiratet! So was giebt ſich in der Ehe, die ewigen Emotionen halten nicht vor. Du biſt wie ein Kind,

Richard — Liebe?!" Sie zuckte die Achſeln und knäulte ihr Taſchentuch zuſammen. „Natürlich, wir haben uns ja lieb, Karl und ich — ſelbſtverſtändlich — aber wie du dir ſie denkſt, ſo iſt die Ehe nicht. Künſtlerlaunen! Unpraktiſche Geniegedanken! Die Hauptſache iſt, daß man nachher ſein gutes Auskommen hat und ſich den erwünſchten Komfort gewähren kann. Denke mal, was haſt du, wenn du eine Frau noch ſo liebſt und ſie nachher nicht ernähren kannſt?! Und dann kommen Kinder und alle möglichen Unannehmlichkeiten! Daß es dir ſo gehen ſollte, das macht mich ſchaudern."

Er war bleich geworden und ſenkte den Kopf auf die Bruſt. Jetzt hob er ihn aber wieder zuverſichtlich. „Ich werde arbeiten. Mein Buch muß doch endlich fertig werden — und — und dann habe ich ſchon viele Skizzen verkauft, wenn ich fleißig bin, male ich im Jahr mehrere Ölgemälde. Klavierſtunden à eine Mark brauche ich darum noch nicht zu geben!" Er lachte kurz und nervös und fuhr ſich über die Stirn.

„Du biſt ein Narr," rief ſie ärgerlich und ſchnellte haſtig die Füße vom Ruhebett. „Hoffentlich machſt du keine Dummheiten! — — Ah, Karl, bitte, mache die Thür zu. Entweder hinein oder hinaus, dein Stehen ſo auf dem Sprung, zwiſchen Thür und Angel, iſt mir ſchrecklich. Ich bin ganz krank!"

„Ja, du ſcheinſt ſehr nervös zu ſein heute!" Doktor Allenſtein blieb ruhig auf der Schwelle ſtehen.

„Karl!" ſagte ſie ſcharf.

„Ah — entſchuldige, mein Engel." Er ſchloß geräuſchvoll die Thür und kam näher. „Ich habe nicht lange

Zeit. Morgen, guten Morgen, vielmehr Mittag, lieber Schwager! Wie geht's? Audienz gehabt?" Er lachte jovial, daß ſich ſeine kräftige Geſtalt ſchüttelte, und klopfte dann dem anderen, den er bedeutend überragte, auf die Schulter. „Du läßt dich ja gar nicht mehr bei uns ſehen? So ſehr ſelten! Beleidigt irgend was bei uns dein Künſtlerauge? Ich etwa gar?" Er reckte ſich und ſtrich ſich wohlgefällig den wundervollen blonden Bart.

„O nein," — Bredenhofer ſah vor ſich nieder — „ich bin eben beſchäftigt, habe meine Gedanken und — und — abends ſeid ihr ja nie zu Hauſe," ſetzte er raſch hinzu, wie froh, eine Ausrede gefunden zu haben.

„Natürlich — ä, alter Junge!" Allenſtein ſchlug ihn auf die Schulter und blinzelte mit den großen, auffallend blauen Augen. „Als wenn du abends nicht auch was vorhätteſt! Mach' mich nicht dumm! Und am Tage — was? — da brüteſt du wohl über ungelegten Eiern?" Er lachte ſo herzlich und geräuſchvoll, daß ihm das Waſſer in die Augen trat.

„Ich bitte dich, Karl — dieſe unzeitige Fröhlichkeit! Richard hat eben mit ſich zu thun," ſagte Suſanne ſehr gereizt. „Du haſt gar kein Verſtändnis dafür. Wenn man ſo talentiert iſt —"

„Talent hin, Talent her!" Der Doktor trat an das Ruhebett und kniff ſeine Frau in die Wangen. „Sei man nicht ſo aigriert, alte Lotte! Ich trete doch, weiß Gott, deinem Herzensbruder nicht zu nah'! Weil er ſo'n famoſer Kerl iſt und ich ihn rieſig gern mag, möchte ich ihn mehr hier haben. Aber der," — er drückte pfiffig

die Augen zuſammen und that geheimnisvoll, — „der iſt jetzt ſehr in Anſpruch genommen.“

„Wieſo?“ Auf des jungen Mannes Wangen zirkelten ſich zwei rote Flecken ab. „Daß ich nicht wüßte!“

„Na, thu' man nicht ſo unſchuldig!“ Allenſtein mußte die Sache außerordentlich komiſch finden; er muſterte bald ſeinen Schwager, bald ſeine Frau. „Wer war denn das niedliche Mädchen, mit dem ich dich neulich gegen Abend in der Kurfürſtenſtraße ſah? Ihr ſtandet unter der Laterne und konntet euch gar nicht trennen. Ich fuhr vorbei und hielt am Nebenhaus; bei Hauptmann Kurtz haben die Kinder Ohrenkatarrh infolge von Scharlach. Was Gewöhnliches war's nicht; entſchieden eine Dame!“

Suſanne horchte auf. „Wer war das, Richard?“

„O — o — eine Bekannte — ſehr nettes Mädchen — über jeden Zweifel erhaben — ich begreife dich nicht, Karl?“ Ein wütender Seitenblick Bredenhofers ſtreifte den Indiskreten.

„Na, na!“ In dieſem ‚Na, na‘ lag eine ganze Welt von Zweifel.

Der junge Mann brauſte auf. „Ich verbitte mir jede Bemerkung! Fräulein Langen iſt ein ganz reizendes Mädchen, ein vorzügliches Mädchen; ein ſtarkes geiſtiges Band verbindet uns. Daß du immer gleich ſolche — ſolche Ideen haben mußt, Karl!“

Der Schwager antwortete nicht, ſondern pfiff durch die Zähne und gab dann ſeiner Frau einen Kuß. „Adieu, alte Lotte, ärgere dich nicht, laß ihn nur! Sei ſo gut, beſtelle mir zu Mittag etwas recht Leichtes, vielleicht Spargel mit Backhuhn. Heute abend bei Rienows giebt

es entschieden Gänseleberpastete und anderes Getrüffeltes; ich muß mich schonen. Adieu, Schätzchen," er küßte sie schnalzend auf jede Wange. „Adieu, Schwager, viel Vergnügen — aber nicht verplempern!" Er drohte lachend mit dem Finger und verließ das Zimmer.

„Daß Karl immer so guter Laune ist," seufzte Frau Susanne. „Er hat eben keine Nerven. Richard —" sie rückte sich zurecht und nahm die Miene an, als wolle sie einen Schuljungen abstrafen — „daher also dein Widerwille gegen eine Heirat?! Wer ist das Mädchen, was hast du mit ihr vor?" fragte sie streng.

Das Blut schoß ihm zu Kopf: „Ich liebe sie," sagte er trotzig, und dann noch einmal, weich: „Ich liebe sie!"

„Haha, hahaha!" Ihr Lachen hatte entschieden etwas Verletzendes; gleich darauf nahm sie eine gekränkte Miene an. „Es schmerzt mich tief, Richard, daß du so wenig Vertrauen zu mir hast. Ich bemühe mich für dich und mache alles für dich zurecht, und du findest es nicht einmal der Mühe wert, mir ein Wort zu sagen? Wer ist sie, was ist sie, ist sie gut situiert?"

Er sah vor sich nieder. „Sie ist Sängerin," sagte er leise, „eine angehende, junge Künstlerin, aus guter Familie, die Mutter ist Witwe. Vermögen hat sie nicht."

„Und du willst sie heiraten?"

„Ich will sie heiraten."

„Bist du von Sinnen, ganz verrückt?" Sie sprang auf und faßte ihn bei beiden Schultern. Sie rüttelte ihn. „Richard — heiraten?! Auf was?"

„Du biſt ſehr klug," ſagte er langſam und ſchob ihre Hände von ſeinen Schultern. „Ich habe mir auch alles geſagt. Aber ich heirate ſie doch. Ich kann nicht leben ohne ſie, ſie iſt reizend, entzückend" — ein ſchwärmeriſcher Ausdruck verklärte ſein Geſicht — „ſie iſt die Poeſie ſelbſt. Laß nur" — er fuhr ſich über die Stirn — „es wird ſchon wie werden!"

„Du Unglücksmenſch — Richard!" Frau Suſanne brach in krampfhaftes Schluchzen aus und warf ſich auf die Chaiſelongue. „Was wird Onkel Hermann ſagen? Und Tante Hannchen! Um Gotteswillen, um Gotteswillen, du verſcherzt dir Onkels ganzes Wohlwollen! Er war ſo ſehr für die Reichenbach, und du weißt, wenn er ſich auf etwas kapriziert hat — ach, Richard, dieſer Kummer!"

Der junge Mann verzog finſter die Stirn. „Es thut mir leid, furchtbar leid, um ihn, um dich, um — ja, um mich am Ende auch. Es wäre beſſer, Lena und ich brauchten nicht mit pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen; aber" — er ſeufzte — „es iſt doch nun einmal nicht anders! Suſi," er drückte ſich neben die Schweſter auf die Chaiſelongue und ergriff deren Hände — Suſi, gute Schweſter, du kannſt viel beim Onkel durchſetzen, er hört auf dich, leg' ein gutes Wort für mich ein! Er wird mich doch deswegen nicht enterben? Ha —" er lachte plötzlich auf und hielt dann inne, erſchrocken über das eigne Lachen — „wegen ſolcher Lappalie! Nein — Unſinn!"

„Sei nicht zu ſicher! Onkel Hermann hat einen eiſernen Kopf, und in den hat er ſich nun einmal die

Reichenbach gesetzt. Er hat schon so viel für dich gethan — Kunstreisen, der Aufenthalt im Süden — er will dich nun auch nach seiner Façon selig machen. Er hat ein Recht dazu."

„Recht — Recht!?" grollte er. „Er dünkt sich unfehlbar wie der Papst. Weil ich Wohlthaten von ihm empfing, soll ich zum Dank mein ganzes Lebensglück opfern?! Nein, nein! Ich pfeife auf seine Erbschaft, mag er sie behalten. Ich gehe." Er sprang auf, rückte sich den Rock zurecht und näherte sich der Stubenthür. Dort hielt er noch einmal inne und sah zurück.

Da lag seine Schwester auf dem Ruhebett, hielt die Hände vor's Gesicht gedrückt und schluchzte, daß ihr Körper bebte. „Und nicht einmal so viel Vertrauen zu uns — kein Wort — alles hinter dem Rücken!"

Es überkam ihn wie Reue. Schon war er bei ihr und versuchte ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen.

„Laß mich — laß mich — du hast kein Vertrauen!"

„Hätte ich euch eher etwas gesagt, ihr hättet mir längst abgeredet, und wer weiß —" mit einem betroffenen Ausdruck starrte er vor sich hin — „ich hätte mir abreden lassen. Ich habe mich gefürchtet. Jetzt ist der Würfel gefallen."

„So hast du schon mit ihr gesprochen?" Sie lockerte die Hände ein wenig und lauerte hinter ihnen nach dem Bruder.

„Nein, noch nicht!"

„Ah!" Susanne ließ die Hände vollends sinken, ein Hoffnungsstrahl glitt über ihr Gesicht.

„Aber ſie liebt mich, liebt mich grenzenlos, ich bin meiner Sache ſicher.“

„Und wenn ſie erfährt: du haſt nichts?!“ Ein ſpöttiſches Lächeln kräuſelte die Lippen der Frau.

„Sie wird mich lieben,“ ſagte er einfach. „Wir werden uns lieben bis in alle Ewigkeit!“

Die Worte waren verklungen. Sie ſchwiegen. An den Fenſtern rüttelte der Winterwind, im Kamin kniſterten die verglühenden Zweige; es roch nach lauter Poeſie.

„Suſi,“ bat er endlich leiſe, „willſt du ſie dir nicht wenigſtens einmal anſehen? Sie ſingt heute abend im Konzert, das von ihrem Profeſſor veranſtaltet iſt; komm mit mir, ſieh ſie! Du wirſt, du kannſt ihr nicht widerſtehen! Und ſie ſingt —!“

„Ich werde ſie mir anſehen,“ ſagte ſie hart.

VI.

Vor der Philharmonie hielten viele Equipagen. Das Konzert des berühmten Mannes war gut beſucht; er hatte Gönner und Freunde, und wer ihm nicht wohlwollte, der zeigte es nicht.

Profeſſor Dämel führte ſeine auserleſenen Schüler dem Publikum vor, nebenbei hatte ein hervorragender Violinvirtuoſe ſeine Mitwirkung zugeſagt.

Es war häßliches Wetter. Der Nordoſt war umgeſprungen, Feuchtigkeit in der Luft; Regen und Schnee gingen vermiſcht nieder. Richard Bredenhofer hüſtelte, als er mit ſeiner Schweſter im Strom der Menſchen

dahinſchob. Ringsumher nichts wie Abendmäntel und Kapuzen, männliche Weſen waren weniger vertreten; Profeſſor Dämel ‚machte mehr in Weiblichkeit‘.

Der große Saal, von den elektriſchen Kugeln tageshell erleuchtet, ſah unheimlich kritiſch und anſpruchsvoll aus. Hier war ſchon mancher Ton erklungen und hatte ſich in den vielen Logen und Winkeln verfangen und war verflattert, ohne Nachhall und Ruhm. Es war kein glücklicher Gedanke, für ein Vokalkonzert dieſen Raum zu wählen; aber Profeſſor Dämel mußte das doch beſſer wiſſen, er war ja ein berühmter Mann.

Richard Bredenhofer war von einer fieberhaften Unruhe, das Programm in ſeinen Händen kniſterte und knitterte; in einem fort blätterte er die erſten beiden Seiten um und blätterte ſie wieder zurück. Da ſtand es: ‚Fräulein Magdalene Langen‘ und hier: ‚Schumann'ſche Lieder‘. Alles andere intereſſierte ihn nicht.

Verſtohlen ſah er die Schweſter an. Sie ſaß da wie ein Bild aus Stein, im hocheleganten Seidenkleid, kerzengerade; ſie ging nachher noch in Geſellſchaft zu Rienows, es war eine beſondere Liebenswürdigkeit von ihr, hier zu ſein.

Er ſah ſich um; waren denn alle Geſichter ſo ſteinern, kein einziges warm und entgegenkommend? Es legte ſich ihm beklemmend auf's Herz, wie eine abkühlende Douche kam es ihm auf den Kopf. Da — ganz vorn in der erſten Reihe — das ſtrahlend heitere, jünglingsfriſche Geſicht Doktor Reuters! Wie eine Erlöſung wirkte ſein Anblick auf den Verzagten, er klammerte ſich mit

den Blicken an dieſem Geſicht feſt. Und nun, nun ging's los!

„Sitz ruhig," ſagte Frau Doktor Allenſtein. „Dein Hin- und Herrutſchen macht mich nervös." Es war das einzige, was ſie bis jetzt geäußert hatte; auf dem Herweg ſtumm, ſeit dem Hierſein ſtumm.

Bredenhofer hörte nicht zu. Was er dachte, er wußte es ſelbſt nicht. Leere Klänge klangen vom Podium, in ſeiner Seele fand kein Ton einen Widerhall. Wie fernes Brauſen umrauſchte ihn das Klatſchen des Publikums — der hervorragende Geiger hatte geſpielt; wie ein ſchwarzer Strich ſtand er oben auf dem Podium, dienerte und ſchwenkte den Bogen.

Was wollte der Mann da? Richards Gedanken wanderten fort aus dem hellen Saal, fort von den klatſchenden Menſchen — in dem kleinen Künſtlerzimmer ſtand ſie wohl jetzt, den Kopf geſenkt, horchte nach dem Beifallsbrauſen und wartete auf ihre Nummer. Ob ſie Angſt hatte? Er hatte Angſt. Er konnte nicht ſtill ſitzen, er reckte ſich und ſtreckte den Hals. Der hervorragende Geiger war fort; jetzt kam der berühmte Mann die Stufen von dem Seitenthürchen herunter, mit Würde führte er die Sängerin in roſa Seide vor. Fräulein Krotoſchinska ſtand auf dem Zettel.

Ein leiſes Raunen, ein flüchtiges Surren ging durch den Saal — ah, eine blendende Erſcheinung! Fräulein Krotoſchinska trat keck bis vorn an die Rampe, das elektriſche Licht zeigte ihren tief entblößten weißen Hals noch weißer — jetzt öffnete ſie den Mund, ihre mächtige

Stimme füllte den Saal und drang bis in den fernſten Winkel.

Ein Beifall ſondergleichen! Immer wieder mußte ſie ſich verneigen. Sie lächelte, ſie hatte ſchon die richtige Art, ſich mit dem Publikum in Einverſtändnis zu ſetzen; ihre großen Augen blitzten die Reihen ab, ein jeder glaubte einen beſonderen Dank erhalten zu haben. „Famos — ausgezeichnet — herrlich,“ murmelte man. „Bravo, bravo!“ Und der gefürchtete Kritiker Plappert machte folgende Bemerkung in ſein Taſchenbuch: „Neuer Stern am Himmel der Kunſt, junoniſche Erſcheinung, höchſt beachtenswerte Leiſtung, von Bühnen beizeiten mit Beſchlag zu belegen.“

Profeſſor Dämel ſtrahlte.

„Sie werden einen ſchweren Stand haben,“ ſagte er zu Lena, als er ſie die Stufen hinabführte. Ihre Hand zitterte und war eiskalt; zu Hauſe hatte ſie ſo guten Mut gehabt, ſich gefreut, nun war ihr doch bange. Wie hülfeſuchend ließ ſie ihren Blick durch den Saal ſchweifen — ſie ſah nichts, alles erſchien ihr ein unentwirrbares Chaos. Dünn, kaum hörbar klangen ihr die Akkorde der Begleitung, ſie holte Atem, zwei-, dreimal.

„Sie iſt es — da!“ hatte Richard Bredenhofer geflüſtert und ſeine Schweſter angeſtoßen; ſein Herz klopfte krampfhaft.

Frau Doktor Allenſtein verzog keine Miene, ſie nickte nur mit dem Kopf.

Die kleinen Schumann'ſchen Lieder klangen recht ſimpel nach der rauſchenden Opernarie der Vorgängerin. So gar nichts Brillantes! Die Töne kamen und gingen,

ganz melodiſch, aber unbedeutend wie heimiſches Vogelgezwitſcher; ſie machten keinen Eindruck. Der Beifall war karg; ein freundlich herablaſſendes, kurzes Klatſchen, und dann war's aus.

Bredenhofer klappte wie wütend die Hände zuſammen, er wollte den Beifall erzwingen. Es gelang ihm nicht.

„Mach' dich nicht lächerlich," ſagte ſeine Schweſter halblaut.

Der Schweiß brach ihm aus, er fühlte eine entſetzliche Enttäuſchung und zugleich eine wilde Indignation über das Publikum. Warum klatſchten ſie nicht, warum machten ſie der jungen Sängerin nicht Mut?

Er ſah ihr Geſicht in blaſſer Lieblichkeit, er ſah die ſchlanke, weiße Geſtalt ſich verbeugen, ſich abwenden und gehen. Vor ſeinen Augen ſchwamm alles, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, unwirſch zwirbelte er den Schnurrbart — warum ſang ſie nicht beſſer? Die Leute hatten wirklich recht, großer Beifall war hier auch nicht am Platz.

„Mäßig, ſehr mäßig; ich hätte dir mehr Geſchmack zugetraut. Ich muß geſtehen, ich bin einigermaßen erſtaunt über dich!" Es war die erſte zuſammenhängende Rede, die Frau Suſanne heut abend von ſich gab.

Ihre Worte trafen ihn wie Nadelſtiche; und doch hatte ſie nicht unrecht, er fühlte ſich beſchämt, ernüchtert, unglücklich. Wo war Lenas Poeſie geblieben, ihre ſüße unbeſchreibliche Anmut, der Funke, der ihren Geſang durchwärmte und ihn zur Seele ſprechen ließ?!

„Die kleine Stimme verflattert im weiten Raum,“ ſchrieb Plappert in ſein Notizbuch — „unglückliche Wah — gute Schule mag gerühmt werden.“

Das Konzert nahm ſeinen Fortgang. Die ganze Liſte wurde abgeleiert — Schüler und Schülerinnen — der hervorragende Virtuoſe ſpielte ‚Ungariſche Tänze‘ — da capo-Ruf — die Krotoſchinska legte noch einmal los und erntete raſenden Beifall. Bredenhofer folgte dem Programm nicht mehr, er ſaß, die Stirn in die Hand geſtützt, und traute ſich nicht, ſeine Schweſter anzuſehen.

„Ach Gott, kommt ſie noch einmal?“ hörte er hinter ſich ſagen.

Er fuhr auf, bekannte, geliebte Klänge ſchlugen an ſein Ohr.

„Daß du ſo krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?“

‚Wer machte dich ſo krank?‘ von Schumann. Er hatte ſie's noch nie ſingen hören.

Sie ſtand, ſchlicht und rein im weißen Kleid, die Hände zuſammengefaltet, den Kopf etwas hintenüber gebogen.

Kein Räuſpern im Saal, kein Scharren, kein Programmknittern.

War ſie ſicherer geworden, oder war es nur ſeine große Sympathie für dieſes Lied, die ihn über die Mängel hinwegtäuſchte?

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das iſt der Menſchen Thun;
Natur ließ mich geſunden,
Sie laſſen mich nicht ruhn!“

Die Thränen ſchoſſen ihm in die Augen, er ſchluckte krampfhaft und ſenkte den Kopf auf die Bruſt. Unbeſchreiblich rührend klang der Geſang, er wagte keinen Atemzug; wie eine ſanfte Klage verhallten die Schlußworte, nichts von Bitterkeit und Vorwurf darin, — ſie verſtand das Lied noch nicht ganz.

„O Lena, Lena, ich habe dir Unrecht gethan, ich glaube an deine Künſtlerſchaft; ich liebe dich, ich liebe dich!“

Er hätte aufſpringen mögen, eine beſeligende Unruhe packte ihn. Nun ſang ſie das Gegenſtück. Der Meiſter hat darüber geſchrieben: ‚Dieſelbe Weiſe, noch leiſer‘.

„Die Tage ſind vergangen,
Mich heilt kein Kraut der Flur;
Und aus dem Traum, dem bangen,
Weckt mich ein Engel nur.“

— — — — — — — — — — — —

Er weinte heiße Thränen im Überſchwang des Gefühls; ſo hatte er nicht mehr geweint ſeit ſeiner Knabenzeit.

Frau Allenſtein rückte hin und her, ſie hatte das Publikum gemuſtert, nun tippte ſie den Bruder auf's Knie: „Du biſt krank, Richard, übertrieben nervös; ſprich mit dem Arzt!“ —

Aus. Stühlerücken und Rappeln, in Haſt drängt man zu den Ausgangsthüren.

Richard und ſeine Schweſter waren eingekeilt in der Menge; jetzt ein Durchſchlupf.

„Nun —?!“ Er ſah ſie fragend, bang, erwartungsvoll an.

Sie zuckte die Achseln. „Ganz nett, aber —"

„Was ‚aber'," drängte er.

Sie schob ihren Arm in den seinen. „Lieber Richard, es kann sein, daß etwas aus ihr wird, ebenso gut aber, daß nichts aus ihr wird. Wie es auch sei, solche Frauen heiratet man nicht. Ist doch keine Partie! Sei mein guter, kluger Bruder! Richard!"

Er machte seinen Arm frei. „Und wenn auch nichts aus ihr würde, ihre Seele ist da, ihr eignes Ich. Ich heirate sie." Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Du solltest dich schämen, so berechnend zu reden; du, eine Frau!"

Ihr Gesicht verzog sich und wechselte die Farbe. „Wir werden alle gegen diese Heirat sein, morgen schreibe ich sofort an Onkel Hermann; er soll dir den Kopf waschen!"

„Thu's," sagte er trotzig und warf ihr den Mantel über.

„Adieu!"

Er bot ihr keine Hand, eisig war seine Miene.

* * *

Im Künstlerzimmer stand die Krotoschinska; sie hatte ein herrliches Bouquet in ihren Händen und drehte es wirbelnd hin und her. Vor ihr drehte und wand sich ein Herr, stark jüdisch, mit blassem, weichlichem Gesicht und scharfen Augen.

„Ausgezeichnet, mein Fräulein, großartig, wirklich großartig," sprach er leise und eifrig. „Sie sollten sich die Sache überlegen, weisen Sie sie nicht leichtfertig von der Hand!"

„Was wollen Sie?"

„Zwanzig Prozent, gar nichts! Ich habe Verbindungen mit den bedeutendsten Bühnen, die größten Künstler wenden sich vertrauensvoll an mich. Gestern erst Brief gehabt von der Sembrich und Scheidemantel; auch Gastspiele besorge ich. Sie bekommen die glänzendsten Engagements durch mich."

Ein abschätzender Blick überflog ihre üppige Gestalt; dann fuhr er, sich befriedigt die Hände reibend, fort:

„Wie wär's mit Petersburg, Fräulein? Lieben Sie Brillanten? Kriegen massenhaft da. Liegen bei mir Kontrakte aus. Auch Hamburg, Hannover, Köln können Sie haben. Würde mehr sein für Petersburg, lohnt sich besser — bei der Figur!"

Wieder musterte er sie eingehend. Sie vertieften sich in ein interessiertes Gespräch.

Dicht neben der Thür stand Lena Langen. Ein brennendes Rot flog über ihr Gesicht, als sie sah, wie der Agent sich um die Krotoschinska mühte. Auch der Recensent vom ‚Tageblatt' hatte diese vorhin mit Komplimenten überschüttet; der allgewaltige Plappert sie sogar um ihren Besuch gebeten, er wollte einige biographische Notizen bringen.

Wer kümmerte sich um sie?

Kein Neid beschlich sie, wohl aber das Gefühl der eignen Unzulänglichkeit. Ihr fehlte eben das ‚bißchen Glück', und wo das nicht war —! Sie seufzte und hing sich den bescheidenen Abendmantel um.

Da kam der Professor. Unter den Falten des Abendmantels suchte er nach ihrer Hand und tätschelte sie.

„Na, Kindchen, ganz ſchön, ganz ſchön!"

Sie verſuchte zu lächeln und ſeinem Blick ſtandzuhalten; er ſah ſie ſo eigen an.

„Habe ich denn gut geſungen?" fragte ſie beklommen

„Im Anfang etwas matt — hm, hm — aber das gab ſich. Sie wiſſen doch: ce n'est que le premier pas, qui coûte — hier wie in allem anderen. Haha!" Er lachte, bückte ſich und ſuchte ſeine andere Hand auf ihr Herz zu legen. „Na, ſchlägt das Herzchen noch ſo ſehr?"

Sie wich zurück. „Herr Profeſſor, ſagen Sie mir, habe ich wirklich nicht ſchlecht geſungen?"

Er muſterte ein klein wenig ſpöttiſch ihr erregtes Geſicht. „Zum Schluß ſogar ſehr gut, künſtleriſch eigentlich viel beſſer wie die Krotoſchinska — aber das iſt ein Frauenzimmerchen, ha! Wie geſchaffen für die Kunſt! Macht rapide Karriere! Ihnen —" er gab plötzlich ihre widerſtrebende Hand frei und machte ein kaltes Geſicht — „Ihnen fehlt jedes Auftreten!"

Langſam ſchritt Lena die Stufen der Seitentreppe hinunter; von unten blies ihr der Nachtwind entgegen; ſie fühlte ſich ſo allein. Was er wohl ſagen würde? O, wenn ſie ihm, ihm wenigſtens doch gefallen hätte! Im Konzert war er ſicherlich geweſen, geſtern hatte er's zugeſagt. Ein heißes Gefühl überkam ſie plötzlich, trotzdem ihre Glieder in dem dünnen Abendmäntelchen ſchauerten; ſie ſehnte ſich nach ihm.

„Lena — guten Abend — Fräulein Lena!"

Sie fuhr zuſammen, daß ſie faſt von der Schwelle des Ausgangs heruntergefallen wäre. Da ſtand er vor

der Thür, den Hut in die Stirn gedrückt, das Stöckchen unter'm Arm, bleich, im flackernden Licht der Laterne.

„Ah — Sie!" Mit einem glückſeligen Lachen reichte ſie ihm die Hand. Er drückte ſie zärtlich und zog ſie dann durch ſeinen Arm. Rechts und links verliefen ſich die letzten Konzertbeſucher — windverwehte Mäntel und flatternde Schleierzipfel. Er fühlte ſich ganz allein mit ihr, losgelöſt von aller Welt, nur zu dieſem Mädchen gehörig.

Sorgſam, ihren Arm an ſich drückend, führte er ſie zur nächſten Droſchke. Sie ſprachen nicht, ſie kämpften gegen den Wind an, der die ſchlanken Geſtalten umzuknicken drohte.

Er hob ſie in die Droſchke; wie im Traum ließ ſie ſich's gefallen, hörte, wie er dem Kutſcher die Weiſung gab, fühlte, wie er ſich neben ſie ſetzte. Sie konnte gar nicht denken, hatte nur das eine Gefühl erwartungsvoller Freude, wie ſie es als Kind vor Weihnachten gehabt.

Der Wagen rappelte über Pflaſter, hinter den angelaufenen Scheiben huſchten gelbe Lichter vorüber; jetzt kam Aſphalt.

„Lena," ſagte er erregt und verſuchte vergebens, ſeiner Stimme Feſtigkeit zu leihen, „Sie, Sie haben geſungen wie ein Engel!"

Und plötzlich lag er vor ihr auf dem Boden des engen Wagens, den Kopf an ihre Kniee gedrückt.

„Lena," flüſterte er, und doch klang's ihr wie Poſaunenton, „ich habe Sie lieb, ich habe dich lieb — dich, dich, dich — zum Sterben!"

Er richtete den Kopf auf und ſuchte im Dunkel den Blick ihrer Augen. „Lena, ſieh mich an —“ er legte beide Hände an ihre Wangen — „haſt du mich lieb?“

Sie nickte; eine unbeſchreibliche Seligkeit nahm ihr den Atem, ein unterdrücktes Lachen kam ihr aus der Bruſt und dann ein krampfhaftes: „Ja, ja, ich hab' dich lieb, ich bin dir ſo gut!“

Sie ſchlang beide Arme um ſeinen Hals und zog die Lippen nicht zurück vor ſeinem Kuß.

Draußen ſcharfer Wind, der durch die Ritzen des Wagens pfiff; feuchte Nachtkälte und ſpärlich flackernde Lichter. Innen in dem ratternden Gefährt eine große Seligkeit. Da war gar kein Gedanke an die Zukunft; warm floß es aus einem Herzen in das andere, ein köſtlicher Strom goldener Hoffnungen.

„Ob ſich je zwei Menſchen ſo geliebt haben?“ fragte ſie triumphierend, ihr glühendes Geſicht von dem ſeinen hebend.

„Nein, nein, nein!“ Er küßte ſie ſtürmiſch.

„Es giebt keine Liebe gleich der unſeren; ſie überwindet alles — o, Lena!“

Der Wagen hielt; ſie waren ſchon in der ſtillen Straße vor dem hochſtöckigen Haus.

„Die Mutter!“ ſagte ſie plötzlich erſchrocken und dann gleich darauf mit einem glückſeligen Lachen: „Die wird denken, ſie träumt; ſie glaubt mir's gar nicht!“

„Ich komme mit dir, dann wird ſie dir's glauben. Komm, gieb mir deine liebe Hand!“

Hand in Hand, wie Kinder, die einander führen, gingen ſie die Stufen hinan. Noch brannte das Gas

auf den Treppen, aber es war schon ganz still im Haus, niemand begegnete ihnen.

Die letzten Stufen flog Lena hinan. Sie hatte sich losgerissen, nun zerrte sie stürmisch an der Klingel.

Innen Pantoffelschlurren.

„Bist du's, Lena?" fragte die ängstliche Stimme der Mutter.

„Ja, ja!"

Die Kette fiel rasselnd, es wurde aufgeschlossen.

„Mein Kind, es ging wohl sehr gut? Die Anna ist zum Kränzchen. Ich — ah!"

Frau Langen wich zurück bis an die Wand des Korridors — was wollte der fremde Herr da hinter ihrer Tochter? Er verbeugte sich tief, er griff nach ihrer Hand!

„Mutter!" Hastig, mit einer beängstigenden Leidenschaftlichkeit, warf sich ihr Lena an den Hals.

„Mutter, ich bin so glücklich! Da — da ist er," — sie zog ihn neben sich — „wir haben uns lieb — weißt du, der Herr, der mich bei Doktor Reuter begleitet hat — der, mit dem ich auch im Herbst gereist bin, und — und — ich bin so glücklich, Mutter!" Sie brach in Lachen und Schluchzen zugleich aus.

„Mein Gott!" Frau Langen faßte sich an den Kopf, ihre zarten Wangen erröteten tief, ratlos blickte sie den fremden Mann an. „Was ist denn — was — was?"

„Gnädige Frau," — Bredenhofer hatte augenblicklich gar keinen Begriff von der Merkwürdigkeit der

Situation; als habe er keine Sekunde zu verlieren, ſo ſprudelte er hervor: „Gnädige Frau, ſagen Sie ‚ja‘ — gnädige Frau, ich kann nicht leben ohne Lena! Gnädige Frau“ — er küßte ſtürmiſch ihre Hand — „legen Sie uns nichts in den Weg — gnädige Frau?!“

Er ſah ſie flehend, treuherzig aus hübſchen offenen Augen an.

„Mein Gott, mein Gott!“ Frau Langen zitterte am ganzen Leib; an ihrem Hals ſchluchzte krampfhaft die Tochter, ihre Hand hielt der junge Mann und ließ ſie nicht los. Einen Augenblick war's ihr, als ſei ſie irre oder liege im Bett und habe einen tollen Traum.

„Kommen Sie herein,“ ſagte ſie halblaut — „ich — ich — bitte, treten Sie näher!“

Drinnen im gemütlichen Zimmer brannte die Lampe; auf dem Tiſch ſtanden Thee und geſtrichene Butterbrötchen für Lena. Die vertrauten Umgebungen gaben Frau Langen einigermaßen die Faſſung wieder. Sie fühlte ſich Herr in ihrem Hauſe, aber ſie mußte ſich ſchnell ſetzen, die Kniee wankten ihr.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ Sie deutete verbindlich auf einen Stuhl und verſuchte ſich mit kühler Gelaſſenheit zu wappnen.

„Was wünſchen Sie, mein Herr — Herr Bredenhofer, nicht wahr? Meine Tochter hat mir wohl Ihren Namen genannt, aber — wie konnte ich denken?! Lena iſt immer ſo übereilig, ſo vorſchnell, ich — Sie ſehen, ich bin vollſtändig faſſungslos! Darf ich bitten“ — ſie war jetzt ganz Dame, ganz kühl — „mich etwas aufzuklären!“

„O nicht so, Mutter! Nicht so!“ Lena stürzte auf sie zu und schmiegte sich an sie. Sie drückte ihre Wange an die der Mutter und flüsterte ihr in's Ohr.

Bredenhofer fing an zu reden, im überströmenden Gefühl war er beredter denn je. Er sprach von der gemeinschaftlichen Reise, vom Wiedersehen bei Reuter, vom heutigen Konzert. Die Worte flossen ihm von den Lippen; er war ein Dichter, als er von seiner, von Lenas großer Liebe sprach.

Frau Langen war gerührt. Sie streichelte der Tochter das Haar und sagte zugleich vorwurfsvoll: „Und ich habe nichts geahnt? Lena, Lena!“

Dann faltete sie die Hände und sah ergebungsvoll drein, die Thränen liefen ihr dabei über's Gesicht. Sie suchte nervös in ihrer Tasche, sprang dann auf und suchte am Nähtisch; endlich hatte sie das Taschentuch, es lag im Strickkorb.

Als sie sich umdrehte, sah sie zwei Augenpaare flehend auf sich gerichtet. Bredenhofer und Lena hatten sich an der Hand gefaßt.

„Mutter!“ sagte Lena nur, und Bredenhofer wie ein Echo: „Mutter!“

Die arme Frau nickte stumm, sie war ganz verstört; und dann faltete sie die Hände:

„Gebe Gott seinen Segen!“

Mit einem Jubellaut umschlangen sich die beiden und blieben so stehen, mit glühenden Gesichtern, eins in den Anblick des anderen versenkt.

Frau Langen mußte an ihren verstorbenen Mann und an ihre eigene Verlobung denken. Da war alles

anders geweſen, gar nichts Romantiſches. Hier war Poeſie. Eine leiſe kleine Freude, daß ihre Lena das erlebte, fing an, ſich in ihr zu erheben.

Als Bredenhofer zwei Stunden ſpäter, gegen Mitternacht, ſeine Braut verließ, gab ihm ſogar die Mutter einen Kuß; ſie küßte ihn auf die Stirn und errötete dabei wie ein ſchüchternes junges Ding.

Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er gar nicht von ſeinen Verhältniſſen geſprochen hatte, weder von ſeinen pekuniären noch von ſeiner Familie.

Sie hatten ihn auch gar nicht gefragt.

VII.

Vor ihrem Nähtiſch ſaß Frau Langen und weinte. Nun war Lena ſchon vierzehn Tage heimlich verlobt — das war ſo ſchön! — aber nun war's losgebrochen. Lena ſelbſt ſaß im Winkel des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Ofen; es fror ſie und ſie hielt ſich die Hände vor die Augen. Ihr Geſicht konnte man nicht ſehen, doch ſagte es die ganze Stellung: ſie war trotzig. Sie rührte ſich nicht, hatte die Beine übereinander geſchlagen und heraufgezogen; den Oberkörper hielt ſie vornüber geneigt.

Mitten an dem Tiſch im Korbſtuhl ſaß Landgerichtsrat Langen; er ſah müde aus. Neben ihm, die Hand auf ſeine Schulter gelegt, ſtand ſeine Frau.

„Wir müſſen jetzt gehen, Fritz," ſagte Amalie, ‚wir können Allenſteins nicht warten laſſen, nachdem uns

die Leute heut morgen das artige Billet geſchrieben haben. Und dann will ich jedenfalls hinzu über die Linden fahren; da ſoll bei gutem Wetter viel Leben ſein. Ich will jedenfalls die Linden ſehen!"

„Ja, ja!" Mit einer ihm ſonſt fremden Ungeduld ſchob er ihre Hand von ſeiner Schulter. — „Und Lena, meine liebe Schweſter," er drehte ſich ganz nach dem Ofen hin, „willſt du wirklich darauf beſtehen? Lena!"

Sie rührte ſich nicht, ſie drückte die Hände feſter vor die Augen.

„Lena, ich habe die weite Reiſe hergemacht, ich habe ſo wenig Zeit, muß morgen abend wieder abreiſen, ich muß die Sache bis dahin in's Reine bringen. Laß doch mit dir ſprechen! Sei verſtändig! Hörſt du mich, Lena?"

Sie gab keine Antwort, ſie zuckte nur ungeduldig mit den Schultern und warf den Mund auf.

„Sie iſt trotzig!" ſagte Amalie. Sie blickte an der eigenen ſtattlichen Figur herunter und dann in den gegenüberhängenden Spiegel. „Die Demut kleidet immer beſſer, liebe Lena. Mama," ſie wandte ſich an Frau Langen, „du haſt Lena zu ſehr verwöhnt, Fritz und ich haben das immer geſagt. Mama," ſie ging an den Nähtiſch und ſtreichelte die weinende Frau, „rege dich nicht auf, der Herr wird dir helfen. Du biſt eben zu gütig geweſen, ich will nicht ſagen ‚ſchwach'."

„Ja, ja," Frau Langen weinte ſchmerzlicher. „Daß Lena mir das anthut! Und wie ſie mich hintergangen

hat! Die ganze Zeit neben mir hergelebt und nichts von der Sache erzählt!"

„Sie iſt trotzig," ſagte Amalie wieder.

„Sie hat kein Vertrauen gehabt, das kränkt mich am meiſten. Mir ein X für ein U zu machen, ſolcher guten Mutter! Welches Glück, daß ihr gekommen ſeid, ich bin euch ſo dankbar. Ich habe mich bis dahin immer wieder beſchwatzen laſſen; nun ſehe ich klarer. Ihr wollt ja nur Lenas Glück!"

„Ja, das wollen wir!"

„O du — du —!" Lena ſprang plötzlich auf und trat kreideweiß, mit blitzenden Augen, vor die Schwägerin. „Sei du nur ſtill; gehetzt habt ihr! Mutter war erſt dafür, ſie war gut zu mir, gut zu Richard; ſie hat ſich ſogar darüber gefreut. Nun kommt ihr und ſchreit das Gegenteil und macht einem ganz wirr im Kopf! Du — du —" ſie kniff die Lippen zuſammen und ballte die ſchlaff hängende Hand zur Fauſt, „du haſt Fritz gehetzt!"

Ihre Stimme ſteigerte ſich, ſie klang gellend in Zorn und Schmerz und Angſt:

„Du biſt ſchuld daran!"

„Ruhe, Lena!" Der Bruder war aufgeſtanden und faßte das Mädchen am Handgelenk. „Ich ſehe kein günſtiges Reſultat von deinem Verkehr mit Bredenhofer, deine aufgeregte Heftigkeit nimmt immer zu. Fahre nicht auf, Lena! Bredenhofer iſt liebenswürdig und hat gewiß die beſten Abſichten. Aber was denkt er ſich eigentlich? Haltlos, vollkommen haltlos! Seine Verwandten, nach den Briefen, die ich mit ihnen gewechſelt habe, überſchätzen ihn wohl in gewiſſer Beziehung; aber

im Grunde ſind ſie ganz meiner Anſicht. Entſchieden erklären wir alle dieſe Verbindung für unmöglich. Er hat nichts, du haſt nichts und was das Schlimmſte iſt, ihr paßt nicht zu einander. Ich halte ihn überdies für krank; er iſt ſehr nervös und ſchwach auf der Bruſt. Ich gebe es nicht zu, daß meine einzige Schweſter in's Unglück rennt."

Frau Langen am Nähtiſch weinte laut und ſchmerzlich.

Sie ſchwiegen alle eine Weile. Amalie nickte mit dem Kopf, und Lena ſtand wie ein Geiſt mit weit aufgeriſſenen entſetzten Augen.

„Es thut mir leid um dich, Lena," ſagte der Bruder wieder, „du mußt es verſchmerzen." Und jetzt ſehr weich: „Komm zu mir, Lena! Komm zu deinem Bruder!" Er breitete die Arme aus.

Lena ſtand ohne ſich zu rühren; nun ſchüttelte ſie den Kopf. — „Ich will nicht," murrte ſie finſter.

„Lena, ich habe es immer gut mit dir gemeint! Lena, auch jetzt!"

„Geh nur, du willſt mein Unglück! Ich habe niemanden, der mir beiſteht — Richard, Richard!" Sie brach in verzweifeltes Schluchzen aus und taumelte zurück an die Wand. Dort ſtand ſie, den Rücken nach der Stube gedreht, die Stirn gegen die Tapete gepreßt.

Mit einem tiefen Seufzer ließ Langen die Arme ſinken. Er ſagte nichts mehr, er ſah ſehr traurig aus. In Gedanken ſtierte er auf den Fußboden.

Frau Langen und die Schwiegertochter flüſterten miteinander. In ſolchen Fällen war Amalie immer am Platz, da war ſie die Mildthätige, die Verſöhnerin.

Jetzt schwiegen die zwei Frauen auch. Es war so still in der Stube, daß jeder leise Atemzug hörbar war. Nun knisterte und knitterte es, Frau Amalie war zu ihrem Mann getreten: „Fritz, wir gehen!“ Ihre große Hand legte sich auf seinen Arm.

Er zuckte zusammen: „Jawohl!“ Ein mitleidiger Blick nach der Ecke. „Ich möchte doch noch einmal mit Lena —“

„Sie ist trotzig,“ sagte Amalie zum drittenmal.

„Adieu, Mama!“

„Adieu, Kinder!“

„Adieu, Lena!“

Keine Antwort, das Mädchen rührte sich nicht. Die Thür fiel hinter dem Ehepaar in's Schloß.

„Lena!“ Frau Langen war ärgerlich. „Du sagst nicht einmal deinen Geschwistern ‚Adieu‘, und sie thun doch alles für dich, in deiner Angelegenheit! Du bist undankbar!“

„Un—dank—bar?“ Lena drehte den Kopf; mechanisch, wie eine aufgezogene Puppe, kam sie auf den Nähtisch zugeschritten. Sie stemmte die Hand auf die Platte. „Was willst du von mir?“ sagte sie tonlos. „Ihr macht mich tot. Erst hast du dich gefreut, und jetzt ist alles, alles schlecht. Das kommt von Amalie. O, ich weiß es wohl, wäre Fritz allein hier, es wäre besser! Aber sie mußte ja mit, sie läßt ihn nicht, sie muß Berlin ansehen. Ich hasse sie, ich hasse sie!“ Sie stampfte mit den Füßen.

„Lena,“ — Frau Langen rang die Hände — „was ist in dich gefahren? Du solltest dich freuen, wenn ihre

Ehe jetzt eine beſſere iſt. Amalie liebt ihn eben ſo ſehr, ſie kann ihn nicht entbehren!"

„Und ich —?!" Bitter lachend hob Lena die Hand vom Tiſch und ließ ſie wieder ſchwer niederfallen. „Kann ich Richard entbehren?"

„Das iſt etwas Anderes, er iſt doch nicht dein Mann."

Die Mutter ſprach ſehr weiſe. „Das iſt ganz anders, das verſtehſt du nicht. In der Ehe tritt man ſich ſo nahe, daß es keine Trennung mehr giebt. Wie ich deinen Vater heiratete, habe ich ihn gar nicht ſo geliebt. Es war nun mal eben arrangiert. Aber nachher — o du lieber Gott! ich habe mich ohne ihn nie mehr im Leben zurecht finden können. Und jetzt gar? Ich weiß nicht aus noch ein!"

„Wenn ihr mich von ihm trennt, ſterb' ich," murmelte Lena. Und dann lauter: „Mutter, hörſt du, ich ſterbe, wir ſterben zuſammen!" Ihre Augen blickten wie geiſtesabweſend. „Dann begrabt uns zuſammen. Und wenn ihr dann weint — o ihr!" Sie ſtreckte den Arm gegen die Mutter aus. „Ihr macht mich unglücklich, ihr bringt mich um!" Wimmernd ſank ſie auf den nächſten Stuhl.

Frau Langen war ganz blaß geworden, ihre Lena ſah zu jammervoll aus. Langſam kam ſie an die Tochter heran. „Armes Kind!" Sie ſtreichelte das verwirrte Haar.

„Richard, Richard!" Mit einem lauten Jammerruf ſank ihr Lena an die Bruſt. „Mutter, ſei doch gut, hilf mir!" Sie umklammerte die zarte Frau; beide Geſtalten zuckten unter dem wilden Schluchzen des Mädchens: „Richard — Mutter — hilf mir!"

„Sei ſtill, ſei ſtill! Lena, Lenachen!“ Frau Langen war ganz erſchüttert — wenn ihr die Tochter ſtürbe?! Eine Rieſenangſt packte ſie; es war auch wirklich hart, wie man mit dem Kinde umging! Die ganze Sache war eine Tücke des Schickſals. Das Leben war zu wunderlich; daß man doch nie mit dem zurecht kommen konnte! Bitterlich weinend preßte ſie ihr Kind an ſich: „Weine nicht, mein Herzchen, weine nicht! Ich, deine Mutter, bin ja bei dir; ſie haben alle unrecht, ich helfe dir!“

Wie ein Kind neſtelte ſich Lena an ſie an.

* * *

Bei Allenſteins ſtand der Diener hinter der angelehnten Korridorthür. Wenn auch keine Sprechſtunde war, Frau Doktor war zu angegriffen, es durfte nicht geklingelt werden.

Im Salon ging Suſanne unruhigen Schrittes auf und ab. Sie ſah ganz gelb aus und hatte tiefe Ringe um die Augen; ſie mußte ſich zu ſehr um den Bruder grämen. Da ſaß er nun wie ein Geiſt am Fenſter, die Arme auf's Fenſterbrett geſtützt, und ſtierte hinunter auf die Straße. Es war wirklich beſſer, er war bei der Unterredung nicht zugegen, ſpäter konnte er ja hereinkommen. Es würde ihn zu ſehr angreifen, und nebenbei hatte er eine geſchwollene Ader auf der Stirn, und Augen, die nichts Gutes verhießen.

„Willſt du nicht lieber hinaus gehen, Richard?“ ſagte ſie ſo ſanft wie möglich. „Die Langens müſſen gleich kommen.“

„Ja, laß ihn hinausgehen," echote eine dünne Stimme vom Sofa her, begleitet von einem wütenden Stricknadelgeklapper. „Geh, mein kleiner Richard, geh, der liebe Gott sei mit dir! Geh, mein Richardchen, es ist nicht gut für dich!"

„Steckt mir doch lieber einen Saugpfropfen in den Mund und wickelt mich in Windeln! Ich gehe schon!" Unwirsch stieß der junge Mann den Stuhl zurück und stürzte aus dem Zimmer.

„Mein Himmel," sagte Tante Hannchen und ließ eine Masche fallen. Sie hatte schon geraume Zeit in der Sofaecke gesessen, still und unbeweglich, mit wackelnden grauen Löckchen an den Schläfen. Jetzt kam Bewegung in ihre Gestalt; sie hielt den Strickstrumpf gegen das Licht und bohrte nach der gefallenen Masche. „Wenn ich sie nur kriegte, wenn ich sie nur kriegte! Es ist ein rechtes Kreuz, daß ich nicht mehr gut sehen kann. Ach, wenn ich sie nur kriegte!"

„Siehst du denn nicht mehr gut?" fragte Frau Allenstein zerstreut, mit einem unendlich gleichgültigen Klang in der Stimme; sie dachte an etwas ganz Anderes.

„Es ist schrecklich," seufzte Tante Hannchen, „er ist so diffizil. Neulich hatte eins von den Mädchen den schwarzen Daumen auf den Tellerrand gedrückt — ich sah's nicht — da schlug er den ganzen Teller entzwei. Man hätt's doch noch abwischen können; aber bei ihm heißt's: ‚Biegen oder Brechen'. So was wird schlimmer mit dem Alter. Und dann die Manie! Allen Leuten sagt er die Wahrheit, ob die sie hören wollen oder nicht;

ſagt ſie ihm aber mal einer, iſt er ſtockböſe — au, mein Himmel, nun liegt ſie ganz unten, au, au!"

„Jammre nicht ſo, Tante," ſagte Suſanne Allenſtein, „ich kann's nicht anhören, ich bin nervös. Um dieſe einfältige Maſche!"

Verſchüchtert ſchwieg Tante Hannchen — ſo ging's ihr immer, nie durfte ſie ungeniert etwas äußern! Der Bruder — ‚Er', wie ſie immer ſagte — liebte Stillſchweigen um ſich; eine Meinung gab's neben der ſeinen überhaupt nicht. Er war wie der Papſt; wenn's hoch kam, wurde die alte Schweſter zum Pantoffelkuß zugelaſſen.

Alſo auch hier ſollte ſie ſtill ſein?! Tante Hannchen warf der Nichte einen bitterböſen Blick zu und nahm ſich vor, heute keinen Laut mehr von ſich zu geben. Mochten ſie in ihrer Familienkonferenz zuſammen beraten, was ſie wollten, ſie würde ihre Weisheit verſchweigen — ja! Sie kniff die Lippen zuſammen und richtete ſich kerzengerade auf; ingrimmig bohrte ſie nach ihrer Maſche.

Draußen kamen Schritte über den Gang, die Thür öffnete ſich und Doktor Allenſtein ließ Onkel Hermann reſpektvoll zuerſt über die Schwelle treten. Der ſtarke Mann war in Hut und Überzieher, er hatte nach Tiſch ſeinen Verdauungsſpaziergang gemacht. Die Leipziger-, die Friedrichſtraße und die Linden war er entlang getrottet, als ſtampfe er durch Ackerfurchen; man ſah ihm den Landjunker von weitem an.

„Schlechtes Neſt, dieſes Berlin," brummte er und warf Hut und Überzieher von ſich, „da Hanne, ſchaff's weg! Den Leuten ſollte mal ordentlich der Standpunkt

klar gemacht werden. Ich hab's aber auch dem Kerl an der Friedrichstraßenecke gehörig gesagt; steht da und hält unnützen Kram, kletternde Affen an 'ner Stange und Hanswürste feil! Kerngesunder strammer Mensch, kann der nicht arbeiten? Verdorbne Bevölkerung hier, ohne Respekt! ‚Sie Mummeljreis, oller Mummeljreis Sie', schreit der freche Bengel hinter mir drein. Thut mir sehr leid, daß ich ihn nicht habe arretieren lassen. Ich dachte aber, ich käme zu spät her — nun sind die Leute noch nicht mal da, unpünktlich, sehr unpünktlich!" Ärgerlich zog er seine dicke silberne Uhr.

„Du mußt schon verzeihen, lieber Onkel," sagte Susanne geschmeidig, „die Langens sind fremd hier, sie haben die Entfernung wohl nicht berechnet."

„Ä — die — die —!" Onkel Hermann zog die Brauen zusammen. „Was starrst du mich an, Hanne, und hockst da, wie die Gans, wenn's wetterleuchtet? Wieder beleidigt? Na natürlich, die Wahrheit kannst du nicht vertragen. Ich sage dir," er klatschte mit der flachen Hand auf den Tisch, „ich habe die ganze Wirtschaft hier satt! Wenn's nicht wegen des Richard wäre — dem Jungen werde ich die Fladusen austreiben, hol mich der Fuchs!" Er klatschte wieder auf den Tisch, daß Frau Allenstein zusammenfuhr. Aber sie sagte nichts.

Doktor Allenstein stand derweilen am Fenster, die Hände auf den Rücken gelegt, und guckte auf die Straße. Ein heimliches Lächeln verzog ihm die Mundwinkel, er suchte es zu unterdrücken; seine Frau sprach immer so viel von der Pietät gegen den Onkel, den einzigen

Bruder ihres verſtorbenen Vaters, daß er ihre Gefühle nicht verletzen wollte.

Er ſtrich ſich den glänzenden Bart und gähnte verſtohlen — Himmel, wie langweilig! Dieſe Konferenzen waren ihm ein Greuel. Er entſann ſich noch recht gut der Zeit, in der er um ſeine Frau angehalten und zitternd, wie ein armer Sünder vor Gericht, vor Onkel Hermanns ſcharfen Augen geſtanden hatte. Die ſahen ihn unter den buſchigen Brauen an, als wollten ſie ihn durch und durch ſehen. Suſanne war damals noch in Trauer um die Eltern. Schwarz ſtand ihr gut. Sie ſprachen beide ſehr viel von ihrer Liebe in des Onkels Junggeſellenſtube mit dem glatten Lederſofa und den vielen Pfeifen an den ſonſt kahlen Wänden. Draußen im Landgarten ſangen die Nachtigallen und blühende Fliederzweige ſchlugen an die altmodiſch kleinen Scheiben. Onkel Hermann hatte ſich geſchneuzt — Suſanne war ſein Liebling — und dann den jungen Mann mit einem Schauer von Ermahnungen übergoſſen.

Huh! Dem Doktor ſchlugen noch in der Erinnerung die Zähne zuſammen; er fühlte Mitleid mit Schwager Richard in ſich aufſteigen.

Zu guterletzt bezahlte Onkel Hermann einige Schulden aus der Studentenzeit und — das Brautpaar war fertig.

Allenſtein ſchaute ſich nach ſeiner Frau um. Sie ſtand am Tiſch und fingerte nervös an der Decke herum. Sie ſah doch lange nicht mehr ſo gut aus! Die zehn Jahre hatten ſie etwas mitgenommen; die Figur war mager, das Geſicht ſpitz.

‚Sie muß in's Bad', dachte Doktor Allenſtein und drehte ſich wieder dem Fenſter zu. Unten raſſelte jetzt eine Droſchke vor. „Sie kommen!"

Suſanne ſchreckte zuſammen; mit beiden Händen fuhr ſie nach dem Herzen, es hämmerte und pochte. Die Nerven, o die Nerven! Raſch griff ſie in die Taſche und brachte ein Fläſchchen zum Vorſchein; in wenig Augenblicken roch die ganze Stube nach ätheriſchen Baldriantropfen. Nun ſtand ſie mit zuckenden Mundwinkeln, eine forciert verbindliche Miene aufgezwängt, mitten im Zimmer und erwartete die Fremden.

Allenſtein war ihnen entgegengegangen. Draußen im Korridor verbeugte man ſich.

„Landgerichtsrat Langen!"

„Allenſtein!"

„Meine Frau!"

„Sehr angenehm, gnädige Frau, ſehr angenehm!"

Der Doktor ſchlug die Hacken zuſammen und verbeugte ſich tief vor der ſtattlichen Schönheit; er hatte ein faible für vollbuſige, breithüftige Geſtalten. Dann ſchüttelte er dem andern freundſchaftlich die Hand:

„Sehr erfreut, Herr Landgerichtsrat! Bitte, treten Sie näher!"

Nun ſtand man ſich im Salon gegenüber, beide Parteien beobachteten einige Reſerve. Kühl, mit großſtädtiſcher Gelaſſenheit, begrüßte Frau Suſanne die Fremden. Onkel Hermann brummte etwas Unverſtändliches und Tante Hannchen neigte nur ſtumm die grauen zittrigen Löckchen. Man tauſchte einige gleichgültige Redensarten,

vom Wetter, über Berlin, fragte nach der gegenseitigen Gesundheit; dann verstummte man. Eine Pause.

Langen war in einiger Verlegenheit, die Stille bedrückte; aller Augen richteten sich auf ihn, er würde wohl anfangen müssen. Sein Blick suchte Amalie, die war versunken in kritisches Mustern der Einrichtung.

Er rutschte auf dem Fauteuil hin und her und ließ den Blick über den Tisch mit den Prachtwerken und Albums irren — Lenas unglückliche Augen tauchten vor ihm auf, er hörte sie weinen — der Schweiß brach ihm aus.

„Nanu," sagte Onkel Hermann plötzlich und streckte die Beine mit einem Ruck von sich, daß der Stuhl knackte — er saß nie auf Polstermöbeln, ein einfacher Rohrstuhl mußte es sein — „Herr Landgerichtsrat, ich, als Haupt der Familie, heiße Sie bei uns willkommen! Und die Frau Gemahlin auch!"

Er machte einen ungeschickten Kopfnicker nach dem Sofa hin, wo Amalie neben Tante Hannchen thronte.

„Sie müssen mir's nicht übel nehmen, aber ich muß Ihnen gestehen, ich hätte Sie lieber bei einer anderen Gelegenheit kennen gelernt!"

Frau Allenstein blickte unsicher, sie legte ihre kalten Finger auf die Hand des Alten:

„Onkel!"

„I, laß nur, ein Mann, ein Wort! Wissen Sie, Herr Landgerichtsrat, ich will Ihnen gleich sagen, mein Neffe ist ein ganz windiger Patron. Talente mag er haben, davon verstehe ich Stoppelhopser nichts, aber er ist ein dummer Junge. Er hat nichts und sie hat nichts,

das muß ſich doch einer überlegen, ehe er an heiraten denkt. Ich habe recht, nicht wahr?"

Es klang wie eine Frage und war doch ſchon eine Gewißheit. Er ſah ſein Gegenüber triumphierend an.

In Langens Geſicht ſtieg langſam eine Röte, er fühlte ſich verletzt durch die Art dieſes Mannes. Seine Schweſter war doch kein Mädchen, von dem man ſo wegwerfend per ‚ſie' redete! Und wenn ſie auch kein Geld hatte, ſo hatte ſie doch manches andere.

„Geſtatten Sie," ſagte er ziemlich ſcharf, „mögen Sie über Ihren Herrn Neffen denken wie Sie wollen, jedenfalls möchte ich betonen, daß meine Schweſter Magdalene ein Mädchen iſt, das Anſprüche machen kann."

Suſanne biß ſich auf die Lippen.

„Anſprüche?" wiederholte ſie. „Anſprüche kann ein junger Mann erſt recht machen. Mein Bruder iſt ungemein begabt und ſo beliebt! Er könnte nur wählen unter den ſchönſten und reichſten Mädchen."

Langen verneigte ſich.

„So mag er wählen! Ich habe durchaus den Wunſch, dieſe übereilte Verlobung meiner Schweſter rückgängig zu machen."

„Ah!"

Von Suſannes Herz fiel ein Stein, und doch ärgerte ſie ſich, daß man ihren Bruder ſo leicht aufgab. Ebenſo ging es Onkel Hermann, er ärgerte ſich auch; von ihm ſollte die Auflöſung der Verlobung ausgehen, kein anderer ſollte ihm zuvorkommen. Er fühlte ſich beleidigt.

„Donnerwetter," ſagte er und legte die Hand derb auf den Tiſch. „Sie ſind ja gewaltig hochgeſchnuffen!"

Tante Hannchen in der Sofaecke fuhr zuſammen und richtete nach der Reihe einen ängſtlich bittenden Blick auf die Tafelrunde.

„Verzeihen Sie," flüſterte ſie der großen Dame neben ſich zu, „wir ſind vom Lande!" Das ſchwarze Seidenkleid der Gerichtsrätin imponierte ihr gewaltig. „Er iſt zu Hauſe immer der erſte, da hat er ſich das ſo angewöhnt."

„O," nuſchelte Frau Langen zwiſchen den Zähnen, „beunruhigen Sie ſich nicht! Es iſt Chriſtenpflicht, Geduld mit den Schwächen der Nächſten zu haben; man hat ja ſelbſt ſeine Fehler."

Ah — Tante Hannchen rückte erfreut näher — wirklich eine nette Frau! Und geiſtige Intereſſen ſchien ſie zu haben. Endlich einmal jemand, mit dem ſich reden ließ! Beim Bruder ging alles unter in Roggen und Kartoffeln und — wie er ſagte — im Miſtfahren; hier, bei Allenſteins, alles in eitler Weltluſt. Und ſie unterhielt ſich ſo gern über etwas Höheres! „Haben Sie ſchon Stöcker gehört?" hauchte ſie. „Sie müſſen über Sonntag hier bleiben. Ich habe ihn gehört — unvergeßlich, ſage ich Ihnen!" Amalie nickte; ſie vertieften ſich in ein halblautes intereſſiertes Geſpräch.

„Hanne, ſei mal ſtill!"

Onkel Hermann war ſehr ärgerlich; eine Viertelſtunde redeten ſie nun ſchon herum und herum, ſie waren eigentlich beide ganz derſelben Meinung, aber — der

Langen ließ ſich eben gar nicht einſchüchtern, da ſah man ſo recht den Beamtentic.

„Bitte alſo, wollen Sie vielleicht Ihren Neffen hereinrufen?“ ſagte der Landgerichtsrat, „geſtern habe ich dem jungen Herrn meine Anſichten bereits kund gethan, aber ich möchte ſie ihm noch einmal wiederholen, hier im Schoße ſeiner Familie.“

„Sogleich!“ miſchte ſich Frau Allenſtein ein. In nervöſer Unruhe hatte ſie dem Hin und Her der Männer gelauſcht, ein plötzliches Bangen um den Bruder bemächtigte ſich ihrer. Wie einen dummen Jungen würden die beiden ihn behandeln; das durfte nicht ſein; die Gereiztheit mußte abgeſchwächt werden. „Einen Augenblick!“ Sie winkte ihrem Mann und flüſterte ihm etwas in's Ohr. Allenſtein, dem man die Erleichterung anſah, ſich erheben zu können, verſchwand ſofort. Nach wenig Augenblicken kam er wieder, den Diener hinter ſich.

Amalie machte die Augen weit auf — das war ja ganz ſolch ſchwer ſilbernes Tablett mit Handhaben, wie ſie eins hatte! Und der ſilberne Kuchenkorb, und die feingeſchliffenen Gläſer!

Allenſtein präſentierte:

„Bitte, Herr Landgerichtsrat, trinken Sie — alter Marſala — oder wollen Sie lieber Tokayer? Und die gnädige Frau, etwas Süßes, nicht wahr? Proſt, proſt, Ihr ganz Spezielles! Auf Ihre Kinder! Zwei, nicht wahr? Ich habe keine.“

Ein Schatten zog über ſein Geſicht, ſein Blick flog vergleichend hinüber zu der mageren Schmächtigkeit ſeiner Frau.

Langen hatte höflich ein Glas genommen, er nippte nur daran. Onkel Hermann ſchmeckte es, er ließ ſich zweimal wieder einſchenken.

„Sonntags, im Stadtmiſſionshaus am Johannistiſch," raunte Tante Hannchen der Nachbarin zu. „Sie glauben nicht, was er für Innere Miſſion thut! Kennen Sie ſeine Schriften darüber?"

„O ja," lächelte Frau Amalie. „Ich bin Vorſteherin des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit. Ich arbeite viel mit unſren Gemeindeſchweſtern. Kürzlich hatten wir ein Wohlthätigkeitsfeſt für unſre verſchämten Armen. Wenn ich nach Hauſe komme, habe ich viel zu thun für den Bazar zum Beſten unſrer Kleinkinderſchule."

„Sie Glückliche!" Die grauen Löckchen gerieten in zitternde Bewegung, das kleine Fräulein verſank ganz in ihre Sofaecke. „Ach, ach! Ich kann ſo gar nichts thun. Nur für unſre Kranken im Dorf ein bißchen Suppe kochen, und mal lüften, und den alten Weibern die ſchlimmen Füße verbinden, und den Kindern was zum Anziehen ſchaffen. O wie ſchrecklich, wie ſchrecklich wenig!'

„Heule lieber gleich — zum Donnerwetter, nun ſei aber doch mal ſtill, Hanne!" Onkel Hermann war dunkelrot im Geſicht, er fixierte die Schweſter ſcharf; ſie duckte ſich wie ein Vogel beim Gewitter. Er ſah ſie an, als wolle er ſie verſchlingen, dann wandte er ſuchend den Blick nach einem neuen Opfer. Niemand da. Die Nichte ſaß, den Kopf geſenkt, in ihren Schoß blickend; mit dem Landgerichtsrat war nichts anzufangen, und Allenſtein —?

„He, du, Doktor, hol mir jetzt 'mal den Jungen 'rein! Du!" rief er dann hinter dem ſchon an der Thür

Befindlichen her, „Zeit nimmſt du dir auch, das muß man ſagen. Hör mal, lieber Neffe, meine aufrichtige Meinung iſt, du mußt dir mehr Bewegung machen, du wirſt zu dick, viel zu dick!“

Die Thür ſchloß ſich umſanft.

Suſanne konnte ein kleines malitiöſes Lächeln nicht unterdrücken. Die ganze Zeit hatte Karl dageſeſſen, als ginge ihn die Konferenz durchaus nichts an, jetzt hatte er auch ſeinen Ärger weg; er war ſo eitel auf ſeine Figur.

Mit einer etwas angeregteren Miene wandte ſie ſich zu Langen und ſeiner Frau. Eine ſtockende Konverſation wurde geführt. Tante Hannchen ließ nur die Augen mitſprechen, ſie wagte nichts mehr zu ſagen, und Onkel Hermann ſpielte den gänzlich Unbeteiligten; er ſcharrte ungeduldig mit den Füßen und ſah unverwandt nach der Thür.

Ah, endlich! Allenſtein öffnete und ſchob den Schwager vor ſich her. Sie hatten beide rote Köpfe; der Doktor war noch erregt von der Beleidigung ſeiner Figur, Bredenhofer ging funkelnden Auges dem Kommenden entgegen. Er hatte ſchon draußen dem Schwager heftige Worte geſagt, die dieſen, als ſich neutral Fühlenden, durchaus nicht berührten. Gleichviel, es dünkte Richard, er habe ſich in die richtige Stimmung verſetzt. Er trat an den Tiſch und begrüßte die Anweſenden kaum.

„Nun ſag mal, mein Junge,“ Onkel Hermann warf die rollenden Augen umher — wer wollte ihm die Leitung der Sache ſtreitig machen? — „was denkſt du dir eigentlich? Wir ſind einſtimmig, nach reiflicher Über-

legung, zu dem Entſchluß gelangt, deine übereilte Verlobung aufzulöſen!“

„Ihr? Meine Verlobung? Ha ha!“ Der junge Mann lachte ihm in's Geſicht mit einem bitteren gereizten Lachen.

„Nein, nein!“ Langen legte ſich in's Mittel. „Ihr Herr Onkel hat ſich nur unrichtig ausgedrückt. Er meint, wir haben alle Gründe erwogen, die, wenn wir ſie Ihnen darlegen, Sie gewiß beſtimmen werden, die übereilte Verlobung zu löſen. Wie geſagt, die Ausdrucksweiſe war nicht ganz korrekt.“

„Nicht korrekt, was?“ Onkel Hermann fuhr auf, als habe ihn etwas gebiſſen. „Durchaus korrekt, Herr Landgerichtsrat, durchaus korrekt! Ich weiß immer, was ich ſage.“ Er würdigte Langen keines Blicks mehr, ſondern ſchnaubte den Neffen an: „Ich ſage dir, ich löſe die Verlobung auf; Fräulein Langen iſt keine Partie für dich, ihr habt ja beide nichts. Und auf mich lauern? Na, ich denke noch recht lang zu leben, jetzt erſt recht. Und wenn ich mal tot bin, wird ſich's —“

Er räuſperte ſich ſtark und ſuchte ein möglichſt böſes Geſicht zu machen, aber er konnte es nicht hindern, daß ſeine Stimme einigermaßen ſchwankte. „Ich hab' dich immer ſehr lieb gehabt, aber wenn ſich einer ſo gegen jede beſſere Einſicht ſträubt —“ er räuſperte wieder — „ja, es wird ſich dann noch ſehr finden!“

„Ich verzichte,“ ſagte der jüngere, ganz blaß werdend und tief Atem holend. „Ich habe Fräulein Langen mein Wort gegeben!“

„Ich gebe es Ihnen im Namen meiner Schweſter zurück!“ Langen war aufgeſtanden und neben Bredenhofer getreten; er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Es iſt ſehr ſchmerzlich für Lena, aber ſie wird es verwinden. Beſſer jetzt ein raſcher Schnitt, als eine lange gequälte Ehe.“ Ein unwillkürlicher Seufzer entrang ſich ihm; ihn fröſtelte.

Der junge Mann ſah ihn verſtändnislos an. „Eine gequälte Ehe — Lena und ich? O nein! Wir lieben uns. O, ihr wißt alle nicht, was Liebe iſt“ — er ſtemmte ſich auf den Tiſch, daß dieſer ächzte — „nein, Sie wiſſen es nicht!“

Frau Allenſtein wurde rot und blaß; Frau Langen ſagte mit einiger Indignation: „Wir haben uns aus Liebe geheiratet!“

„Ja das haben wir auch,“ fiel Suſanne raſch ein.

Beide Frauen ſtreckten ihren Männern die Hand hin; dieſe murmelten übereinſtimmend: „Jawohl, Jawohl!“ Allenſtein tätſchelte Suſannes Wange, Langen küßte Amalie die Hand.

„Gethue,“ brummte Onkel Hermann und fixierte ſie alle der Reihe nach. Dann ſich an Richard wendend: „Das iſt ja ganz ſchön, mein Junge, mag ſein, daß du das Mädchen liebſt — aber wie lange? He?!“

„Immer, immer, Onkel!“

„Na, nicht ſo ſtürmiſch! So lange wie das überhaupt mit der Liebe in der Ehe dauert! Dieſe verdammte Heiraterei!“

„Das kannſt du nicht ſagen, Onkel Hermann,“ fiel Frau Suſanne ein, „du haſt ja ſonſt immer recht du

haſt einen untrüglichen Scharfblick, aber du kannſt das Heiraten nicht verdammen, wenn es auf einer ſoliden Baſis aufgebaut iſt. Richard“ — ſie wendete ſich aufgeregt zum Bruder — „du mußt doch einſehen, daß du auf nichts keinen Hausſtand, kein Glück begründen kannſt! Es iſt ein Jammer, wenn ich bedenke, daß deine ſchönen Talente verkümmern ſollen; dein Genie wird flügellahm, die Miſere zieht dich zu Boden. Du mußt doch auch an das Mädchen denken, was bieteſt du ihr? Sie kann einem leid thun. Du machſt dich und ſie unglücklich. Und wir haben alle ſo viel von dir erwartet!“ Sie fing an, trocken zu ſchluchzen und hielt ſich das Taſchentuch vor's Geſicht.

Der junge Mann verfärbte ſich: „So ſchlimm wird's nicht ſein,“ murmelte er und fuhr ſich über die Stirn, als wiſche er dort Schweiß ab. „Ich — ich werde verdienen, Lena kann als Sängerin Glück machen, ich — ich glaube feſt an ihren Stern; und dann — und dann...“ Er ſah flehend nach dem Onkel hin.

„Auf mich rechne nicht,“ ſagte dieſer, „gar nicht.“ Er erhob ſich und reckte ſich mit halbem Leib zu ſeiner Schweſter herüber: „Laß das Heulen, Hanne — Schockſchwerenot noch mal — ich biete keine Hand zu ſolchem Unſinn! Entweder du biſt vernünftig und läßt das Mädel laufen, oder ich — heule nicht, Hanna! — habe nichts mehr mit dir zu thun. Punktum.“ Er ſetzte ſich nieder und ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen.

„Ich muß doch ſehr bitten,“ in Langens Geſicht ſtieg langſam eine tiefe Röte, „ich muß ſehr bitten, eine andere Ausdrucksweiſe zu wählen.“ Seine ſonſt ſo gütigen

Augen bekamen einen zornigen Blick. „Von ‚Mädel‘ und ‚laufen laſſen‘ kann hier unmöglich die Rede ſein. Vergeſſen Sie nicht, von wem Sie ſprechen!“ Er drehte dem Alten vollſtändig den Rücken und wandte ſich nur zu dem jungen Bredenhofer: „Ich ſagte Ihnen ſchon einmal: meine Schweſter giebt Ihnen Ihr Wort zurück. Ich betrachte die Verlobung als aufgelöſt.“

„Und Lena — Lena!?“ Mit zuckenden Lippen, finſteren Blicks, ſtarrte Richard vor ſich nieder.

Suſanne hing ſich an ihn. „Richard, ſieh's doch ein, Richard, ſei doch verſtändig! Du wirſt es uns noch danken. Bedenke die Miſere, das Sorgen um's tägliche Brot, du kannſt das nicht aushalten, du gehſt zu Grunde! Mein lieber Richard!“ Sie ſchluchzte krampfhaft auf und ſtreichelte ihn. „Du wirſt es uns noch danken!“

„Das glaube ich nicht,“ ſagte er finſter und ſchob ſie von ſich. „Ich — ich —“ er wußte nicht, was er ſagen ſollte, brach jäh ab, fuhr ſich über die Stirn und ſtarrte wieder auf den Teppich.

Es war eine peinliche Stille. Allenſtein räuſperte ſich verlegen und ſuchte den Blick des Landgerichtsrats; welch unangenehme Situation für den Mann! Man ſah es genau, wie er ſich Gewalt anthat, um ruhig zu bleiben.

Jetzt richtete er ſich höher auf. „Dann darf ich mich wohl den Herrſchaften empfehlen?“ Er machte eine ſteife Verbeugung. Und zu Richard ſich wendend, ſagte er halblaut mit einem ſchmerzlichen Zucken der Mundwinkel: „Meine Schweſter wird Ihnen den Ring und die kleinen Andenken zurückſenden — ich empfehle mich!“

Der junge Mann ſtand wie angewurzelt, er gab keinen Laut von ſich; das dunkle Haar hing ihm in die Stirn und ließ dieſe krankhaft weiß erſcheinen. Er erwiderte die Verbeugung nicht, er nickte nur ſtumm, automatenhaft. Plötzlich zuckte er zuſammen, ein Zittern überlief ſeine Geſtalt, geſpannt lauſchend hob er den Kopf.

Draußen im Korridor Flüſtern, ein leichter Schritt näherte ſich der Thür; es wurde geklopft.

Frau Suſanne wollte ärgerlich auffahren — hatte ſie nicht Ordre gegeben, jede Störung fern zu halten?

Wieder ein Pochen, lauter, dringlicher — alle ſahen ſich an — warum ſagte keiner: „Herein!"?

Die Thür ging auf. Mit einem dumpfen Laut hob Richard die Hände, er wankte ein paar Schritte vorwärts — und nun ſein Schrei, halb Schrecken, halb Erlöſung: „Lena!"

Wie ein Echo folgte Langens Ruf, aber vorwurfsvoll, entſetzt: „Lena!"

Frau Amalie nickte: das war wieder ein Beweis von Lenas Extravaganz!

„O!" ſagte Tante Hannchen. Die übrigen waren aufgeſprungen.

Blaß, zitternd ſtand Lena an der Thür, einen eigenſinnigen Zug um den Mund. Unter der kleinen Pelzkappe hing ihr das Haar verwirrt, einen Schleier hatte ſie nicht umgebunden, ihre Augen waren gerötet vom Wind und vom Weinen.

Niemand hieß ſie willkommen. Alle ſtarrten ſie an.

Sie kam langſam weiter in's Zimmer, ihr Blick irrte von einem zum andern. Einen Moment ſchien es,

als wollte ſie zum Bruder flüchten, ſchon hob ſie den Fuß. Aber da blieb ſie ſtehn. „Richard," ſagte ſie trotzig; und dann noch einmal leiſer, zärtlich: „Richard, ich wollte bei dir ſein!"

Er faßte ihre Hand, ſein verſtörtes Geſicht wurde ruhiger, der ungewiſſe, zweifelnde Zug um ſeinen Mund verſchwand; mit plötzlicher Entſchloſſenheit zog er das Mädchen an ſich. Er legte ihr den Arm um den Nacken und küßte ſie.

„Nanu?" Onkel Hermann wurde krebsrot, er blies die Backen auf. „Was ſoll das?" Scheu blickte er dann weg, es war ihm höchſt unangenehm, die Zärtlichkeit mit anzuſehen; in ſeiner Junggeſellenſtube kam dergleichen nicht vor. „Duſeleien, Künſtlerfiſematenten," brummte er. „Es iſt leichter, 'nem Mädchen Küſſe zu geben, als 'ne Frau ehrlich zu ernähren. Und weiß Gott, ſo'n junges, vertrauendes Ding —" ſein Murmeln erſtarb. „Laß das, Richard! — Sie, Fräulein," er machte den bekannten ungeſchickten Kopfnicker, „ich kann Ihnen nur raten, laſſen Sie den Windbeutel laufen. Sie ſind ein hübſches Mädchen, Sie kriegen noch einen ganz anderen!"

In Lenas Wangen zeigte ſich, trotz alles Kummers, ein Anſatz zu Grübchen; ſie hob furchtlos die Augen und kam, Richard mit ſich ziehend, dicht zu dem Alten heran. „Ich mag aber keinen anderen, ich habe ihn lieb." Und ängſtlich, als habe ſie zu viel geſagt, ſenkte ſie den Kopf: „Sie werden darum doch nicht böſe ſein? Bitte!"

Der Onkel blinzelte unter dem Blick der ſchwimmenden Mädchenaugen, er war froh, daß die Lider ſich jetzt

drüber ſenkten. Weiberthränen, brrrr! Es lief ihm heiß und kalt über den Rücken; eine unbehagliche Verlegenheit bemächtigte ſich ſeiner, darum polterte er erſt recht: „Was geht's mich an? Meinetwegen ſtellt euch auf den Kopf und laßt die Beine Feiertag halten. Mir ganz egal!"

„Lena —" der Landgerichtsrat biß ſich auf die Lippen — „Lena, komm, wir wollen gehn!"

Sie wandte nicht den Blick nach dem Bruder.

„Wie trotzig!" flüſterte Frau Amalie; es war eigentlich nur gedacht, aber man hörte es durch die ganze Stube.

Frau Allenſtein zitterte an allen Gliedern, eine namenloſe Angſt überkam ſie. Des Bruders Geſicht war ſo anders geworden; er ſah um Jahre älter aus, ſein weicher Mund war feſtgeſchloſſen. Sie taſtete nach der Hand ihres Mannes: „Karl, ſag' du's ihm, ſag's ihm, ich bin zu erregt!"

Allenſtein zuckte die Achſeln; er gab ſich nicht gern mit unangenehmen Sachen ab, und nebenbei war dieſe Langen ein niedliches Mädchen, gar nicht zu verachten. Er ſchwieg.

„O du!" ſagte Suſanne und ließ ungeduldig ſeine Hand fahren. „Richard," ihre Stimme klang eindringlich bittend, „Richard, aus größter Liebe warne ich dich, du machſt dich unglücklich. Bei dem Andenken unſerer Eltern beſchwöre ich dich!"

Lena umklammerte feſter die Hand ihres Bräutigams.

„Fräulein Langen, ich kann nicht umhin, ich muß es Ihnen ſagen, mein Bruder iſt unvermögend — auch

wir ſind nicht in der Lage, ihm" — Frau Allenſtein brach ab. „Liebes Fräulein, Sie machen pekuniär keine Partie, ich ſage es Ihnen offen."

„Was denken Sie von meiner Schweſter? — Lena, komm' hierher!" Langen war aufgefahren, er riß das Mädchen neben ſich. „Wenn ſie dieſe Unklugheit begeht, ſo folgt ſie einzig dem Zug ihres Herzens. Aber ich ſage: ‚Nein'!"

Gereizt ſah ihn Suſanne an.

„Verehrter Herr Landgerichtsrat, Sie brauchen das ‚Nein' durchaus nicht zu ſagen, als ſei Ihnen eine Beleidigung widerfahren; mein Bruder iſt immer noch keine unebene Partie!"

„Und meine Schweſter hat nicht nötig, ſich in unwohlwollende Kreiſe einzudrängen!"

„Der Junge iſt verrückt," ſchrie Onkel Hermann dazwiſchen, „aber er iſt doch ein ganz famoſer Kerl!"

„Ruhe! Mäßigung," bat Allenſtein. Tante Hannchen ſeufzte und flüſterte Amalie zu: „Wie ſchrecklich, wie ſchrecklich, Familienzerwürfniſſe!" Dieſe antwortete nur mit einem Augenaufſchlag.

„Jetzt kommſt du, du wirſt dich doch nicht wegwerfen!" Langen wollte den Arm der Schweſter durch den ſeinen ziehen.

Sie riß ſich los. Mit einem Aufſchluchzen ſtürzte ſie an die Bruſt des Geliebten.

„Weg, weg! Hier bin ich, hier bleib' ich!"

Bredenhofer hielt ſie in den Armen; trotzig warf er den Mund auf, aber er ſah niemanden an.

„Ihr könnt nun machen, was ihr wollt! Sie wird mein und bleibt mein! Und können wir nicht miteinander leben, ſo ſterben wir miteinander!“

„Ja,“ ſagte Lena enthuſiaſtiſch.

Die Worte waren verhallt; niemand ſagte etwas darauf. Alle waren blaß, nur das Brautpaar glühend rot. Sekunden, Minuten verſtrichen lautlos, und doch glaubte man ſie gehen zu hören.

„Hol euch alle der Fuchs,“ ſchrie Onkel Hermann plötzlich, daß ſie ſämtlich zuſammenſchreckten. „Ich gehöre in kein Narrenhaus. Komm, Hanne!“

Er langte nach der Schweſter und riß ſie mit ſich; die grauen Löckchen flatterten der Armen, das Strickzeug ſchleppte ſie am Rock hinterdrein, der Faden hatte ſich ihr um's Bein gewickelt. Die Thür ſchloß ſich.

„O Richard, was haſt du gethan?!“ Frau Suſanne brach in faſſungsloſes Weinen aus. „Du haſt ihn beleidigt!“

„Laß ihn! Laß ihn laufen!“ Bredenhofer hatte gar keine Acht, er zog Lena näher zu ſeiner Schweſter heran. „Hier, Suſi! Willſt du meiner Braut nicht Glück wünſchen?“

Frau Allenſtein ſtreckte, ohne aufzuſehen, die Hand aus:

„Ich gratuliere, liebes Fräulein!“

Lena ergriff die Hand, aber ließ ſie gleich wieder fahren — hu, die Finger waren ſo eiskalt! Sie ſah ſich nach dem Bruder um, es überkam ſie ein heißes Gefühl, ſich in ſeine Arme zu ſtürzen. Da bemerkte ſie den Blick, den er mit Amalie wechſelte; waren ſie im Ein-

verständnis? Es empörte sie, daß Amalie sagte: „Wir werden für dein Glück beten, Magdalene!“

Ohne sich dem Bruder zu nähern, ließ sie sich jetzt von Allenstein die Hand drücken; er war der einzige wahrhaft Freundliche, er hatte sein Vergnügen an dem erhitzten Mädchengesicht. — —

Triumphierend, wie Sieger nach gewonnener Schlacht, stieg das Brautpaar, eine halbe Stunde später, die Treppe bei Allensteins hinunter. Langen und seine Frau waren schon fort; in beklommener Kühle, ohne Händedruck, war man voneinander geschieden.

Auf dem halbdunklen Treppenabsatz, bei der Wandnische, hielt Bredenhofer den Schritt an; er versuchte in Lenas Augen zu lesen. „Bist du auch nicht traurig, Geliebte?“

„Nein, o nein!“ Sie schmiegte sich an ihn. „Ich habe ja dich — dich!“

Er küßte sie wild, mit seinen heißen Lippen ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund durchglühend.

„Für immer — ewig — ewig — meine Geliebte — Braut — Weib!“

„O du!“

Lachend und weinend erwiderte sie seine Küsse.

VIII.

Eine warme feuchte Dämmerung schwebt nieder. Die Tage sind schon bedeutend länger geworden; es ist noch nicht Frühling, aber man ahnt ihn. Wie schriller

Schwalbenschrei tönt von fern der Ruf spielender Kinder. Wie oxydiertes Silber glänzen die nackten, regennassen Stämme und Äste der großen Bäume im Park; am Himmel ein paar verwischtgelbe, langsam schwindende Sonnenstreifen.

Die Färbung wird grauer, immer dämmriger, die nackten Äste zittern und schütteln Tropfen ab, der Kinderlärm verstummt. Es riecht nach Erde, nach treibender Kraft. Ein sehnsüchtiger Hauch ist in der Luft, ein geheimes seliges Erwarten.

Nun ist es dunkler. —

Hinter der langen Mauer des Botanischen Gartens, in der einsamen Elsholzstraße, rollte ein Coupé und hielt vor dem großen vierstöckigen Haus, das mit vielen Fenstern und Balkonen in den Garten hineinsieht.

Ein Herr öffnete den Schlag. Mit einem Sprung, leichtfüßig wie ein Knabe, war er auf dem Boden; die Dame, die nun folgte, hob er fast auf's Trottoir, ihre Füße berührten einen Augenblick nicht die Erde, sie lachte und strebte aus seinen Armen nieder.

Es waren Bredenhofer und Lena, und heute war ihr Hochzeitstag.

Der Portier machte höchst eigenhändig die Hausthür auf und grinste das junge Paar an. Hinter dem verhängten Fensterchen der Kellerwohnung lauerte die neugierige Portierfrau, und die halbwüchsige Tochter reckte sich über ihre Schulter.

„Verdammt dünne," sagte das Mädel und zuckte die Achseln.

„Ne, komplett is se jrade nich," meinte die Mutter, „aberſt janz niedlich; det weiße Kleid läßt ihr jut!"

„Nu ebent!" Mit neidiſchen Augen muſterte die bleichſüchtige Kellerpflanze das Brautkleid.

Bredenhofer nickte den Leuten zu — wie freundlich waren doch alle Menſchen! — und drückte dem Mann ein paar Mark in die Hand.

„Da, Herr Portier, machen Sie ſich einen vergnügten Abend!"

Überraſcht ſchmunzelnd ſteckte dieſer das Geld ein:

„Wir werden auf Ihr Wohl trinken. Sie und die junge Frau ſollen leben!"

Die Portierfrau klinkte die Thür auf und knixte:

„Ich jratuliere die Herrſchaften vielmals!"

Bredenhofer ſchüttelte dem Weib die glitſchige ſeifenfeuchte Hand. Aus der Kellerwohnung kam Brodem, Wäſchedunſt und Kleinkindergeſchrei. Er zog Lena raſch weiter.

„Wie nett dieſe einfachen Menſchen waren," ſagte er fröhlich, als ſie miteinander, Arm in Arm, die Treppen hinaufſtiegen.

„So herzlich! O Lena, ich bin zu glücklich!"

Er zog ſie näher an ſich und küßte ſie.

„Haſt du ihm viel gegeben?" fragte ſie mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit. „Du weißt doch, wir müſſen ſparen!"

„Du Närrchen!" Sein Lachen hallte ſo laut im Treppenhaus wider, daß ſie ihm die Hand auf den Mund legte. „Die paar Pfennige, die ſpielen doch keine Rolle! Das wäre traurig, wenn wir ſo rechnen müßten;

das wäre ja nicht zum Aushalten! Wie kommſt du auf den Unſinn?"

„Weil — weil Mutter geſtern ſagte, wir verſtänden beide nicht viel von Geld, und ich müßte ſparen; und da wollte ich gleich anfangen!"

„Aber doch nicht ſo! Haha, du meine einzig geliebte, kluge, dumme, kleine Frau!" Er legte den Arm um ihre feine Taille und hob die ſchlanke Geſtalt von Stufe zu Stufe. „So trag' ich dich mein ganzes Leben. Du ſollſt nichts merken von dem, was unten auf der Erde iſt; das laß meine Sorge ſein!" —

Nun waren ſie oben, hoch oben im vierten Stock.

„Du biſt ſo außer Atem, Richard," ſagte die junge Frau.

„Das macht die Freude. O du mein Glück!" Er legte beide Hände um ihre ſchmalen, weichen Wangen und vertiefte ſich ganz in ihren Blick. „Was in dieſen braunen Sternen doch alles glüht, ſo viel Liebe für mich und der Funke des Genies! Ja, ich glaube an dich! Du wirſt eine große Künſtlerin werden, wir werden glücklich ſein, ſo glücklich, daß uns alle beneiden. Ich fliege mit dir auf, wir ſtreben zu den höchſten Höhen. Sie werden noch an uns glauben, unſere Freundſchaft ſuchen — alle, die jetzt ſo wenig von uns wiſſen wollen!"

„O laß ſie," bat ſie und ſchauerte fröſtelnd zuſammen; ein kalter Zug kam von unten die Treppe herauf und wehte ihren weißen Schleier zur Seite.

Sie ſtanden noch immer vor ihrer Thür; das Schild mit ‚Richard Bredenhofer' blinkte freundlich im Gaslicht. Oben über dem Eingang hingen ein grünes Tannen-

gewinde und eine Papptafel mit großen bunten Buchstaben: ‚Herzlich Willkommen!‘

„Das hat gewiß Mutter gethan,“ sagte Lena mit einem feuchten Schimmer in den Augen.

„Etwas Geschmackloseres habe ich allerdings noch nicht gesehen,“ lächelte Richard. „Ein paar Groschen mehr, und man hatte etwas weniger Schönheitbeleidigendes; in so etwas muß man nicht sparen. Ich muß Schönheit um mich haben; darum führe ich dich jetzt auch heim, heim, in mein, in unser Heim!“ Er lachte in sich hinein vor innerer Glückseligkeit, seine Augen suchten immer und immer wieder Lenas Blick. „Du bist nicht so heiter, Geliebte, wie ich es wünschte — ist dir etwas?“

„Mich friert,“ sagte sie leise.

„O ich!“ Er schlug sich vor die Stirn und riß dann an der Klingel. „Dich so lange hier stehen zu lassen!“ Zärtlich legte er den Arm um ihre Schultern und versuchte mit seinem Frackzipfel den Zug abzufangen. „Man denkt eben, es ist schon Frühling, und doch ist's noch Winter. Wahrhaftig, es ist kühl!“ Er nieste und hustete dann. „Scheußlich, wie leicht ich mich erkälte. Jetzt habe ich bereits wieder was weg.“

Frierend, in Frack und Hochzeitskleid, standen sie vor der Thür. Bredenhofer riß noch einmal an der Klingel. Endlich drinnen eilige Schritte; das Mädchen öffnete, atemlos, mit rotem Kopf.

„Ich hatte die Herrschaft noch nicht erwartet,“ entschuldigte sie sich. „Ich mußte noch was 'raufholen, un bei die ollen Treppen —!“

„Tritt ein, Geliebte!“ ſagte Bredenhofer und ſtieß die nächſte Stubenthür auf.

Eine warme, durchduftete Luft empfing ſie. Auf dem Tiſch Blumen, an den Fenſtern Blumen — Tulpen, Crokus, Hyacinthen und Maiglocken. Da ſtand Lenas Flügel, er war geöffnet, auf der Klaviatur lag ein Veilchenſtrauß.

Noch brannte kein Licht im Zimmer, hier oben war's länger hell; das war der Vorzug der vier Treppen, keinen über ſich, nur den Himmel, und der war hier ſo nah. Er ſandte noch genug Helligkeit in die Stube. Lena umfing mit einem Blick den ganzen traulichen Raum, die Blumen dufteten ihr entgegen, ſüß, faſt betäubend; die Bangigkeit, die ſie heute den ganzen Tag empfunden, die ahnungsvolle Schwere, die in der letzten Zeit mehr und mehr ſich wie ein Schleier über ihre Freude gebreitet hatte, verſchwanden mit einem Schlag.

Das war ihr Heim, das ſie mit dem teilen ſollte, den ſie ſich ſo teuer erkämpft! Was ſie auch alle ſagten, es würde doch gehn; ſie würden ſo glücklich werden, ſo glücklich, wie vordem noch kein Menſch geweſen war!

Die Mutter hatte heute Ströme von Thränen vergoſſen, auch ſie ſelbſt hatte weinen müſſen; nun kamen ihr die Thränen kindiſch, lächerlich vor — ging ſie nicht dem Glück entgegen?

Mit einem Jubellaut warf ſie ſich Richard an die Bruſt, und dann riß ſie ſich los, lief im Zimmer umher, rückte an den Möbeln, roch an den Blumen, nahm die Veilchen von der Klaviatur und küßte ſie und ſtand dann

mitten in der Stube, in ihrem weißen Kleid, ſchlank und unbeweglich wie eine Statue.

Sie war doch wie im Traum; ſie fühlte nicht mehr, daß ſie wirklich lebte. Zauberiſch ſchnell ſchoß die Vergangenheit an ihr vorüber, aber der Himmel, unter dem ſie bisher gewandelt, zeigte nur Grau. Jetzt, jetzt erſt that er ſich blau vor ihr auf, in köſtlicher ſatter Farbe, und auf dem leuchtenden Blau ſtand in leuchtenden Buchſtaben:

‚Die Kunſt und die Liebe‘!

Ja, ſo ſollte es ſein, die Liebe und die Kunſt in einem vereint — o doppelt ſelig!

Sie eilte auf den Gatten zu und umſchloß ihn mit ihren Armen. Sie hatte ſo gar nichts mehr von ſcheuer Mädchenhaftigkeit an ſich; ſie war ganz Weib.

„Ich liebe dich, ich liebe dich,“ ſagte ſie mit glühenden Wangen.

Ungeſchickt vor Erregung, mit zitternden Fingern, löſte er ihr den Kranz aus dem Haar — die braunen widerſpenſtigen Kräuſel hatten ſich zwiſchen die Myrten geſchlungen — und nun ſteckte er ihr auch den Schleier ab. „So, nun geh und thu all den Staat von dir! Geh, geh, ich mag dich keinen Augenblick entbehren!“

Sie hüpfte fort, und er ſtand am Fenſter, mit großen Augen in die Dämmrung blickend und drehte den Kranz zwiſchen den Fingern. Was war das für ein gräßlicher Tag heute geweſen! Ihre weinende Mutter, ſeine weinende Schweſter — in der Kirche hatte ſich Frau Allenſtein vor hyſteriſchem Schluchzen gar nicht laſſen können — Langens waren nicht erſchienen, der Landgerichtsrat hatte Unabkömmlichkeit im Amt vorgeſchützt. Onkel Hermann

war vollſtändig verſtummt, und Tante Hannchen hatte heimlich einen wohlgemeinten, aber ſcheußlich geſtickten Hausſegen geſchickt. Das Hochzeitsmahl im engſten Kreiſe war wie ein Leichenſchmaus geweſen; Frau Langen hatte ihre Tochter fortwährend wehmütig angeſehen, und Frau Allenſtein dem Bruder wie zum ewigen Abſchied unter'm Tiſch die Hand gedrückt. Nach und nach war eine angeknitterte, graue Stimmung über alle gekommen; ſelbſt Allenſtein, der der Braut bis dahin allerhand Angenehmes geſagt hatte, ließ nach. Er ſaß gelangweilt da, die Augen dick vom Trinken, den Schnurrbart verdrießlich herunterhängend; er war jetzt durchaus nicht der ſchöne Mann.

Ein Glück, daß ſich Doktor Reuter endlich erhoben hatte — er war der einzige Fremde — und in ſchwungvollen Worten das Glück des jungen Paares pries. Dabei leuchteten dem weißhaarigen Mann die Augen wie einem Jüngling, er ſah Lena mit Bräutigamsblicken an und drückte Bredenhofer an ſeine Bruſt.

„Kinder," ſagte er, ergriffen von dem eignen Enthuſiasmus, „Kinder, ihr ſeid auserwählte Sterbliche! Der Himmel der Kunſt blaut über euch, ihr dürft darunter Hand in Hand wandeln. Ihr liebt euch! Seid glücklich, ſeid glücklich! O dieſe Jugend, dieſe Jugend!"

Reuter war ſo gerührt, er mußte das Taſchentuch an die Augen führen.

Richard und Lena ſahen ſich mit einem langen Blick an und faßten ſich an den Händen. Ein Schleier war plötzlich vor ihnen zerriſſen, die graue Stimmung verflogen, die ganze ſelige Gewißheit des Beſitzes kam über ſie. Bredenhofer ſah ungeduldig nach der Uhr, es verlangte

ihn, mit ſeinem jungen Weib allein zu ſein; und als ſie ſich nun endlich zurückziehen konnten, thaten ſie es beide mit einer gewiſſen Haſt, herzlicher von Reuter Abſchied nehmend, als von den ihrigen.

„Der liebenswürdige Mann!“ Richard ſagte es laut vor ſich hin mit einer aufrichtigen Dankbarkeit, dann drehte er ſich haſtig um, ſein Ohr hatte den leiſen Schritt der Geliebten aufgefangen. Da ſtand ſie vor ihm, der weiche Morgenrock, mit dem ſie das Hochzeitskleid vertauſcht hatte, gab ihren ſchlanken Gliedern mehr Fülle; ſie hatte ſo etwas Frauenhaftes in Geſtalt und Haltung, und echt frauenhaft war's, wie ſie jetzt ſagte: „Gefall' ich dir ſo?“

Seine Blicke leuchteten entzückt auf, er ſtieß einen leiſen Koſeruf aus und warf ſich vor ihr nieder, mit beiden Armen ihren Leib umfangend. Das Geſicht drückte er in die Falten ihres Rocks; ſo lag er ſtumm, ohne ſich zu rühren, das Übermaß des Glücks raubte ihm die Sprache.

Auch Lena ſagte nichts; ſie hob das Geſicht zum grauen, immer lichtloſer und lichtloſer werdenden Nachthimmel, ein Schauer von Empfindungen jagte durch ihre Seele. Im Überſtrömen des Gefühls kamen ihr Thränen in die Augen; Gedanken, Wünſche, Hoffnungen, heilige Gelübde bewegten ſie tief. Ob ſie glücklich werden würden? Gewiß, gewiß!

Da — oben am Himmel ſtand ein Stern! Er funkelte und glitzerte ſo nahe, faſt greifbar; noch war er einſam, aber nun zog ein zweiter auf, jetzt funkelten und glitzerten ſie gemeinſam.

„Richard,“ flüſterte Lena mit faſt erſtickter Stimme und beugte den Kopf zu ihm herab, „ſieh auf, da oben

ſind wir! Wir ſtehen hoch und lächeln auf die Welt herunter, ſie kann uns nichts anhaben. Sieh nur, ſieh!“ Sie hob den Finger und deutete hinauf; ſein Blick folgte ihrer Weiſung.

Im Zimmer war's dunkel, nur das helle Frauengeſicht ſchimmerte in weichen unbeſtimmten Umriſſen.

„Du mein Stern, du mein Glück, mein alles — du mein — mein —“ Er konnte keine Ausdrücke mehr finden. Er ſprang auf und ſtand mit ihr, Seite an Seite gepreßt, am Fenſter.

Hinter dem ſchweigenden Park viele, viele Lichter in der Stadt und Kuppeln und Kirchtürme; unter dem dunklen Nachthimmel eine noch dunklere Wolke von Nebel, Rauch und Dunſt über den Dächern. In den Straßen mochte es haſten und ſich drängen, im Staub wühlen und im Kot treten — hier war es ſtill. Man war ſo weit ab, ſo hoch erhoben über das Getriebe. Wie Vögel im ſicheren Neſt, ſo barg man ſich hier im poetiſchen Winkel. Blumen dufteten, man hatte den Lenz im Zimmer — und im Herzen? O, da war es ewiger Frühling! Man hatte alles die Fülle.

„Lena,“ ſagte er, „fühlſt du, wie das Köſtliche vom Himmel auf uns niederſinkt? Das iſt Inſpiration. Jetzt weiß ich's, die Zeit iſt da, in der ich nun wirklich etwas ſchaffen werde, etwas, was mich ſelbſt voll befriedigt und ſo die anderen auch. Dir wird es ebenſo gehen. Bis jetzt war alles Stückwerk; aber nun — nun kommt's! Und wenn wir dann geſchafft und gearbeitet haben, dann wollen wir hier ausruhen, Arm in Arm. Nichts Störendes ſoll in unſeren Frieden dringen, kein Ton unſere Schön-

heitsharmonie verwirren. Sieh mal, drüben im Botaniſchen Garten die alten Bäume — ſiehſt du, ſiehſt du, wie ſilbrig ihre Rinde durch's Dunkel ſchimmert? Stehen ſie nicht wie Wächter und hüten unſer Glück? Und die lange, lange Mauer! Sie läßt keinen zu uns, ſie ſperrt ſie alle ab. O wir Glücklichen!"

„Ja, wir Glücklichen!"

Sie ſtanden, ſich umſchlungen haltend.

Jetzt knarrte die Thür, das Mädchen kam mit der Lampe herein. Grete, eine echte Berlinerin, blinzelte nach dem Paar am Fenſter — waren die verliebt! Das war gar nicht ſo ohne. Grete diente mit Vorliebe bei jungen Ehepaaren, die noch von nichts wußten, die nichts im Kopf hatten, als ihre Liebelei. Das iſt für Dienſtmädchen ſehr vorteilhaft. Nach dem erſten Jahr kündigte ſie meiſtens; dann fing man an, ihr auf die Finger zu ſehen, und Grete liebte das nicht, ſie war ein zu ſelbſtändiger Charakter.

Sie ſetzte die Lampe auf den Tiſch und räuſperte ſich ſtark; die beiden am Fenſter fuhren auseinander.

„O!" ſagte Lena und wurde rot bis hinter die Ohren. „Iſt es ſchon ſo ſpät?" Ihr war, als ſei ſie zu Hauſe von der Mutter bei etwas Unrechtem ertappt worden. Dann, ſich beſinnend, empfand ſie die ganze Bedeutung ihrer jungen Frauenwürde. „Bringen Sie uns den Thee. Und dann können Sie bald zu Bett gehen, wir brauchen Sie nicht mehr."

„Das glaub' ich," dachte Grete beim Hinausſchlüpfen, „die wollen mich gern los ſein! Na, vor neune in die Klappe kriechen, das ſollte mir einfallen! Ich gehe bei Portiers."

„Ein nettes Mädchen," meinte Richard, als die Thür ſich geſchloſſen hatte. „Allerliebſt anzuſehen. Und dann der ſympathiſche Name! Ich werde ſie immer ‚Gretchen' nennen." Er war heute in der Stimmung, alles reizend zu finden.

„Du biſt ja noch im Frack," rief Lena plötzlich. Sie lachte hell auf, faßte ihren Mann an den Schultern und drehte ihn um die eigne Achſe wie einen Kreiſel. „Frack — Lackſchuh — und an den Knieen weiße Flecke! Du haſt den Boden abgerutſcht! Haha!" Sie war ausgelaſſen, ſchüttelte die Haare, daß ſie ihr wild um's Geſicht flogen, und ſprang umher wie ein Kind. „Frack — haha! Lackſchuh — haha!"

Er ſchlug ſcherzend nach ihr. Sie rannten ſich um den Tiſch nach, durch die Stube, ſie entwiſchte zur Thür hinaus, er ihr nach; im Schlafzimmer fing er ſie endlich und erſtickte ſie faſt mit ſeinen Küſſen. Unter tauſend Poſſen half ſie ihm aus dem Frack und in ein bequemes Hausjöppchen von braunem Sammet; ſie fand das entzückend, ſchmeichelnd rieb ſie ihre Wange daran und ſtreichelte die ſchon etwas abgeſchabten Ärmel.

„Du mußt zu Hauſe immer Sammetröcke tragen," ſagte ſie, „ſie ſtehen dir zu gut!"

„Das kann ich nicht mehr." Er wurde ernſter. „Dazu reichen unſere Mittel nicht."

„Warum nicht?" Mit erſchrockenen Augen ſah ſie ihn an. „Dann iſt es doch wahr, was ſie ſagen; wir werden ſchlecht auskommen?" In plötzlicher Angſt ſchlang ſie die Hände ineinander, daß die Fingergelenke knackten. „Liebe Zeit, wenn das wahr wäre! Ach ſiehſt du, hätteſt

du dem Portier vorhin nicht ſo unnötig viel Geld gegeben!“ Sie war blutrot geworden.

Jetzt war es an ihm, ſie auszulachen. Er fand ſie zu komiſch, zu entzückend unpraktiſch. Solche Bagatelle!

„Wenn's dir ſo gut gefällt, beſtelle ich mir gleich morgen einen neuen Sammetrock. Du haſt recht, warum ſoll man nicht tragen, was einem ſteht? Und die Ärmel ſind wirklich ſchon recht abgeſchabt.“

Zufrieden hing ſie ſich an ſeinen Arm. „So, nun wollen wir einmal unſere ganze Wohnung beſehn!“

Die drei Zimmer und der leere Raum, den er als Atelier benutzen wollte, wären raſch zu beſichtigen geweſen; ſie brauchten lange Zeit dazu. So im Eignen zu wandeln, zu wiſſen: das iſt alles mein, ‚unſer‘, hat einen ganz beſonderen Reiz. Lena traf manch alte Bekannte. Die Mutter hatte ihr mitgegeben, was ſie entbehren konnte. Da war der Tiſch, an dem das Kind die Schularbeiten gemacht; da der Schrank, in dem geheimnisvolle Weihnachts- und Geburtstagsgaben aufbewahrt geweſen; und hier der Seſſel, auf dem der große Bruder oft geſeſſen und die kleine Schweſter auf dem Knie gehalten.

„Mein Bruder!“ ſagte Lena plötzlich und fuhr mit der Hand über das Polſter.

Richard ſah ſie etwas verwundert an; ſie ſtand da, den Kopf geſenkt, in wehmütiges Sinnen verloren, und ſtarrte auf den alten Seſſel. Das Blut ſtieg dem jungen Mann zu Kopf, er hatte in der letzten Zeit zu viel Unangenehmes durch den Schwager erfahren. Er hatte ſich von ihm ausfragen, behandeln laßen müſſen wie ein Schuljunge; all ſeine Verhältniſſe mußte er klar legen, ſein

Soll und Haben auf den Pfennig vorrechnen. Als ob das Leben mit Lena bei einer gewiſſen Sparſamkeit etwa koſtſpieliger ſein würde wie das, welches er als Junggeſelle geführt? Unſinn! Eine Frau ſpart immer, und als Junggeſelle hat man ſo viele Verpflichtungen.

Langens Briefe waren auf die Dauer immer weniger freundlich geworden; mit Ärger hatte der Bräutigam ſie geleſen und zerknittert. Was half's ihm, daß der Landgerichtsrat ſich verpflichtete, jährlich eine kleine Summe zum Haushalt beizuſteuern; er nannte das ſein Hochzeitsgeſchenk für die Schweſter. Ohne die paar hundert Mark würde es auch noch gehen! Lena wollte ſich gerührt bedanken, der Bräutigam hatte es ihr unterſagt und dem Schwager ſelbſt ſeinen Dank abgeſtattet, kühl, ohne jede Freudigkeit, das Schreiben wie eine läſtige Pflicht behandelnd. Langen hatte zur Hochzeit abgeſchrieben. Ausflüchte, nichts wie Ausflüchte, er wollte eben nicht!

„Lena," ſagte Richard vorwurfsvoll, „es wundert mich, daß du jetzt gerade an deinen Bruder denkſt, jetzt, wo alle deine Gedanken nur bei mir ſein ſollten!"

Als Antwort ſtreichelte ſie wieder über das Polſter und legte die gefalteten Hände auf die Lehne.

„Lena!" Heftig riß er ihre Hände von dort herab und ihre Geſtalt an ſich. „Du ſollſt keinen anderen Gedanken haben als mich, hörſt du?"

Sie lachte ihm in's Geſicht.

„Nein, lache nicht," er ſtampfte mit dem Fuß auf und preßte ſie noch heftiger in die Arme, „es iſt mir kein Spaß. Mir gehörſt du, mir allein, und daß du jetzt

an jemand anders denken kannſt, verletzt mich; noch dazu an deinen Bruder, der uns ſo ſchnöde behandelt hat!"

„Richard, er war aber doch früher ſo gut zu mir und —"

„Ach früher!" Er gab ſie haſtig frei. „Früher! Da iſt doch wirklich meine Schweſter beſſer! Heftig iſt ſie, das gebe ich ja zu, aber das liegt in ihrer Nervoſität, und zehnmal leichter iſt's zu ertragen, wie dieſe ſcheinheilige Ruhe und das väterliche Gethue von dem Herrn Landgerichtsrat!"

Lena war rot geworden, nun wurde ſie blaß. Sie fuhr auf: „Sei nur ſtill von deiner Schweſter! Kein Wort von ihr, ich kann es nicht ertragen. Ich will es nicht ertragen! Wie hat ſie mich behandelt die ganze Zeit! Und heute — that ſie nicht, als gingſt du in's Verderben? O, ich hab's wohl gemerkt, wie ſie dir immer die Hand drückte. Wenn ich nicht ſo glücklich wäre, ich möchte weinen!" Ihre Lippen zuckten.

Betroffen ſah er ſie an: „Lena!" Und dann von plötzlicher Reue erfaßt: „Geliebte, wir hätten uns beinah gezankt! Heute — das wäre ſchrecklich!"

„O nein!" Sie lachte ſchon wieder.

„Geh, du Stein des Anſtoßes!" Sie gab dem alten Seſſel einen kleinen Puff; ihre Wangen wurden nach und nach wieder roſig. „Ich denke an nichts weiter, nur an dich — dich — dich! Und jetzt komm, laß Wohnung Wohnung ſein und Menſchen Menſchen! Komm zum Thee; Mutter hat uns ſo ſchönen Kuchen dazu gebacken, du glaubſt gar nicht, wie gut Mutter eigentlich iſt. Sie wird mich doch ſehr vermiſſen!"

„Schon wieder andere, und immer andere!" Er

lachte, aber es war ein bißchen Verdrießlichkeit im Lachen.

In der Wohnstube hatte Grete den Tisch mit einer schönen rosa Serviette gedeckt; diese war ein Geschenk von Frau Allenstein, sie hatte bestimmt, daß dieselbe bei der ersten Mahlzeit prangen sollte. „Damit dein ganzes künftiges Leben rosig angestrahlt sei, mein lieber Richard," hatte sie gesagt. Susanne hatte immer sinnige Ideen, an Aufmerksamkeiten ließ sie es nie fehlen.

Bredenhofer mußte mit einer gewissen Rührung an die Schwester denken. „Sieh mal, wie nett von Susanne!" sagte er.

Lena erwiderte nichts darauf, beinahe hätte sie die Tasse zu voll gegossen; weh, wenn die übergelaufen wäre auf die schöne rosa Decke!

Nun saßen sie eng aneinander geschmiegt auf dem Sofa. Die Lampe brannte mild, die Blumen am Fenster dufteten stärker; eine wohlige Behaglichkeit schlich auf leisen Sohlen durch die Stube. Tief unten von der einsamen Straße drang kein Laut herauf — die Welt lag wirklich weit.

Sie streichelten sich die glühenden Wangen und sahen sich tief in die schwimmenden Augen; immer wieder suchten und fanden sich ihre Lippen. Der Thee machte ihnen heiß, und das junge Blut, das in ihren Adern pochte, noch heißer. Sie redeten nicht viel Vernünftiges mehr, ein ungeheures Glücksgefühl wuchs und wuchs. Lenas Haar war verwirrt; in seligem Überschwang sprang sie auf und lief an's Klavier. Sie mußte sich ausjubeln.

Ihre Stimme war etwas belegt und von der Er-

regung unſicher, aber ein geheimnisvolles Etwas, eine intenſive Gefühlswärme durchzitterte jeden Ton. Nach und nach ſang ſie ſich frei. Sie hatte nie beſſer geſungen, ſie fühlte das und berauſchte ſich an der Muſik.

Wie magnetiſch angezogen kam Bredenhofer vom Sofa her; er rückte einen Stuhl dicht neben Lena und ſah ihr unverwandt in's Geſicht.

Sie ſang weiter und weiter. Ihre Naſenflügel zitterten, ihre Geſichtsfarbe wurde tiefer, ein glänzendes Leuchten brach aus ihren Augen. Die Wände der Stube hallten wieder.

Endlich ließ ſie, tief atmend, die Hände von den Taſten ſinken. Langſam glitt er vom Stuhl auf den Boden zu ihren Füßen.

„Du ſingſt herrlich," flüſterte er, „und du biſt mein, mein!"

„Ja," ſagte ſie leiſe.

IX.

„Die Herrſchaften würden erſucht, abends ſpät nich mehr Muſik zu machen," meldete Grete mit ziemlich impertinenter Miene. Sie hatte eben das Frühſtück auf den Tiſch geſetzt und ſtand nun in der Thür, den einen Arm in die Seite geſtemmt, mit der anderen Hand wohlgefällig die Schürze ſtreichend; das war ihre beliebte Stellung.

Draußen ein grauer Morgen, vielmehr ſchon Vormittag; kein Sonnenſtrahl tänzelte über den Frühſtückstiſch, die roſa Decke ſah fahl aus in der farbloſen Beleuchtung. Die Blumen am Fenſter ließen die Köpfchen

hängen, ſie waren noch nicht gegoſſen. Auf dem Teppich unter'm Flügel lag der Veilchenſtrauß, ein welker Klumpen.

„Was iſt los?“ fragte Bredenhofer.

„Na, die Herrſchaften möchten nich Muſik machen,“ wiederholte Grete. „Um ſieben haben ſie mir ſchon rausgeklingelt unten von Rentiers. Er und ſie ſind ſchon alt und die Tochter is nervenſchwach. Was en anſtändiges Haus is, da darf doch nach zehne nich ſo'n Radau mehr ſein,“ ſetzte ſie vorwurfsvoll hinzu und verſchwand.

„Alſo ‚Radau‘ — ſo ſo!“ Der junge Mann lachte nervös. „Das iſt ja ſehr ſchmeichelhaft für uns! Dein herrlicher Geſang — Radau! Es iſt toll.“ Er fuhr ſich durch's Haar.

Lena ſtreichelte ihn: „Ärgere dich nicht, Richard — heute nicht, am erſten Morgen, heute nicht!“

Einen Augenblick ließ er ſich ihre Liebkoſung gefallen, dann ſchob er die Taſſe zurück und ſprang auf: „Ich laſſe mir das nicht bieten, ich gehe zu den Leuten hinunter; ich kann in meinem Hauſe machen, was ich will! Ich — da klingelt es, vielleicht haben ſie ſich wieder zu beklagen. Um Gottes willen, doch nicht etwa ſchon Beſuch?“

Lena errötete, ſie hatte draußen die Stimme der Mutter erkannt.

Es wurde geklopft.

„Herein!“

Auf der Schwelle ſtand Frau Langen; ſie lächelte, hatte dabei Thränen in den Augen und ſtreckte die Arme nach ihrer Tochter aus. Als ſie Lena umhalſte, hatten

ſich glücklich die Thränen gelockert, ſie floſſen ihr über die Wangen.

Lena machte ein beſtürztes Geſicht — was war denn hier zu weinen? Mit einer gewiſſen Befangenheit half ſie der Mutter ablegen.

Der junge Ehemann trat unſchlüſſig im Zimmer umher, zog hier an der Decke, rückte dort an einem Möbel; zuletzt ſtand er am Fenſter und zerzupfte gedankenlos eine Hyacinthe. Er fühlte ſich ungemütlich, bei dieſen Thränen gar nicht am Platz; auch eine Erkältung ſteckte ihm in den Gliedern, kalt rieſelte es ihm den Rücken herunter, und im Halſe ſpürte er Brennen. Jetzt mußte er nieſen und nun huſten.

„Um Gottes willen, Richard!“ ſagte Frau Langen erſchrocken; es war das erſte Mal heute, daß ſie den Schwiegerſohn direkt anredete. „Nimm dich nur in Acht! Du biſt nicht allzu feſt; wie ſchrecklich für Lena, wenn du gleich krank würdeſt!“

„Warum ſoll ich denn krank werden?“ Bredenhofers Stimme klang ungeduldig. „Liebe Mama, gerade um dieſe Jahreszeit haben ſehr viele Menſchen den Schnupfen. Übrigens, wenn ich krank würde, wäre es Lenas ſchönſte Pflicht, mich zu pflegen.“ Das letzte ſagte er herausfordernd, er ärgerte ſich über ſeine Schwiegermutter.

„Ach Gott, die Sorgen!“ ſeufzte dieſe.

Wenige Augenblicke herrſchte nun Schweigen. Der junge Mann trommelte nervös auf die Fenſterſcheiben, die junge Frau ſah von einem zum anderen, eine gewiſſe Unruhe hatte ſich auch ihrer bemächtigt.

Die Stube ſah wenig nach Freude aus, ſo unendlich einfach im grauen nüchternen Tageslicht.

„Wie hübſch die alten Möbel ſich hier ausnehmen!“ meinte Frau Langen endlich, aber ſie ſagte es in einem gewiſſermaßen vorwurfsvollen Ton. „Ihr hättet eigentlich das Sofa nicht beziehen zu laſſen brauchen, es war noch ganz gut. Aber wie ihr wollt; junge Leute haben eben ihre eigenen Anſichten. Möchtet ihr auf dieſem Sofa ſo glückliche Stunden verbringen, wie dein verſtorbener Vater und ich ſie darauf verlebten, Lena!“ Sie wiſchte ſich die Augen. „Meine liebe Tochter, möchteſt du glücklich, recht glücklich werden!“

Lena umarmte die Mutter; auch ſie war bewegt. Ihr war heut merkwürdig weich zu Sinn, ihr Herz klopfte erregt, und ohne Grund ſtiegen ihr ab und zu Thränen in die Augen; ſie fühlte ſich auf einmal ſo wichtig, ſo verantwortungsvoll, und ſie konnte ſich einer gewiſſen Schwere, die auf ihr lag, nicht erwehren. Trauerte ſie um entſchwundene Mädchentage? Sie waren doch nicht alle ſo grau geweſen, wie ſie geſtern abend gewähnt.

„So, nun wollen wir einmal in deine Küche gehen,“ ſagte Frau Langen, „du mußt dich doch ein bißchen kümmern.“

„Ach, Lena braucht ſich nicht um die Küche zu kümmern!“ Bredenhofer trommelte ſtärker auf die Scheiben. „Dafür iſt ja das Mädchen da. Ich will nicht, daß Lena mit erhitzten Backen am Kochherd ſteht oder ſich ſonſt abrackert, das fördert nichts, ſchadet nur ihrer Stimme. Wenn ſie erſt eine berühmte Sängerin iſt,

bringt ihr ein einziger Liederabend tausendmal mehr ein, als ihr ganzes Wirtschaften im Hause. Und wenn ich mit meinem Buch ‚Robert Schumann', halb Roman, halb Biographie zu Ende bin, halte ich Lena noch ein zweites Mädchen; oder wir ziehen vielleicht in ein Hotel, dann ist sie den Hausstand ganz los.

„Robert Schumann?" Lena spitzte die Ohren. „Wie schön, o du schreibst über meinen Liebling! Davon wußte ich ja gar nichts!" Sie klatschte in die Hände. „Robert Schumann, Robert Schumann! Wann hast du angefangen, bist du schon weit?"

„N—ein, noch nicht! Es fiel mir gestern abend ein, als du sangst. Aber den Gedanken zu fassen ist die Hauptsache, die Ausführung kommt von selbst; besonders wenn man eine solche Schumann-Interpretin zur Seite hat!" Er sah sie zärtlich an, kam vom Fenster auf sie zu und legte den Arm um ihre Taille. „Meine Lena, du sollst alles haben, was dein Herz begehrt, wenn ich nur erst —"

„Wenn, wenn," unterbrach ihn die Schwiegermutter. „Ja, mein lieber Sohn, da werdet ihr aber sehr viel Geld brauchen, wenn Lena sich nicht um den Hausstand kümmert. Man kann auch dem besten Mädchen nicht alles überlassen und eure sieht etwas unbescheiden aus; ich hätte sie nicht gemietet, ich sagte es ja auch, aber" — sie seufzte wieder — „junge Leute muß man gewähren lassen! Nur um eins möchte ich dich bitten, Lenachen, schreibe bald an deinen Bruder, heute womöglich noch! Fritz wird doch sehr herdenken, und er benimmt sich so prächtig, so opferfreudig; ihr dürft das nie vergessen, Kinder!"

Bredenhofer räuſperte ſich ungeduldig, eine heftige Entgegnung wegen der Opferfreudigkeit des Schwagers ſchwebte ihm auf den Lippen. Er ſuchte Lenas Blick; ſie hielt die Augen geſenkt, ein gedankenvoller, wie ihm ſchien, wehmütiger Zug ſpielte um ihren Mund. „Gewiß, Mama," ſagte er haſtig, „Lena mag ſchreiben, meinetwegen gleich jetzt. Da Lena den Bruder ſo über alles zu ſtellen ſcheint, bin ich gewiß der letzte, der ihr in dieſer Beziehung etwas in den Weg legt." Ein bittres Lächeln trat auf ſein Geſicht und ein leiſes Vibrieren in ſeine Stimme: „Da ich Lena ja auch ſo wenig bieten kann, iſt es ganz klug, wenn ſie ſich an den Bruder hält."

„Verſtändig, ſehr verſtändig von dir, mein lieber Sohn," ſagte Frau Langen. Sie war ganz erleichtert und der frohen Hoffnung voll, doch nach und nach ein gutes Verhältnis zwiſchen ihren Kindern herzuſtellen. Seit ſich in der letzten Zeit ſo viel Widerwärtiges durch Lenas Verlobung zugetragen, war der Sohn entſchieden in ihrer Liebe aufgerückt; er war ſo ruhig, ſo pflichttreu, ſie empfand jeden ſeiner Briefe wie eine Erlöſung. Er war doch nun einmal ihr Älteſter, das Haupt der Familie; es war ihr ein Troſt, eine Beruhigung, ſich an ihn lehnen zu können.

„Ja, Fritz iſt ein außerordentlicher Menſch," nickte ſie. „Es freut mich ſehr, daß du das einſiehſt, lieber Richard!"

Lena ſah raſch auf, ihr Mann hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht; ſie faßte nach ſeiner Hand, ſie hatte die Bitterkeit, das Vibrieren in ſeinem Ton wohl herausgehört. Es war unglaublich von der Mutter, dies

peinliche Thema zu berühren! „Mutter," ſie hob den Kopf mit einem gewiſſen Trotz, ich glaube kaum, daß ich heut zum Schreiben an Fritz komme. Es hat ja auch gar keine Eile!"

„Aber, Lena!" Frau Langen fiel aus allen Himmeln. „Dein Herz treibt dich nicht dazu? Dann freilich —!"

„Schreibe nur, ſchreibe!" Bredenhofer zog die Hand aus der ſeiner Frau und fuhr ſich durch's Haar. „Schreibe ſofort!"

Nun war auch der Mutter der gereizte Ton aufgefallen, ſie wollte begütigen und wußte doch nicht recht, wie. Verdutzt ſah ſie von der Tochter auf den Schwiegerſohn, vom Schwiegerſohn auf die Tochter. Ein peinliches Schweigen zwiſchen den drei Perſonen.

Der Ton der Klingel fuhr wie eine Erlöſung dazwiſchen.

„Beſuch?" Frau Langen griff raſch nach ihren Sachen. „Da will ich nicht ſtören!" Sie machte Miene, durch die andere Thür zu verſchwinden. Das war gewiß jemand von der Familie, von Allenſteins! Sie hatte nicht Luſt, mit denen zuſammenzutreffen, das Verhältnis war doch etwas geſpannt.

„Mutter, bleibe doch!" Lena hing ſich an ſie und ließ ſie nicht fort; ihr graute plötzlich vor der Schwägerin, es war ihr eine Stütze, die Mutter neben ſich zu haben.

Bredenhofer war zur Thür geeilt; eben riß Grete ſie auf in der ihr eigentümlich forſchen Manier: „Frau Doktor Allenſtein!"

Suſanne rauſchte über die Schwelle, ſehr elegant gekleidet, einen mächtigen Blumenſtrauß vor ſich her

ſtreckend. „Ich gratuliere, ich gratuliere," ſagte ſie mit forciert fröhlicher Stimme, „alles Gute im neuen Heim! Liebe Lena" — ſie küßte die junge Frau flüchtig auf die Wange, kalt wie Eis waren ihre Lippen — „lieber Richard!"

„Suſanne, wie reizend von dir! Liebe Suſi!" Er küßte die Schweſter mit beſonderer Zärtlichkeit.

„Ich wollte doch euer erſter Beſuch ſein, drum — ah!" Frau Allenſtein hatte die Schwiegermutter erblickt, ſie verſank in eine förmliche Verbeugung — „Gnädige Frau!"

Ebenſo ſteif grüßte Frau Langen wieder; wie unangenehm, nicht einmal eine Viertelſtunde mit der Tochter allein ſein zu können! Man reichte ſich die Fingerſpitzen.

Lena hatte die Mutter kaum je ſo zurückhaltend geſehen; ſie hatte keine Ahnung, daß geſtern, nachdem ſie mit Richard die Hochzeitstafel verlaſſen, noch manche anzügliche Bemerkung gefallen war. Das Verhältnis der Familien war entſchieden nicht gebeſſert. Ihr wurde heiß und kalt; im Augenblick fiel ihr auch gar nichts ein, was ſie hätte ſagen können, nicht das geringſte Harmloſe. So ſagte ſie nur: „Bitte, Suſanne, nimm Platz!" Sie ſelbſt ſetzte ſich ſteif hin.

Frau Langen und Frau Allenſtein hatten auf dem Sofa Platz genommen; ſie waren beide nicht umfangreich, ſo dünn jedoch auch nicht, daß ſolche Lücke zwiſchen ihnen zu ſein brauchte.

„Iſt Ihnen der geſtrige Tag gut bekommen, gnädige Frau?" fragte Suſanne und kniff dann die Lippen zuſammen, als fürchte ſie, ſchon zu verbindlich geweſen zu ſein.

„O ja. Und Ihnen?“

„Danke, ebenfalls leidlich.“

„Das freut mich.“

Sie neigten ſtumm die Köpfe gegeneinander.

Das war ja eine reizende Unterhaltung! Vor Lenas Augen wurde es dunkel, ſo war ihr das Blut zu Kopf geſchoſſen. Es zuckte ihr in den Fingern, ſie hätte aufſpringen, der Schwägerin den Strauß aus den Händen reißen und vor die Füße werfen mögen: „Da, behalt' dir deine Blumen! Jedes deiner kalten Worte, dein gezwungenes Lächeln ſtößt mir das Herz ab!“

Als hätte Frau Allenſtein dieſe Gedanken erraten, ſo wendete ſie ſich jetzt ganz an den Bruder: „Mein lieber Richard, nimm dieſe Blumen als Zeichen meiner Wünſche! Du weißt, wie ich's mit dir meine.“ Ihre Stimme wurde merkwürdig weich, und ihre Augen glänzten feucht. „Mein geliebter Richard, möchteſt du immer glücklich ſein, möchte jede Enttäuſchung dir erſpart bleiben!“ Von einem Seufzer begleitet, klangen dieſe Worte ahnungsſchwer.

Lena und ihre Mutter wechſelten raſch einen Blick. Frau Langens feines Geſicht rötete ſich vor Unmut, ſie war in der Tochter Seele hinein beleidigt. Sie erhob ſich plötzlich. „Es iſt jetzt wirklich Zeit, daß ich gehe!“

Bredenhofer hielt ſie nicht zurück, auch Lena nicht; dieſe ungemütliche, geſchraubte Situation war wirklich kaum zu ertragen. Sie gab der Mutter das Geleit; draußen im Korridor flüſterte Frau Langen: „Dieſe unangenehme, gräßliche Frau! Adieu, mein liebes, mein liebes Kind, Gott behüte dich!“ Sie küßte die Tochter

wiederholt; und dann, ſchon im Hinausgehen: „Ich kann und mag wirklich nicht wiederkommen, wenn die Allenſtein da iſt; laß mich's lieber vorher wiſſen. Adieu, mein Kind!“ Noch ein Kuß. „Adieu, mein liebes Kind!“ Wieder ein Kuß, und dann war ſie fort.

Lena ſtand einen Augenblick im dunklen Gang und beſann ſich. Der mitleidsvolle Ton der Mutter hatte ihr wohl gethan und weh zugleich. War ſie denn bemitleidenswert? Nicht glücklich, glücklich über alle Maßen? Sie rieb ſich mit zwei Fingern die Stirn über der Naſenwurzel; die kleine böſe Falte mußte weg, die ſich da einniſten wollte. Langſam trat ſie in die Stube zurück.

Da ſaß jetzt Richard neben der Schweſter auf dem Sofa, hatte den rechten Arm um ſie gelegt, den linken ſtreckte er nach Lena aus. „Komm, meine Geliebte, meine ſüße Frau!“

Suſanne lächelte und drohte mit dem Finger: „Ei, ei, ſo verliebt!“

Sollte das malitiös ſein? Lena, die gern, ach ſo gern dem Ruf ihres Mannes folgen wollte, hielt ſich zurück. „Laß nur, Richard,“ ſagte ſie mit einer angenommenen Gleichgültigkeit, die ihr nicht ſtand. Vor der da die zärtlichſten Gefühle bloßlegen? Nein! Ihr weiches Geſicht wurde ernſt und ſtreng.

Bredenhofer ſchien die Verſtimmung ſeiner Frau weiter nicht zu bemerken, er beſchäftigte ſich angelegentlich mit der Schweſter. Jetzt, an dieſem großen Wendepunkt ſeines Lebens, fühlte er doch, wie feſt das Band war, das ihn mit ihr verknüpfte. Es war ihm ſo natürlich, ſie an ſeinem Glück teilnehmen zu laſſen.

„Hat er denn ganz vergeſſen, was vorangegangen iſt, wie ſie ſich benommen hat?“ fragte ſich Lena mit Bitterkeit.

Richard plauderte und plauderte, und Frau Allenſtein hörte zu, ein erzwungenes Lächeln auf den Lippen. So ſchien es wenigſtens Lena.

„Nun muß Suſanne aber unſer ganzes Heim ſehen,“ rief der Ahnungsloſe endlich fröhlich. „Herzchen,“ er nickte ſeiner jungen Frau zu, „zeige Suſanne deinen Wäſchſchrank und deine Küchengeheimniſſe, ſie kann dir manchen guten Rat geben. Liebe Suſi, hier iſt unſer Wohnzimmer, und ſiehſt du, hier“ — Er führte die Schweſter am Arm in's Nebenzimmer, ſeine Stimme verklang hinter der Thür.

Langſam folgte Lena; ſie hatte gar keine Luſt, ſie fühlte Widerwillen, der Schwägerin alles zu zeigen. ‚Laß dir nur nicht in jedes hineingucken,‘ hatte die Mutter geſagt, ‚das thut nicht gut.‘

Richtig, da hatte doch Richard wirklich ſchon den Schrank im Eßzimmer aufgeriſſen und zerrte die Gedecke und das andere Leinenzeug hervor! Er ſtrahlte vor Freude, und Frau Allenſtein ſtand dabei, das langgeſtielte Lorgnon vor die Augen haltend. „Iſt das nicht reizend? Findeſt du nicht auch, daß wir alles ſehr ſchön haben?“ fragte er ſie jeden Augenblick. Ein ungeheurer Stolz, die erſte große Freude leuchtete aus ſeinen Augen.

„O ja, o ja,“ nickte Frau Allenſtein, „ſehr nett! Liebe Lena, wirſt du dich denn aber hier zurechtfinden? Du haſt dich doch nie mit dergleichen beſchäftigt. Na, ſo viel iſt's ja nicht! Wißt ihr aber, Kinder, was euch noch

not thut? Ihr habt nur ein Gedeck zu zwölf Perſonen; wenn ihr auch keine Geſellſchaften geben werdet, das iſt doch zu wenig. Erlaube, liebe Lena“ — ſie wendete ſich mit wohlwollender Miene zu der jungen Frau — „daß ich dir noch eins von mir zur Verfügung ſtelle. Und zweimal Bettwäſche kannſt du auch noch bekommen. Kind, Kind, zerknittere doch die Servietten nicht ſo — halt!“ Sie legte ihre Hand auf Lenas Arm.

Dieſe hatte mit zuckenden Fingern das blaue Band, mit dem ein Stoß Servietten zuſammengebunden war, auf- und zugeknüpft. Sie hatte eine nervöſe Unruhe, ſie mußte etwas zwiſchen den Fingern fühlen.

„O Suſi, du biſt zu gut,“ ſagte Richard und küßte der Schweſter die Hand. „Aber findeſt du denn nicht, daß wir alles ſehr reichlich haben?“ ſetzte er faſt angſtvoll hinzu.

Man ſah's Frau Allenſtein an, ſie wollte nicht verletzen; es war ihr peinlich. „O, es genügt vor der Hand vollkommen,“ ſagte ſie ausweichend.

Richards ſtrahlende Miene hatte ſich umzogen, ſeine Stimme klang herabgedrückt: „Ja, du haſt recht, man verſteht's eben nicht, wir müßten entſchieden mehr haben.“ Er ſah Lena an, ihr glanzloſer Blick fiel ihm auf. „Iſt dir etwas, mein ſüßes Liebchen? Entſchuldige, Suſanne“ — er ſchob die Schweſter beiſeite — „aber Lena iſt müde. Biſt du müde, Lena, mein Engel?“

„Wovon?“ fragte ſie mit blaſſen Lippen. „Ich bitte, Suſanne, komm weiter!“

Sie öffnete die Thür zum dritten Zimmer.

„Hier ſchlafen wir, und da geht es auf den Korridor zur Küche.“

Sie gingen weiter; Frau Allenſtein war entſchieden guter Stimmung, die wieder vorbrechende Innigkeit des Bruders ſtimmte ſie weich.

Lena zeigte alles; mit einer müden Gleichgültigkeit zog ſie jeden Schub auf und ſtieß ihn wieder zu. Das intereſſierte ſie alles ſo herzlich wenig, und ſie mußte doch ſo thun; am liebſten hätte ſie ſich da auf den Küchenſchemel geſetzt, auf dem jetzt Grete ſaß und Kartoffeln ſchälte, und hätte geweint wie ein Kind. Warum eigentlich nur?

Das undefinierbare Parfüm, das Frau Allenſtein an ſich hatte, reizte ihr die Nerven. Wie ihr Mann, ihr Richard, mit der Schweſter ſprach! Das machte ſie ganz krank. Immer fügte er ſich deren energiſcher Meinung mit einer Geſchmeidigkeit, die ihr mißfiel. Als Frau Allenſtein das Mädchen unterwies, die Kartoffeln nicht zu dick zu ſchälen, fuhr auch der junge Hausherr Gretchen an.

Das Mädchen machte ein impertinentes Geſicht und ſuchte mit Lena einen Blick zu wechſeln. Das gelang ihr nicht; mit offenen Augen, ohne zu ſehen, ging jene umher.

Endlich entſchloß ſich Suſanne zum Abſchied; da ſie in der Theorie eine vorzügliche Hausfrau war und jetzt, am Schluſſe der Saiſon, nicht mehr täglich Geſellſchaften in Ausſicht hatte, verſprach ſie recht oft zu kommen, um Lena hülfreich zur Seite zu ſein. Im Eifer, dem Bruder beizuſtehen, vergaß ſie ganz die eigene ſchwache Konſtitution. Sie umarmte den Bruder und küßte auch Lena.

Ihr Schritt verhallte auf der Treppe. Richard hielt noch die Korridorthür offen und ſah ihr nach. Als er ſich umwandte, lehnte Lena an der Wand, im verdunkelten Flur konnte er ihr Geſicht nicht genau erkennen.

„Lena, mein Liebling,“ er breitete die Arme nach ihr aus, „endlich ſind wir wieder allein!“

Sie wich ihm aus und ging vor ihm her in die Stube. Er ihr nach — was hatte ſie?

Da kauerte ſie auf dem drehbaren Stuhl vor ihrem Flügel, hatte die Ellbogen auf die Klaviatur geſtemmt, daß die mißhandelten Taſten dumpf wimmerten, und drückte das Geſicht in die Hände.

Im Augenblick war er bei ihr, in überſtrömender Zärtlichkeit rief er ihren Namen; er war zu Tode erſchrocken.

Wie ein Kind, das ſich fürchtet, umklammerte ſie ihn jetzt und verſteckte ihr Geſicht an ſeinem Halſe. „O, ich mag ſie nicht,“ ſchluchzte ſie, „ich mag ſie gar nicht! Wie ſoll das werden? Sie macht mich krank, ſie lähmt mich; ich fühle, wie ſie mir hier inwendig alles knickt.“ Sie ſchluchzte ſtärker.

„O, meine Lena, mein Liebling!“ Er küßte ihr die Hände und ſtreichelte ihr die verwirrten Löckchen. „Was willſt du denn? Was ſoll ich thun, was willſt du?“

„Und du hörſt ſo auf ſie — meinen Wäſcheſchrank kramt ſie durch, ſie thut, als ob ſie hier zu kommandieren hätte — du läßt dir alles gefallen. Da war Amalie noch viel beſſer!“

„Lena,“ ſagte er ſtreng und erſchrak doch zugleich über ſeinen eignen Ton; der war auch übel angebracht.

Bleich ſtand ſie auf, ihre Thränen waren verſiegt. „Da ſiehſt du's ſchon, ſie tritt zwiſchen mich und dich!“

„Das wäre!“ Er ſtarrte ſie faſſungslos an. „Lena, Unſinn! Sei wieder gut und lieb zu mir — o ſieh mich an!“

Sie drehte ihm den Rücken; er ſollte nicht ſehen, wie es in ihrem Geſicht zuckte und kämpfte, ſie ſchämte ſich, daß die Thränen wiederkamen und heiß über ihre Wangen rollten.

„Lena!“

Keine Antwort.

Ihre ſtarren Augen bohrten ſich in den einen gleichgültigen Fleck auf der Diele ein — was mochte das für ein Fleck ſein? Wie war er entſtanden, dunkel und rund? Fett, Tinte?

Hinter ihrem Rücken raſchelte es. Nun ſah ſie ſich doch um, es war wie Stöhnen an ihr Ohr gedrungen. Ihr Mann ſaß auf dem Klavierſtuhl, auf dem ſie eben geſeſſen; auch er hatte das Geſicht in die Hände gelegt. Er war traurig. Ein heißes Angſtgefühl durchſchoß ſie — was hatte ſie gethan, zürnte er?

„O Richard, ſei mir nicht böſe!“ Weinend fiel ſie ihm um den Hals. „O ſei mir gut!“

„Ich bin es — Geliebte, Einzige!“

„Kannſt du mir verzeihen?“

„Verzeih du mir!“

„Ach, Richard, es war ſo ſchrecklich — Suſanne, Suſanne!“ — Sie zitterte und ſchmiegte ſich feſter an ihn.

„Ja, du haſt recht! Ich werde es Suſanne ſagen, einmiſchen darf ſie ſich nicht. Kein Menſch darf ſich ein-

miſchen.“ Seine Stimme ſteigerte ſich in Trotz. „Wir brauchen nichts von der Welt, mögen ſie alle bleiben! Nur du und ich.“

Sie küßte ihn.

„Biſt du glücklich, Lena?“

„Unbeſchreiblich, unſagbar! Du auch?“

„Über alle Maßen!“

Ihre zarten Lippen preßten ſich auf die ſeinen in einem langen, nicht endenwollenden Kuß.

Er umſchlang ſie feſt mit beiden Armen: „Du biſt mein Himmel, meine Seligkeit! Liebſt du mich?“

„Bis in den Tod!“ —

Kein Laut weiter. Sie ſahen ſich nicht um.

Der Himmel grau, ſo grau, verhangener mit jeder Minute; ein langes ſchwarzes Wolkengebilde daran, das ſpreizte zerfetzte Flügel. Es drohte, es huſchte vorüber, vom heulenden Winde gepeitſcht; ſein langer Schatten fiel auf's Fenſter, daß die Stube düſtrer wurde.

„Bis in den Tod,“ flüſterte er und hielt ſein junges Weib an's Herz gepreßt.

„Bis in den Tod,“ flüſterte ſie mit lächelnden Lippen und ſchauerte doch dabei; wie mit kalter Hand war's ihr über's Geſicht geſtrichen.

IX.

Der berühmte Geſangprofeſſor Dämel lag in ſeinem Muſikzimmer auf dem Ruhebett, dem einzigen Polſtermöbel in dieſem geheiligten Raum. Er hatte eben Stunde erteilt an ein paar recht talentloſe Amerikanerinnen; die eine knautſchte zwiſchen den Zähnen, man hörte überhaupt

nichts; die andere riß den Hals auf und blökte falſche Töne in die Welt, daß dem Hörer grauſte. „Aber die Kunſt geht nach Brot,“ pflegte der berühmte Mann mit Achſelzucken zu ſagen, „das ſind meine melkenden Kühe!“

Jetzt war er ſehr angegriffen und wollte nicht geſtört ſein. Die Jalouſien vor den Fenſtern waren geſchloſſen, draußen brütete die Sommerſonne. Er blinzelte nach den Sonnenkringeln an der Wand und ſchloß dann behaglich die Augen.

Da — ein Klingeln! Unwirſch fuhr er auf; wenn auch draußen ſtand: Sprechſtunde von vier bis fünf Uhr, er wollte doch nicht geſtört ſein.

„Nicht zu ſprechen,“ hörte er draußen das Mädchen ſagen und gleich darauf eine weiche Stimme, im Tone der Enttäuſchung: „Ach, nun bin ich ſchon zum zweitenmal vergebens hier! Bitte, zeigen Sie Herrn Profeſſor wenigſtens meine Karte!“

Dieſe weiche verſchleierte Stimme klang ſo muſikaliſch — wo that er ſie doch nur gleich hin? Dämel rieb ſich die Stirn. Da kam auch ſchon das Mädchen. Er las: ‚Magdalena Bredenhofer‘, und darunter war mit Bleiſtift gekritzelt: ‚Lena Langen, frühere Schülerin‘.

Vor des Profeſſors Gedächtnis ſtand ſofort das ſchlanke Mädchen mit den übergroßen Augen und dem Lockengewirr; vor einem halben Jahre war ſie aus der Geſangsklaſſe ausgeſchieden, hatte ſich verheiratet, anſcheinend eine ſehr gute Partie gemacht. Dämel kannte die Verwandten des Mannes; die Allenſteins waren elegante Leute, viel in Geſellſchaft. Was wollte die kleine

Langen? Ah, jedenfalls Privatſtunden nehmen, à dreißig Mark; ihre Mittel erlaubten ihr das jetzt.

„Ich laſſe die Dame bitten!“ Er erhob ſich geſchmeidig, trat vor den Spiegel und ordnete ſeinen ſchön gepflegten Bart, die Bewunderung ſämtlicher Konſervatoriſtinnen.

„Herr Profeſſor!“

Er fuhr herum; auf der Schwelle dieſe überzarte Frauengeſtalt im dunklen Kleid, war das Lena Langen? Er hatte ſie ſich als Frau anders vorgeſtellt.

„Ah, gnädige Frau, ich freue mich ſehr, ich freue mich herzlich, Sie wiederzuſehen! Bitte, bitte, nehmen Sie Platz!“

Lena murmelte etwas.

„O — vergeſſen?! Wie können Sie ſo etwas denken? Eine ſo hoch talentierte Schülerin vergißt man nie,“ beeiferte er ſich zu verſichern. „Was macht die Muſik, la bella voce?“

„Ich danke.“

Die junge Frau war entſchieden ſchüchtern; warum nur? Man mußte ihr entgegenkommen. „Alſo der Geſang blüht; wohl die große Freude Ihres Herrn Gemahls? Ja, ja, kann ich mir denken. Schön, ſolch kleine Nachtigall für immer eingefangen zu haben. Eigentlich jammerſchade, daß er Sie uns, der Kunſt, entzogen hat! Das geht gar nicht, Sie müſſen die Muſik wieder aufnehmen!“

Lenas ſchmales Geſicht erglühte, die Anerkennung des Profeſſors belebte ſie; ſie ſprach freier. „Das iſt's ja eben, Herr Profeſſor, ich — ich möchte, ich muß meinen Geſang —“ Sie ſtockte nun doch wieder.

Er half ihr weiter mit einem jovialen Lächeln und ermutigendem Ton. „Das ist recht, das ist brav; freut mich sehr, daß Sie zu mir kommen, gnädige Frau! Wer hat denn auch solches Interesse an Ihnen, wie Ihr alter Lehrer?!“

„Das dachte ich auch,“ sagte sie mit einem hoffnungsvollen Blick. „Und glauben Sie denn wirklich, Herr Professor, daß es sich lohnt, daß es mir gelingen wird?“

„Ohne Zweifel,“ versicherte er eifrig, „bei dieser musikalischen Begabung, der süßen Stimme und der poetischen Auffassung! Sie wissen, wieviel ich immer von Ihnen gehalten habe!“

„Ach ja, ja.“ Sie errötete und griff nach seiner Hand. „Lieber Herr Professor, entschuldigen Sie nur, daß ich Sie damit behellige, aber ich wußte wirklich nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte. Sie können mir helfen!“

Wie komisch das klang! Dämel wurde unsicher — die junge Frau saß da, wie eine Bittende; das war wirklich eine ganz merkwürdige Art, so um Stunden nachzusuchen, die man teuer bezahlte. Was wollte sie eigentlich? Er faßte sie scharf in's Auge. Ihr Kleid war geschmackvoll, aber sehr einfach, der Saum rund herum staubig, die Schuhe auch ganz grau; gefahren war sie keinesfalls. Unruhig hob und senkte sie die Lider, um ihren Mund hatte sich ein Fältchen eingegraben. Jetzt seufzte sie.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er um eine Nuance kälter.

Ihre Lider zitterten, dann hob sie den Blick und sah

ihn traurig an. „Ich muß meine Muſik verwerten,“ ſagte ſie leiſe, „würden Sie nicht die große Güte haben, mich zu empfehlen? Ach, Sie können mir gewiß Konzertengagements verſchaffen; ich würde auch gegen beſcheidenes Honorar in kleinen Städten ſingen. Ich weiß, Sie haben immer ſo viel an der Hand.“

„Ich? Gar nicht; nein, da irren Sie wirklich, Frau — Frau Bredenhofer, nicht wahr? Es werden faſt gar keine Anfragen an mich gerichtet; zu dergleichen habe ich in der That auch gar keine Zeit. Aber ich will Ihnen einen guten Rat geben, gehen Sie zu einem Konzertagenten; es iſt doch das Metier dieſer Leute, Engagements zu vermitteln. Hier“ — er zog ſein Notizbuch hervor und ſchrieb flüchtig die Adreſſe nieder: ‚Bär, Konzertagentur, Schöneberger Ufer 4‘.

„Ach, danke ſehr.“ Sie ergriff wohl den Zettel, aber ſie ſteckte ihn nicht ein, ihre Hand bebte. „Dieſe Leute verlangen ſo viel Prozente und ſchon eine vorherige Anzahlung — das kann ich nicht, Herr Profeſſor!“ Ihre großen Augen ſahen ihn mit einem bangen Blick an. Er konnte nicht umhin, zu finden, daß ſie ſchöne Augen hatte, eigentlich das einzig Bemerkenswerte in dem ſchmalen Geſicht; ſie hatten einen feuchten Glanz, das dunkle Braun der Iris zeigte goldige Lichter und ſchwamm in bläulichem Weiß. Und einen hübſchen Mund hatte ſie auch, nur die Lippen zu blaß und die Winkel herabgezogen. Sie ſchien mit Thränen zu kämpfen.

„Armes Ding!“ Dämel ſtrich ſich den Bart und ließ einen langen Blick über die zarte Frauengeſtalt gleiten — nicht viel dran, aber anmutig! „Kindchen,“

ſagte er in dem Ton, halb gutmütig, halb ſpöttiſch, den Lena vom Konſervatorium her noch genau im Ohr hatte, „Kindchen, Sie wiſſen doch, mit Ihrer zarten Stimme iſt nicht viel zu machen.“

„Aber, Herr Profeſſor, Sie ſagten doch vorhin noch —“

„Was, was? In der That, ganz richtig, ganz richtig! Ich widerrufe nichts, Ihr Talent iſt unleugbar, aber nicht für den Konzertſaal! Für's Haus, für's Haus — da liegt der Schwerpunkt. Im intimen Kreis reizend, jedoch für den Konzertſaal —!“ Er zog die Brauen in die Höhe und zuckte die Achſeln. „Sie müſſen ſich doch ſelbſt erinnern, in der Philharmonie verflatterte Ihr Ton zu gar nichts. Viele ſind berufen, wenige auserwählt. Der Geiſt iſt willig, aber die Stimme iſt ſchwach! Haha!“ Er ſah ſich ſelbſtgefällig um; die bewundernden Blicke der Konſervatoriſtinnen, ihr gemurmelter Beifall fehlte. Schade um den vorzüglichen Witz!

In Lenas Augen ſchwammen große Thränen, ſie fühlte ſich grenzenlos entmutigt. „Wenn Sie mir dann doch wenigſtens Stunden,“ ſtotterte ſie, „Stunden — verſchaffen — könnten!“ Daran hatte ſie nie gedacht; Stundengeben, der Verderb für den Künſtler, Herabwürdigung ſeines Talents — nun ſchien es ihr der Rettungsanker. Sie klammerte ſich daran. „Wenn Sie mir wenigſtens einige Stunden zuweiſen könnten! Wenn Sie doch die Güte hätten, Herr Profeſſor!“

„Hm!“ Dämel beſaß eine gewiſſe Weichmütigkei jungen Frauen gegenüber. Er entſann ſich, die kleine Langen hatte gut Klavier geſpielt; es mußte nicht unan-

genehm ſein, in den Privatſtunden, in denen man unmuſikaliſche Miſſes drillte, auf dieſe ſchlanken Fingerchen zu blicken. Sie mochte denn an einigen Vormittagen begleiten; der bisherige Begleiter paßte ohnehin nicht mehr, er erlaubte ſich in letzter Zeit eine eigne muſikaliſche Meinung.

„Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen," ſagte der berühmte Mann. Lena horchte auf.

„An drei Vormittagen der Woche gebe ich Privatſtunden im Hauſe, von neun bis eins; wenn Sie wollen, können Sie die Begleitung übernehmen. Monatliches Honorar: Zweiundſiebzig, ſagen wir rund ſiebzig Mark. Sind Sie damit einverſtanden?"

Ob ſie das war! Lena fühlte eine große Freude, dankbar ergriff ſie die Hand des Profeſſors: „Gern, gern!" Der vergrämte Zug um ihre Mundwinkel war verſchwunden, ſie ſah reizend aus mit dem zarten Rot auf den Wangen.

Der berühmte Mann tätſchelte die kleine Hand und ſchmunzelte, da war er billig weggekommen! —

Wie beſchwingt eilte Lena über die Straße. Der Weg bis zu ihrer Wohnung war weit, ſie beachtete das gar nicht. Was würde Richard ſagen? Mußte er ſich nicht freuen, wenn ſie etwas zur Wirtſchaft beiſteuerte? Siebzig Mark, welch große Summe! Sie machte einen kleinen Sprung über den Rinnſtein, und dann kaufte ſie der Frau, die an der Ecke ſtand, einen Roſenſtrauß ab. Die Blüten waren ſchon welk vom Sonnenbrand, ihr dunkles Rot ſchwärzlich, aber ſie dufteten noch. Lena

drückte sie sorgfältig an sich, die sollte Richard haben; und dann eilte sie weiter, den Blick zu dem tiefblauen Sommerhimmel erhoben. —

* * *

Bredenhofer hatte gar keine Ahnung, daß seine Frau zu ihrem früheren Lehrer gegangen war; er hätte das nie gelitten. Man sollte Lena suchen, anbieten durfte sie sich nicht.

Er saß in seinem sogenannten Atelier vor der Staffelei und pinselte an einem Bildchen. Er benutzte dazu eine Eifelskizze, die er im vorigen Herbst flüchtig auf's Papier geworfen hatte, in Gerolstein, einen Tag vor seiner Abreise; einen Tag vor dem verhängnisvollen Zusammentreffen mit Lena im Eisenbahnzug. Er hatte die grotesken Felszinken der kolossalen Basaltblöcke, die sich gegenüber von seinem Fenster, jenseits am Ufer der Kyll erhoben, im Abendschein sich röten sehen; ihr melancholisches Grau hatte sich mit Himmelsrosen geschmückt, ihre schroffe Nacktheit schien verklärt, von einer weichen Wehmut übergossen. Der Anblick hatte ihn gepackt, begeistert; mit eiligen Fingern hatte er nach seinem Skizzenbuch gegriffen, Stift und Pinsel waren über's Papier geflogen: Aber es war schon spät, der Glanz erlosch; er mußte das Buch schließen.

Jetzt saß er und quälte sich; er konnte die Farben nicht mehr finden. Wenn er die Augen schloß, sah er's ganz deutlich, dieses tote Grau, dieses lebensvolle Rot; er atmete den eigenthümlich herben Duft der Eifelluft und fühlte wieder die ganze Poesie, die ihn damals er-

griffen. Öffnete er die Augen, ſo war alles hin, verſchwunden wie Zauberſpuk. Die Farben auf ſeiner Palette taugten alle nichts; das Grau war ſchmutzig, und das Rot ſchrie. Er ſtöhnte, er ſchwitzte.

Die Wände des Ateliers, mit ſeinen Studien und Entwürfen behangen, grinſten ihn langweilig an; durch das halbgeöffnete Fenſter kam eine ſchwüle, trockene Sommerluft und raſchelte in den unbeſchriebenen Blättern auf dem Schreibtiſch.

Der junge Mann faßte nach ſeinem Kopf, der Schädel brannte ihm; gleich über der Wohnung war der Bodenraum. Da ſtach die Sonne ungehindert durch die Luken, und das Schieferdach prallte vor Glut. Ja, es war nicht alles ſchön!

Bredenhofer ſeufzte, ließ den Pinſel aus der Hand ſinken und lehnte ſich müde zurück.

Im Frühjahr war's beſſer geweſen; er wußte ſelbſt nicht, wie es kam, aber nun mehrten ſich die Sorgen von Tag zu Tag — oder ſah er ſie nur klarer? Merkwürdig, daß ſie nie auskamen, und ſie ſparten ſo: Lena war ſo anſpruchslos und er ſelbſt? Er brauchte doch gar nichts für ſich. Abends mal eine Flaſche Wein, das war ihm durchaus nötig, ſowohl zur Nachtruhe als zu der Anregung, ohne die er nichts ſchaffen konnte. Und wofür gaben ſie denn ſonſt noch Geld aus? Ach, da waren ſo viele kleine Dinge, die neben den großen Ausgaben, wie Miete, Steuer, Kleidung, Mädchenlohn herliefen. Den Doktor hatte man auch gebraucht; vier Wochen hatte ſich der junge Ehemann mit der garſtigen Erkältung von ſeinem Hochzeitstag her herumgeſchlagen.

Es muß wohl ſein, daß man alle Mißſtände nicht ſo empfindet, wenn man im erſten Taumel der Liebe iſt. Bredenhofer und Lena hatten gelacht, weil Onkel Hermann hartnäckig ſchwieg, und ihn einen alten eigenſinnigen Junggeſellen genannt, der ſchon klein beigeben würde. Mit Leichtſinn hatten ſie ſich über Langens kühler und kühler werdende Briefe hinweggetäuſcht; zuletzt ſchrieb er garnicht mehr an Lena, nur durch die Mutter hörten ſie noch von ihm.

Und Allenſteins? Die junge Frau hatte ſich gegen jede Bevormundung entſchieden gewehrt, und der Gatte ihr beigeſtanden. Suſanne war verletzt, und als ſie ſich vergebens bemüht hatte, dem Bruder Lenas Fehler klarzulegen, zog ſie ſich zurück. Das war immerhin ſchmerzlich für Bredenhofer und aufreibend dazu. Er hatte Scenen mit der Schweſter ſeiner Frau wegen und doch von dieſer keinen Dank; und Scenen mit Lena, Suſannes wegen, und von der auch keinen Dank.

Die einzige, mit der ſie ſich ſtanden, war die Mutter. Aber dieſe konnte es auch nie laſſen, ihren Beſorgniſſen Ausdruck zu geben und um die Entfremdung zwiſchen ihren Kindern zu jammern. Das war auf die Dauer zum Nervöswerden. Der junge Mann konnte es nicht ertragen; er war ſehr artig gegen die Schwiegermutter, aber er ging meiſt fort oder zog ſich in ſein Atelier zurück, wenn Frau Langen zu Beſuch kam. Als ob die das nicht gemerkt und ſich bei Lena empfindlich darüber geäußert hätte!

Und dazu die pekuniären Sorgen, all dies kleinliche Rechnen und In-Erwägung-ziehen! Als Junggeſelle war

Bredenhofer ſo flink in die Taſche gefahren, was machte es, wenn er da auch mal ein bißchen zu viel verbrauchte? Es hatten ſich immer hülfreiche Beutel gefunden, Onkel Hermann war beſonders generös; jetzt ſtand ihm kein Menſch mehr bei, jetzt, wo er es viel nötiger gehabt hätte! Weiß Gott, die Proletarier hatten's beſſer, die brauchten nicht den Schein zu wahren; in einer gewiſſen Geſellſchaftsklaſſe ſind aber manche Dinge unerläßlich nötig. Man hat Rückſichten zu nehmen, den äußeren Wohlſtand zu zeigen; weh, wer das nicht kann, der gilt nicht mehr für voll!

Der junge Mann fuhr ſich mit einem tiefen Aufſeufzen über die Stirn. Er ſah blaß und abgeſpannt aus, ſeine Augen waren müde, und das Haar klebte ihm in feuchten Ringeln an den Schläfen. Mit Unluſt griff er wieder zum Pinſel, er gähnte dabei. In dieſer gewittrigen Sommerluft hatte er eine Schwere in den Gliedern, eine bleierne Müdigkeit, die ihn lähmte. Er überlegte ſich's, ob er ausgehen ſollte oder nicht; er mußte dann die vier Treppen doch wieder herauf. Appetit hatte er gar nicht mehr, er aß eigentlich nur, weil Lenas große Augen immer ſo flehentlich auf ſeinen Teller ſahen. Dieſe Blicke konnten direkt eine Qual ſein, er fühlte dann eine nicht zu unterdrückende Gereiztheit gegen ſeine Frau in ſich aufſteigen. Und er liebte ſie doch! Ja, ſicherlich! War ſie nicht bei ihm, hatte er eine Unruhe, bis ſie da war — wo blieb ſie, was trieb ſie? Saß ſie bei ihm, ſo kam es ihn mitunter an, er mußte ſie tadeln, reizen, von Dingen mit ihr ſprechen, die ihr unangenehm waren. Sie brauſten beide auf, ſie bekamen rote Köpfe — und

dann, wie ſüß war die Verſöhnung! Langweilig, wer ſich immer vertrug! Senſationen, Emotionen braucht die Künſtlernatur!

„Ah!“ Bredenhofer ſchöpfte tief Atem und dann legte er das Geſicht in die Hände; eine ungeheure Schlaffheit überkam ihn.

So ſaß er und überhörte das Klopfen an der Thür; was er dachte, wußte er ſelbſt nicht, grau und ſchwer, in unerquicklichem Durcheinander wogte ihm alles im Kopf.

Jetzt klopfte es wieder.

„Herein!“

Doktor Reuters liebenswürdiges Geſicht ſchaute in's Atelier. „Ah, mein junger Freund, dachte ſchon, Sie wären auch nicht zu Hauſe; habe vier-, fünfmal geklopft!“

„Verzeihen Sie!“ Bredenhofer ſprang auf, ziemlich verwirrt, er tauchte wie aus einer anderen Welt auf; oder hatte er geſchlafen?

„So fleißig?“ Reuter trat an die Staffelei und betrachtete das Bild. Er ging dicht heran und dann wieder zurück, hielt die hohle Hand vor's Auge und prüfte mit Kennermiene. „Wo haben Sie denn das her? Bei Gott, gar nicht übel!“

Der Künſtlerſtolz regte ſich in Bredenhofer, er glaubte entſchiedene Bewunderung aus Reuters Worten herauszuhören. Sein müdes Geſicht belebte ſich. „Die Felſen von Gerolſtein bei Sonnenuntergang,“ erklärte er. „Sie wiſſen, ich war vergangenen Herbſt dort, um Studien zu machen; die Eifel iſt noch nicht überflutet von läſtigen Touriſten, ich liebe nur das Aparte. Jetzt denke ich über den Titel des Bildes nach, es muß etwas

Sinnvolles darunter; dieſe grauen vorſintflutlichen Blöcke mit dem verklärenden Schein ſind gewiſſermaßen ſymboliſch aufzufaſſen.“

Doktor Reuter ſpitzte die Ohren — das konnte eine geiſtreiche Idee werden! „Sind Sie bald mit dem Bild fertig?“ fragte er.

„Fertig? O nein!“ Bredenhofer trat zurück und legte den Kopf betrachtend auf die Seite. „Hätte ich nur Farben, Farben!“ Im Eifer kam er heran und tupfte auf die friſche Malerei. „Sehen Sie hier dies Rot, das muß ganz anders wirken und glühen! Und in den Felsſpalten gefangene Sonnenſtrahlen, die das gähnende Dunkel der Klüfte magiſch durchleuchten! Hierher müſſen ein paar wundervolle Reflexlichter, und hier, hier — tiefer — ſehen Sie wohl? Da iſt es ſchon ganz lichtlos, das graue Geſtein wirkt vollſtändig abgeſtorben, während ſich noch am Himmel ein leuchtendes Farbenſpiel entfaltet.“

„Ein ſehr ſchönes Bild,“ ſagte Reuter, „in der Tat, außerordentlich wirkungsvoll!“

„Ja!“ Bredenhofer ſah mit begeiſterten Augen auf ſein Werk, er hatte rote Backen bekommen und lächelte. „Ich male vielleicht noch einen einſamen Vogel, der aus gähnend dunkler Felſenſpalte ſich emporſchwingt und ſich gleich der ſuchenden Seele im Flammenſchein des Himmels verliert; ſeine ausgebreiteten Schwingen ſind von einer Glorie umſäumt. Denken Sie ſich, wie das wirken wird!“ Er ſtreckte den Arm aus und wies nach der Decke. „Oben, ganz oben verliert er ſich — ſehen Sie — oh, ich muß das malen!“ Er endete mit einem Seufzer.

„Wundervoll, wundervoll!“ Doktor Reuter war ganz enthusiasmiert, „Sie sind ein Poet!“ Er umarmte den jungen Mann. „Wissen Sie was, lieber Freund? Dies Bild müssen Sie ausstellen, unzweifelhaft, unbedingt; Sie haben Ruhm und Ehre davon!“

„Das sagen Sie so — ausstellen — ja ausstellen,“ meinte Bredenhofer, „das wäre wohl das Richtige. Aber bei den Kunsthändlern ist so schwer anzukommen, ich mag es nicht wieder umsonst versuchen. Sie nehmen nur berühmte Namen,“ setzte er mit Bitterkeit hinzu.

„Oho, das wäre!“ Reuter strahlte vor Wohlwollen, er schlug sich auf die Brust. „Wofür wäre denn unsereiner da mit seinen Konnexionen? Noch schöner! Man hat sein Lebenlang den Mäcen gespielt, und da sollte einem nicht mal ein Urteil zugetraut werden? Ich sage, das Bild ist gut, sehr gut“ — er trat wieder vor der Staffelei hin und her und äugelte — „es ist sogar wundervoll, herrlich! Diese Stimmung, diese Beleuchtung! Jeder Kunsthändler nimmt's, und Käufer werden sich finden — na, ich sage Ihnen, mehr als einer!“ Er legte dem Beglückten bedeutungsvoll die Hand auf die Schulter: „Sie werden sich dieser Stunde noch erinnern und der Worte, die ich zu Ihnen gesprochen habe. Passen Sie auf, mit diesem Bilde betreten Sie die Leiter, die immer höher und höher führt! Ja, mein lieber junger Freund!“

Über Bredenhofers Gesicht lief ein freudiges Rot und ließ die etwas spitz gewordenen Züge wieder voll erscheinen. Seine Gestalt hob sich unwillkürlich, und nun breitete er die Arme aus und warf sich Reuter an die

Bruſt. „Ich danke Ihnen,“ ſagte er mit knabenhafter Heftigkeit. „Ja, es wird gelingen, es muß gelingen!“ Seine Augen ſtrahlten, ſeine Stimme bekam einen klangvolleren Ton. „Ich weiß es genau, es gelingt, und dann — ade Quälerei und Pfennigfuchſerei! Lena ſoll es gut haben, und ich ſelbſt“ — er ſah mit einer gewiſſen Scheu auf ſeine gelben durchſichtigen Hände — „werde wieder der Alte! Wiſſen Sie“ — er nahm Reuter vertraulich unter den Arm und wanderte mit ihm auf und nieder — „wenn man's nicht gewohnt iſt, iſt das Sparen verdammt ſchwer. Es bekommt einem nicht!“

Der alte Mann mit dem jünglingsfriſchen Geſicht ſah den jungen Mann mit dem merkwürdig — ‚alten Zug‘ konnte man nicht ſagen, aber — ‚müden Zug‘ beſorgt von der Seite an. „Was haben Sie, Bredenhofer?“ fragte er herzlich. „Sie haben ſo eine liebe reizende Frau, Sie ſtecken beide voll von Talenten, eigentlich ſind Sie ein ganz ideales Paar, und es drückt Sie doch was?“

„Ich weiß es nicht.“ Bredenhofer trat vor den kleinen Spiegel, der gegenüber ſeiner Staffelei an der Wand hing. „Sehen Sie, ich habe Fältchen um die Augen, wie eine alte Jungfer. Ach was“ — er wandte ſich haſtig vom Spiegel ab und rieb ſich mit beiden Händen die Backen — „die werden ſchon wieder rot werden! Lieber, verehrter Herr Doktor, Sie haben mir eine große Wohlthat erwieſen, mir iſt, als hätte ich einen Verjüngungstrank im Leibe. La la — lalala!“ Leiſe trällernd ſtellte er ſich wieder vor ſein Bild. „Dieſe Reiſe nach Gerolſtein hat mir doch Glück gebracht, viel Glück!“

Er lachte. „Wo nur Lena ſtecken mag? Die wird Augen machen! Ich ſage es ihr nicht gleich.“

„Bitte, grüßen Sie Ihre liebe Frau vielmals!“ Reuter legte die Hand auf's Herz und blickte enthuſiaſtiſch nach oben. „Süßes, bezauberndes Frauchen! Adieu, adieu, junger Meiſter, alſo das Bild fertig gemacht und dann — das weitere übernehme ich!“

Sie ſchüttelten ſich die Hände. Mit einem Lächeln ſagte Reuter noch: „Ich bin ſehr eilig, habe noch ein paar Atelierbeſuche verſprochen, und dann hole ich die Perriccioni — Sie wiſſen, den neueſten italieniſchen Opernſtern, gaſtiert augenblicklich hier — zu einer Spazierfahrt ab. Ich ſoll den Cicerone unſeres Berlino machen. Ich ſage Ihnen, hinreißendes Perſönchen!“ Er küßte entzückt ſeine Fingerſpitzen. „Augen wie Sammet und unergründlich wie die Nacht; ſieht man hinein, wird man ſofort zum Dichter! Teint wie mattes Elfenbein, und einen Mund, einen Mund!“ Reuter tänzelte in der Stube auf und nieder, man ſah, wie ihn die Unruhe packte.

„Die muß ja ſehr ſchön ſein,“ ſagte Bredenhofer zerſtreut. Er hatte nur halb hingehört, all ſeine Gedanken weilten ſchon wieder bei ſeinem Bilde. Sehnſüchtig, mit einer gewiſſen Gier blickte er nach der Staffelei, es drängte ihn, gleich wieder anzufangen; jetzt, jetzt würde er die Farben finden, er war in der Stimmung!

„Wiſſen Sie was, lieber Freund“ — Reuter packte ihn am oberſten Rockknopf — „Sie müſſen die Perriccioni kennen lernen! Das iſt was für Sie — eine überſpru-

delnde Künſtlernatur! Ich laſſe Sie's nächſtens wiſſen, damit Sie auch von der Partie ſind. Wollen Sie?"

„Ja, ja!" Der junge Mann war vollſtändig in Gedanken.

„Alſo auf Wiederſehen, grüßen Sie Frau Lena! Adieu, adieu! All Heil!"

Er war gegangen, Bredenhofer allein in ſeinem Atelier. Ein ſtärkerer Windhauch kam durch's Fenſter und wehte die loſen Blätter vom Schreibtiſch auf die Erde. Bredenhofer raffte ſie auf und warf ſie achtlos auf ihren früheren Platz — wozu brauchte er die Zettel noch?! Nun hatte er's bald nicht mehr nötig, für fünfundzwanzig Mark kleine Artikel in Tageszeitungen zu ſchreiben und zu zittern, ob ſie überhaupt angenommen würden! Mit einer raſchen Wendung drehte er ſich ganz ſeinem Bilde zu und ſtand nun da, regungslos, es unverwandt mit liebevollem Blick betrachtend. Das war alſo die erſte Staffel auf der Leiter des Ruhms!

Ein lange nicht mehr gekanntes Wohlgefühl erfaßte ihn, eine Luſt, zu jauchzen und über die Stränge zu ſchlagen. Und zugleich ein fieberhafter Thätigkeitstrieb, ein Drang, fertig zu werden, der Welt das vollkommene Werk zu zeigen.

Er fing an zu malen und malte, ohne nur einmal prüfend innezuhalten und mit kritiſchem Blick ſeine Arbeit zu muſtern; er malte mit klopfenden Pulſen und einem abgezirkelten Rot auf den Backenknochen. Den Mund hielt er im lächelnden Ausdruck halb geöffnet — in Gedanken ſah er ſchon ſein Bild im Kunſtſalon unter den Linden hängen, in den Zeitungen wurde darauf aufmerkſam ge-

macht, das Publikum war begierig, dieſe eminente Leiſtung eines bis dahin Unbekannten zu ſehen. Man eilte hin, bewunderte, fragte nach dem Preiſe — ja — Bredenhofer ſtutzte — wieviel ſollte er eigentlich verlangen? Er mußte Reuter fragen. Übrigens, das Pekuniäre kam erſt in zweiter und dritter Linie; die Hauptſache war die Anerkennung des Talents.

Der glückliche Ausdruck blieb auf ſeinem Geſicht, leiſe pfeifend arbeitete er weiter. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und lief langſam an der bleichen Schläfe nieder; er merkte es nicht.

Vorſichtig wurde die Thür geöffnet, und Lenas erhitztes Geſicht unter dem breitrandigen Strohhut guckte herein. Sie lächelte ſchelmiſch, auf den Lippen brannte ihr das wichtige Ereignis, am liebſten hätte ſie's ihm gleich laut entgegengeſchrieen. Sie drückte die Blumen an den Mund, als müſſe ſie ihn ſo verſchließen.

Er arbeitete, ohne aufzuſehen. Dabei war die Beleuchtung nicht mehr günſtig, ein gewitterkündender gelblicher Schein gab falſche Reflexlichter.

„Richard!“

Er hörte ſie nicht. Mutwillige Grübchen vertieften ſich in ihren Wangen, ſie nahm den Roſenſtrauß und ſchleuderte ihn im Bogen. Er traf die Staffelei, prallte gegen das Bild und fiel dann zur Erde; die einzelnen Roſen löſten ſich und lagen entblättert.

Bredenhofer war mit einem lauten Ruf zuſammengefahren; man ſah's ihm an, wie er ſich erſchreckt hatte. Jetzt war er unwillig.

„O Richard, ſei nicht böſe!“ Lena rannte auf ihn

zu und umſchlang ihn mit beiden Armen. „Ich habe dich nicht erſchrecken wollen, nur mit Roſen aus deiner Träumerei wecken. Sei nicht ſo ärgerlich! Hör nur, hör nur!“ Sie küßte ihn mit ihren warmen Lippen. „Ich bringe was Gutes mit, rate!“

„Was denn?“ Er ſah ſie freundlich an und ſtreichelte ſie, dann aber wandte er ſich wieder ſeinem Bilde zu. Die Roſen lagen unbeachtet am Boden, jetzt zertrat er ſogar eine.

Lena bückte ſich und ſammelte ſie langſam auf. „Die armen Dinger,“ ſagte ſie leiſe.

Ein paar Minuten vergingen, in denen er eifrig malte; die junge Frau hielt es nun doch nicht länger mehr aus. Sie platzte heraus: „Ich war bei Dämel, dem berühmten Profeſſor, meinem früheren Lehrer, ich habe ihn gebeten, er ſoll mir Engagements verſchaffen oder Stunden. Nun ſoll ich bei ihm begleiten, drei Vormittage in der Woche; und denke, Richard, ich bekomme ſiebzig Mark den Monat dafür! Siebzig Mark! Iſt das nicht wundervoll? So viel Geld! Ich bin ganz glücklich!“ Sie ſchlug die Hände zuſammen und drehte ſich wie ein Kind auf dem Abſatz. Plötzlich hielt ſie inne. „Aber was machſt du denn für ein Geſicht, Richard? Biſt du böſe, weil ich heimlich gegangen bin? Aber nun iſt es doch ſo gut!“ Sie ſah ihn betroffen an.

Er hatte eine finſtere Falte auf der Stirn und war dunkelrot. „Wie konnteſt du?“ Zornig ſtampfte er auf den Boden. „Was denkſt du, was fällt dir ein? Siebzig Mark den Monat — für ſolch ein Lumpengeld!! Und wären's hunderte, ich würde es nie zugeben! Deine

zarte Bruſt am Klavier zuſammendrücken, wie eine Maſchine die Noten abhaſpeln, deine Kunſt herabwürdigen, dich mir halbe Tage entziehen — nein, nein! Kind“ — er lachte hell auf und griff nach ihrer Hand — „das ſchlage dir nur aus dem Sinn! Es kann dir doch ſelbſt unmöglich Vergnügen machen.“

Sie ſenkte den Kopf tiefer und tiefer. Nein, das Los des Begleiters war ihr eigentlich immer grauenhaft erſchienen; nun hatte ſie ſich aber einmal in den Gedanken hineingeſponnen. Die Ausſicht, zu verdienen, ſich ſelbſt aufzuopfern, war ihr mit jeder Minute beglückender erſchienen — und nun ſagte ihr Mann ſo mir nichts dir nichts: ‚Das ſchlage dir aus dem Sinn‘!

Sie wurde blaß. „Wir brauchen aber doch Geld,“ murmelte ſie, „und ich will auch . . .“

„Närrchen!“ Er legte den Arm um ihre Schultern und zog ſie neben ſich vor das Bild. „Sieh dir das mal an! Eben war Reuter hier. Das hier wird etwas; er ſagt: ein Meiſterwerk! Es kommt auf die Ausſtellung, wir verkaufen es, und du wirſt wohl begreifen, daß mir um ſiebzig Mark meine Frau keinen einzigen Vormittag feil iſt. Nein, mein Herz, und wenn uns auch dieſes Glück nicht blühte, daß du, du, armſeligen Stümpern dich anpaſſen ſollſt, das würde ich nie zugeben! Ich liebe dich viel zu ſehr!“

„Aber ich wollte doch ſo gern —“

Er achtete gar nicht auf ihren Einwand. „Lena freue dich, freue dich mit mir!“ Er hob ſie mit beiden Armen ein wenig in die Höhe; ſie machte ſich ſchwer, es gelang ihm nicht recht. „Nun haben die pekuniären

Sorgen bald ein Ende, und auch die anderen" — er lachte übermütig — „pah!" Wir haben dann deinen Bruder nicht mehr nötig; daß wir was von ihm annehmen, drückt mich schon lange. Mutter braucht auch nicht mehr zu jammern. Sie können mir alle im Mondschein begegnen!"

Lena sah das Bild wie durch einen Flor, sie konnte sich nicht freuen, sie war so sehr enttäuscht. Er hatte kein einziges Wort der Anerkennung für sie; der Weg zum Professor war nicht so leicht gewesen, sie hatte sich einen Stoß geben müssen, zum Begleiten auch, und nun sah er das nicht einmal ein! Er redete nur von dem Bilde.

Mit einem wehen Gefühl im Herzen machte sie sich frei und trat an das gardinenlose Fenster. Draußen schwefeliges Licht, am Himmel dunkle Wolkenballen. Der ganze Anblick war verändert. In der beklommenen Schwüle standen die Bäume des Botanischen Gartens regungslos, sie sahen nicht frischgrün aus, sondern verstaubt und angekränkelt. Verlangend spreizten sie die Äste.

„Gefällt dir mein Bild nicht? Du sagst ja kein Wort," sprach Bredenhofer vor der Staffelei. „Ich finde das sehr merkwürdig von dir," setzte er nach einer Pause gereizt hinzu.

Sie wandte den Kopf halb nach ihm, der Ausdruck seines Gesichtes gefiel ihr nicht — das war Eitelkeit! Sie bemerkte es zum erstenmal. Nun gerade nicht! Hastig drehte sie den Kopf wieder ab, ohne Wort.

Wie beklommen die Luft war, so schwer wie Blei! Müde nahm sie den Hut von den Haaren und strich sich

mit heißen, zuckenden Fingern die Ringel aus den Schläfen. Ob es ein Gewitter geben würde?

Angelegentlich ſtarrte ſie durch's Fenſter. Ein Wind wirbelte Staub auf und legte den in neuen Schichten auf die Blätter der Bäume. Immer tiefer, tiefer ſchienen die Wolken niederzuhängen. Die Sonne war ganz verſchwunden; ſie hatte ſich verſchloſſen wie ein Auge hinter traurig geſenkten Lidern. Die Welt ſo trüb, ſo erlöſungsbang!

Und es kam kein Donner, kein befreiender Blitzſtrahl. Die dumpfe Luft brütete weiter und weiter.

Lena ſtand da, die Hände ineinandergepreßt; ſie ſah ſehr blaß aus in dem fahlgelben Licht. Langſam, unabweislich überkroch ſie ein häßliches Gefühl, ein Gefühl, das ſchmerzte und das Herz zuſammenſchaudern ließ. Sie empfand das Gefühl in ſeiner ganzen troſtloſen Traurigkeit. — — — Nicht glücklich — — — —?! Wer hatte das geſagt? Lena ſchreckte zuſammen, aus ihren Augen fielen heiße Tropfen auf ihre verſchlungenen Hände.

„Wie fatal!“ Bredenhofer ſprang von der Staffelei auf und warf ärgerlich Pinſel und Palette hin. „Alle Beleuchtung iſt fort! Es regnet!“

Draußen goß es in Strömen.

XI.

Landgerichtsrat Langen war nie ſchlechter Laune, er hatte eigentlich immer dieſelbe ruhige, gedrückte Freundlichkeit. Heute hatte er aber entſchieden einen Zug von

Gereiztheit um die Mundwinkel; die kleine Lora merkte das ſofort, als der Vater vom Bureau nach Hauſe kam.

Sie hatte vor der Thür geſtanden und auf ihn gelauert wie ein Hündchen auf ſeinen Herrn. Mit einem lauten Freudenruf ſtürzte ſie ihm entgegen und hing ſich an ihn. Seine Hand wurde von dem zarten Kinderhändchen gefaßt; er wußte ſelbſt nicht, daß ihn ſein Töchterchen führte, er wäre am eignen Hauſe vorbei noch weiter die Straße hinuntergegangen.

„Vater," ſagte ſie mit ihrer ſpitzen Kinderſtimme, „biſt du traurig? Meine Lieſe und mein Märchen waren heut auch traurig; Walter hat ſie mit dem Stecken auf den Kopf gehauen, ſie liegen im Puppenwagen und ſchlafen. Ich hab' ihnen das Lied von den ‚Englein' vorgeſungen, da hörten ſie auf zu weinen. Hör' mal:

‚Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein, die mich weiſen' —

Ich wünſchte, Tante Lena käm' wieder! Die ſang das ſo ſchön! Warum kommt Tante Lena nicht zu uns? Väterchen, ich wünſchte, Tante Lena käm' zu uns; ich hab' ſie lieb!"

Langens Hand zuckte in der ſeines Kindes; mit einem ſchmerzlichen Blick ſah er in die groß und erwartungsvoll zu ihm aufgeſchlagenen Augen. Solche Augen hatte Lena als Kind gehabt; gerade ſo! Er nahm raſch das Mädchen auf den Arm und küßte es wiederholt, aber er gab keine Antwort. Schweigend trat er in's Haus.

Da ſaß Amalie in der Veranda und lernte mit ihrem Jungen bibliſche Geſchichte. Walter hatte einen

etwas harten Kopf, auch war er zerſtreut; er ſchaukelte mit dem Stuhl und ſpielte mit ſeinen Fingern.

„Walter, ſo paß doch auf," ſagte die Mutter ſanft, „es iſt eine ſo wunderſchöne Geſchichte." Sie ſtanden bei der Ausweiſung der Hagar. „Nun, weißt du denn nicht, was der fromme heilige Abraham that, Walter?"

Der Junge kippelte hin und her, er ſchnitt ein weinerliches Geſicht. „Ich weiß nicht," ſtotterte er endlich. „Die anderen Jungens — ſpielen draußen — laß mich doch auch — ich — ich — laß mich auch!" Er heulte.

„O, du böſer Junge," ſagte Frau Amalie, aber immer im gleichen ſanften Ton; es war unpaſſend, ſich bei der heiligen Schrift zu erzürnen.

Lora war an den Tiſch getreten; ohne Anſtoß, die Hände gefaltet, ſagte ſie die ganze Geſchichte her.

Amalie ſtrahlte; Langen ſah mit Befremden auf ſein Kind. Das runde Geſichtchen war durch den Ernſt, den es trug, merkwürdig ſchmal geworden, die Augen übernatürlich weit.

„O die arme Hagar," ſchloß Lora jetzt, ihre Augen füllten ſich mit Thränen. „Ich wünſchte, ich hätte der Engel ſein können, der ihr für den Ismael was zu trinken brachte! Ich wünſchte, ich wär' ein Engelchen!"

„Mein liebes Kind," ſagte Langen plötzlich und griff nach einer der langen ſeidenweichen Locken; er drehte die goldige Strähne um den Finger und ſpielte mit ihr. Es war ihm, als müſſe er die ganze kleine, leichte Geſtalt an dieſer goldigen Strähne feſthalten. Eine unbeſtimmte Angſt überkam ihn.

Als die Kinder fortſprangen, wandte er ſich an ſeine

Frau; es war das erſte Mal, daß er in ihre Erziehungsmethode hereinſprach. „Du ſollteſt das Kind nicht geiſtig überanſtrengen," ſagte er vorwurfsvoll. „Lora iſt überreizt, ſie ſpricht und ſingt nur von Engeln. Wo hinaus ſoll das? Mir iſt bange um das Kind!" Er ſeufzte, ſetzte ſich nieder und ſtützte den Kopf in die Hand.

Amalie ſah ihn verſtändnislos an. „Was willſt du denn? Sie iſt ja kerngeſund. Paſtor Düringsfeld ſagte neulich, als hier Nähverein war und Lora den Kuchen präſentierte: ‚Der Herr hat ſich dieſe Blume recht zum Lobe hergerichtet!' Das machte mich ſehr glücklich. Du ſollteſt dich auch freuen!"

Er ſah ſie einen Augenblick ganz verſtört an. „Ich —?! Wenn das Kind — ich — ich ertrüge es nicht," murmelte er zwiſchen den Zähnen.

„Was du jetzt nur immer haſt?" Frau Langen ſtieg nach und nach das Blut in's Geſicht. „Immer ſchlechter Laune und beſonders heute! Es iſt wirklich ſchrecklich! Ich bin froh, daß ich heute nachmittag Verein habe und am Abend Vorſtandsſitzung."

„Schon wieder?"

„Bitte ſehr, ‚ſchon wieder' iſt nicht richtig; vor vierzehn Tagen das letzte Mal. Und was hab' ich denn ſonſt weiter? Ich habe ja weiter nichts auf der Welt," ſetzte ſie in ſelbſtquäleriſcher Verbiſſenheit hinzu.

„Amalie, verſündige dich nicht!" Er war auch rot geworden, nun ſtand er auf und ging über den Flur, die Treppe hinan, in ſein Arbeitszimmer. Dort ſtand er lange am Fenſter.

Vom Garten herauf tönten die Stimmen der Kinder.

Walter tobte ausgelaſſen und ſprang wie ein junges Böcklein; Lora hielt ſich etwas abſeits. Jetzt kam ſie langſam, faſt feierlich den Gartenſteig herunter; ſie hatte eine gelbe Blume in der Hand und trug die vor ſich her, wie man ein Licht trägt. Um den Kopf hatte ſie ſich eine Ranke geſchlungen, die buntgefärbten Weinblätter beſchatteten ihr die Augen; ihr Kleidchen war weiß und lang und hing ihr bis auf die Füße. Steif, kerzengerade kam ſie daher, drehte den Kopf nicht nach rechts noch links. Die kleine, feierliche Geſtalt ſah unheimlich aus im Sonnenſchein.

Langen öffnete haſtig das Fenſter: „Lora, komm herauf!“

„Stör' mich nicht, Vater,“ ſagte ſie, ohne eine Miene zu verändern. Im gleichen langſamen Schritt ging ſie weiter.

„Komm ſofort herauf! Komm gleich zu mir!“ Eine große Angſt, eine heftige Ungeduld lag in den Worten.

Lora war dieſen Ton beim Vater nicht gewöhnt, erſchrocken ließ ſie die gelbe Blume fallen; wenige Augenblicke ſpäter ſtand ſie im Arbeitszimmer. Sie kam dem Vater ſo groß vor, im letzten halben Jahre merkwürdig gewachſen und in die Höhe geſchoſſen; ſie war noch ein ſo junges Kind und doch — dieſe Augen! Seltſam bewegt ſah Langen auf ſie nieder.

„Was ſpielteſt du eben?“ fragte er.

„Totes Kind, Väterchen,“ ſagte ſie ernſthaft. „Weißt du, ich war das Kind, das ein Engelchen geworden iſt und nun zu ſeinen Spielſachen geht, nachts, wenn alle Leute ſchlafen. Es trägt ein Licht in der Hand, damit

es auch ſehen kann. Denk' mal, wie Lieſe und Märchen ſich gefreut hätten! Die liegen noch immer im Puppenwagen."

„Mein Gott!" Langen ſchauderte bis in die tiefſte Seele, woher hatte das Kind dieſe überſpannten Ideen? „Wer hat dir denn das von dem — dem" — er konnte es nicht ausſprechen von dem ‚toten', er ſagte nur: „von dem Kind erzählt? Die Mutter?"

„Ich weiß es nicht!" Die unſchuldige Kinderſtimme klang ſehr vergnügt. „Ich hab' es geträumt, Väterchen. Ich träume immer ſo ſchön!"

„Verſprich mir, Lora, du wirſt das nie mehr ſpielen." Er ſchloß ſie erregt feſt in die Arme. „Du darfſt das nicht ſpielen, hörſt du, Lora?"

Sie fragte nicht ‚warum'; ſie ſah ihn nur ganz groß und verwundert an.

Er ließ ſie los, er tadelte ſich ſelbſt ob ſeiner Erregtheit — was ſpielen Kinder nicht alles?! Er war nervös, er wußte es wohl; heute morgen die Briefe aus Berlin, die er in ſeinem Bureau vorfand, hatten ihn ganz krank gemacht. Die Seinen adreſſierten immer in's Bureau, — Amalie war ſo wißbegierig, ihrer Anſicht nach durften Mann und Frau keinerlei Geheimnis voreinander haben; ſie wartete mit dem Öffnen nicht, bis er nach Hauſe kam.

Mit einem Seufzer ließ ſich Langen am Schreibtiſch nieder. Aus ſeiner Bruſttaſche nahm er die Briefe und legte ſie vor ſich hin; er mußte ſie noch einmal leſen. Da war erſt das Schreiben der Mutter. Sie klagte nicht; das that ſie ſchon Lena zuliebe nicht, und auch nicht,

weil man ihr vorgeworfen hatte, sie habe die Heirat begünstigt. Aber eine gewisse Unruhe, eine sorgenvolle Unsicherheit sprachen sich zwischen den Zeilen aus; der Sohn fühlte das wohl, und das bekümmerte ihn mehr, als hundert Klagen.

Aber nun Lenas Brief! Nein, den wollte er zuletzt lesen, erst den ihres Mannes.

Die Röte des Unmuts überflog das Gesicht des Lesenden, die Hand, die den Bogen hielt, zitterte. Bredenhofer schrieb:

‚Geehrter Herr Schwager!

Bei den Gesinnungen, die Sie uns, besonders mir gegenüber hegen, ist es mir sehr peinlich gewesen, bis jetzt von Ihnen etwas annehmen zu müssen. Diese Annahme war in der That von vornherein eine Übereilung unsererseits, wir hätten bedenken sollen, daß nur ein Geschenk Wert hat, welches freudig, aus liebevollem Herzen gegeben wird. Wir konnten uns dessen bei dem Ihrigen nicht rühmen.

Es ist Lena sehr schmerzlich gewesen, Ihre Gegenwart bei unserer Hochzeit entbehren zu müssen; sie sah darin einen Mangel brüderlicher Liebe für sich und eine Mißachtung für mich. Sie hat schwer an dieser bitteren Enttäuschung zu tragen gehabt, aus Liebe zu mir hat sie sie jedoch überwunden. Jetzt ist meine liebe Frau mit mir glücklich, in die Lage gekommen zu sein, Ihre fernere Beisteuer zu unserem Haushalt dankend ablehnen zu können.

Ich bedaure nur, augenblicklich noch nicht imstande

zu ſein, Ihnen die gehabten Auslagen zurückzuerſtatten; doch hoffe ich, auch dieſes demnächſt nachzuholen.

Mit dem Wunſche beſten Wohlbefindens für Sie und Ihre Familie ergebenſt

Richard Bredenhofer'.

War der Menſch denn ganz verrückt, ganz verrückt? Langen faßte ſich an den Kopf; der Brief war ja noch viel ungezogener, viel beleidigender, als er ihm anfänglich erſchienen! Und ſo etwas ſollte er ſich bieten laſſen, er, der ſo viel ältere, von dem unreifen, grünen Menſchen?! Ein unbezwinglicher Zorn erfaßte ihn; er war ſelten heftig, aber nun ließ er die Hand ſchwer auf das Papier fallen, er hätte es am liebſten zerknäult, in kleine Fetzen zerriſſen. Aber nein — der Landgerichtsrat lächelte bitter und geringſchätzig zugleich — das war ja der Brief eines Primaners, dem war nicht zu viel Wert beizulegen.

Wodurch mochten ſie denn in die ſogenannte ‚Lage' gekommen ſein, ſeine Unterſtützung ſo ſchnöde zurückzuweiſen? Hatte der Onkel vielleicht ſeine milde Hand aufgethan? Das war wohl nicht der Fall; die Mutter erwähnte doch gerade in ihrem heutigen Briefe, daß das Verhältnis der jungen Leute zu ihren Verwandten ein ſehr kühles ſei. Wo mochte nur dieſer Aufſchwung der Verhältniſſe herkommen? Auch Lenas Brief brachte keine Aufklärung.

Er las den noch einmal aufmerkſam. Die Schriftzüge waren flüchtig, ohne merkbare Grundſtriche auf's Papier geworfen; ſie war erregt geweſen beim Schreiben, man ſah's an einigen zittrigen Haken und Schleifen und hier — hier unten in der Ecke mußten Thränen auf die

Buchſtaben gefallen ſein, ſie waren verſchwommen und teilweiſe verlöſcht. O, der Bruder fühlte es wohl, wie ſie ſich gequält hatte, ſo gemeſſen und kalt ihre Worte zu ſetzen.

‚Ich habe dem Briefe meines Mannes nicht viel mehr beizufügen; ich bin gleich ihm hocherfreut, Dich nicht mehr in Anſpruch nehmen zu müſſen‘.

‚Ich danke Dir für Deine Liebe‘, hatte ſie dann ſchreiben wollen, aber ſorgfältig war's verändert; es hieß jetzt: ‚Ich danke Dir für Deine Bemühung, unſeren Haushalt zu erleichtern‘, und ſo weiter. Zum Schluß ſagte ſie kurz ‚Adieu‘. Es hatte den Anſchein eines Lebewohls für immer. Das war die Stelle, welche Thränen halb verlöſcht hatten.

Langen fühlte einen Grimm ſondergleichen gegen den Menſchen in ſich aufſteigen, der dies alles veranlaßt hatte; aber zugleich auch einen Grimm gegen Lena. Sie war charakterlos und beſtimmbar; das war ſeine Schweſter nicht mehr, die dieſe kalten herzloſen Zeilen geſchrieben hatte! Sie konnte ſein Geſchenk zurückweiſen, wenn ſie in der glücklichen Lage war, es nicht mehr zu brauchen; aber ſo, ohne Dank, augenfällig eine läſtige, drückende Abhängigkeit von ſich ſchüttelnd, durfte ſie es nicht thun. Er rief ſich ihre Geſtalt, ihr Weſen zurück, wie ſie früher geweſen waren; dies zärtliche, ſchmiegſame Geſchöpf hatte ſolche Zeilen geſchrieben?!

Er ſchüttelte den Kopf und grübelte finſter vor ſich hin; es war ihm doch ein großer Schmerz. Seufzend ſtützte er den Kopf in die Hand — ja, Amalie hatte ſo unrecht nicht, es war kein Verlaß auf Lena, ſie war überſpannt und extravagant, verdorben durch die

Berliner Kreiſe, in denen ſie lebte. Mochte ſie denn eigenſinnig hingehen und ſich ihr Glück ſelbſt zurechtzimmern; er würde keinen Verſuch mehr machen, ſie an irgend etwas zu hindern. Wenn alle Liebe ſo ſchlecht gelohnt wird, dann muß man eben fertig mit der Neigung ſein. Ganz fertig. Er machte mit der Hand eine Bewegung durch die Luft, als weiſe er etwas weit, weit von ſich. Er wollte ſein Herz verhärten.

Und doch konnte er es nicht ändern, daß er im Geiſte ihre leichte Mädchengeſtalt an ſeine Seite treten ſah; er glaubte ihren Kuß zu fühlen, ihr bitterliches Schluchzen zu hören, wie damals auf dem Bahnhof beim Abſchied, nach der häßlichen Scene mit Amalie. Sie war auch damals ſtörriſch geweſen und er nachſichtig; er hatte ſie leider zu ſehr verwöhnt. Aber jetzt ſollte das nicht mehr der Fall ſein; nein!

Mit einem Ruck griff er nach der Feder.

„Eigenſinnig — lieblos — undankbar — o Lena —!“ Hatte er es laut geſprochen?

„An wen ſchreibſt du?“ fragte Loras Kinderſtimme. Sie war dicht zu ihm herangekommen, ſtemmte den runden Ellenbogen auf den Tiſch, legte das Köpfchen auf die Seite und ſah ihn von unten herauf ſehr ernſt an. „An wen ſchreibſt du?“ wiederholte ſie noch einmal; „an Tante Lena? Biſt du ihr bös?“

Er nickte ſtumm.

„O ſei ihr nicht bös — arme Tante Lena!?“ Die Thränen ſtanden ihr raſch in den Augen, wie vorhin bei der Erzählung von Hagar. Sie ſchüttelte den Kopf: „Du biſt nicht bös? Da iſt doch nix bös zu ſein, Väter-

chen!“ Dann lächelte ſie, daß man die kleinen weißen Zähne blitzen ſah, ihre Stimme klang ſehnſüchtig zärtlich: „Tante Lena! Schreib ihr, ſie ſoll mich bald beſuchen. Ich hab' ſie lieb!“

„Ich hab' ſie lieb,“ ſagte ſie noch einmal, der Thür zutrippelnd.

„Lieb? Lieb gehabt,“ ſprach Langen leiſe, als ſich die Thür hinter Lora geſchloſſen hatte. Dann ließ er den Kopf ſchwer auf die Bruſt ſinken und die Feder aus der Hand fallen — er konnte Lena jetzt nicht ſchreiben, wie ſie's verdiente.

* * *

Vor ihrem weiß umhangenen, gleich friſchem Schnee leuchtenden Toilettentiſch ſaß Amalie Langen. Sie kämmte ihr ſchönes Haar für die Nacht aus, gleichmäßig lang und ſchlicht hing es ihr tief über den Rücken herunter. Es ſah gut aus, wie ihre weißen Arme aus den weiten Ärmeln des Friſiermantels hervorblinkten und den Kamm durch die blonde Haarmaſſe führten. Am Hals hatte ſie ein blaues Band, das kleidete ihrer lichten Geſichtsfarbe vortrefflich.

Das Fenſter hinter den Zuggardinen war noch nicht ganz geſchloſſen, vom Garten wehte ein würziger Duft nach Reſeden und Nelken herein; Lora hatte die auf dem kahlen Fleck unten an der Hauswand gepflanzt, ſie hatte ſo darum gebeten. Frau Langen hatte ſonſt nicht viel Acht auf das Beetchen; heute atmete ſie aber doch den angenehmen Geruch mit Behagen.

Ihre Augen glänzten, ihr Geſicht trug einen weicheren

Ausdruck als gewöhnlich. Sie hatte heute viel Gutes geſchafft und trug in ſich das Gefühl höchſter Befriedigung. Sie war in der Vorſtandsſitzung des Vereins für ‚Allgemeine Mildthätigkeit‘ mit Acclamation zur ſtellvertretenden Präſidentin gewählt worden. Chefpräſidentin war die Frau Generalin von Bimmerſtein, geborene Freiin von Weimersheimb, die erſte Frau der Stadt; ſie demnach alſo die zweite — welch ein Gefühl!

Amalie gelobte ſich im ſtillen, ſich der Ehre, die ihr widerfahren, voll und ganz würdig zu erweiſen. Sie hatte ja ſo viel Zeit für die Mildthätigkeit; der Junge ging in die Schule, die Dienſtmägde verſorgten das Hausweſen, ihr Mann war auf dem Gericht, und Lora — ach, Lora, die war ein ſo bequemes Kind, die ſpielte Engelchen und erzog ſich eigentlich ganz allein.

Jetzt war das blonde Haar in zwei dicke Zöpfe geflochten, Frau Amalie ſah hübſch und jugendlich aus; da knarrte die Thür, und der Landgerichtsrat ſchob ſich vorſichtig herein.

Er war blaß und ernſt.

„Du biſt noch auf?“ fragte er erſtaunt und heftete einen verwunderten Blick auf ſeine Frau; er hatte ſie lange nicht ſo geſehen, meiſt lag ſie ſchon im Bett, wenn er kam.

„Ja,“ ſagte ſie und ſchlang ſich die Zöpfe um den Kopf. Sie ſah ihn an. „Was haſt du eigentlich, Fritz? Den ganzen Tag gehſt du verſtört herum!“

„Ich —? O nichts, nichts!“

„Doch!“ Sie ſtand auf und kam langſam näher auf ihn zu; ihre große Geſtalt ſchob ſich wie ein Boll-

werk vor ihn, er ſah ordentlich dürftig neben ihr aus. „Sage mir, was du haſt,“ wiederholte ſie, halb gebieteriſch, halb zärtlich. Die Erfolge des heutigen Tages hatten ſie erregt und merkwürdig zugänglich geſtimmt; auch kam die Neugier dazu, ſie mußte wiſſen, warum er ſolch ein verſtörtes Geſicht machte.

Sie kam auf ihren Mann zu und legte den Kopf ſchwer an ſeine Schulter.

Er ſah auf ihr blondes Haar, es glänzte und roch wohlgepflegt und wohlgebürſtet. Darunter hob ſich das hübſch geformte Ohr, und hinter dem blauen Bande der glatte, makelloſe Nacken.

„Fritz,“ ſagte ſie leiſe, dadurch wurde ihre Stimme angenehmer, „ſage mir doch, was du haſt?“ Sie lehnte ſich ſchwerer an ihn; er mußte ſich feſthalten, um nicht unter der Laſt ihres vollen warmen Körpers zu taumeln.

„Ich — ich habe nichts, gar nichts!“ Unwillkürlich ſeufzte er dabei, ſie hob den Kopf und ſtrich ihm über's Geſicht. „Laß nur, Amalie! Laß nur, ich habe wirklich nichts Beſonderes — Briefe — ein paar dumme Briefe, das iſt alles. Sprechen wir nicht mehr davon!“

„O doch,“ beharrte ſie. „Warum willſt du es mir nicht ſagen?“ Sie ließ nicht ab, zu ſtreicheln, und ſah ihm forſchend in's Geſicht mit einem durch die Müdigkeit umflorten Blick ihrer kalten Augen. „Du haſt Briefe bekommen? Natürlich aus Berlin, andere könnten dich nicht ſo verſtimmen! Du haſt von Lena geſprochen.“

„Wieſo? Zu dir doch nicht!“

„Nein — aber das Kind — Lora ſagte —“

„Du haſt das Kind ausgefragt? Amalie!“ Er ſagte weiter nichts, aber er ſchüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

Sie errötete tief, und mit dieſem Erröten ſah ſie ganz ſo aus wie damals am Sonntag im Garten an der Wupper, als er ſich über das Pulſen des Blutes unter ihrer reinen Haut freute. Er vergaß den Vorwurf.

„Sage mir, was haben ſie geſchrieben?“ bat ſie. Seinen Arm um ihre Taille ziehend, veranlaßte ſie ihn, mit ihr in der Stube auf und nieder zu ſchreiten. Ein paar Augenblicke ſprachen ſie nichts.

Langen kränkte ſich über die Neugier ſeiner Frau; das Kind ausfragen — wie konnte ſie das thun? Aber zugleich ärgerte er ſich über ſich ſelbſt, daß er ſich nicht beſſer bezwungen hatte. War er denn ganz unklug? Aber ſie drückte ſich ſo feſt an ihn; dabei war er müde und matt, der Tag hatte ihn zermürbt. Es mußte eine Wohlthat ſein, ſich ausſprechen zu können. Er hatte den lebhaften Wunſch, den Kopf an eine weiche Schulter zu legen, ſich ſtreicheln zu laſſen und dabei die Augen zu ſchließen. Er dachte gar nicht direkt an ſeine Frau, nur dieſer eine Wunſch bemächtigte ſich ſeiner, immer dringlicher und dringlicher. Er ſeufzte.

„Biſt du böſe?“ fragte Amalie. „Sage mir, was du haſt, ich will es wiſſen. Bitte!“ Bei dem ‚bitte‘ ſpitzte ſie die Lippen und küßte ihn; und nun noch einmal.

Er ſeufzte wieder aus tiefſtem Herzensgrunde; faſt gegen ſeinen Willen entfuhr es ihm: „Ja, ich habe Briefe aus Berlin!“

„Zeige ſie mir!“

Mechaniſch griff er in die Bruſttaſche und reichte ihr die Briefe.

Haſtig riß ſie ihm die Papiere aus der Hand, trat dicht an ihren Toilettentiſch und las beim flackernden Schein der Kerzen. Kein Zug in ihrem Geſicht verriet, was ſie dachte, nur ihre Lippen kniffen ſich dünn zuſammen.

„Nun," fragte ſie endlich, ohne ihren Mann anzuſehen, „haſt du hierauf ſchon geantwortet?"

„Nein; ich war ſchon dabei, aber da" — Er ſtockte. Seine Lora, die war dazwiſchen getreten, er hörte auch jetzt ihr Stimmchen: ‚Arme Tante Lena! Da iſt doch nix bös zu ſein, Väterchen' — das Kind war Lenas Fürſprecher geweſen. „Ich will mir's noch überlegen," ſagte er ausweichend, „man muß nicht in der erſten Hitze ſchreiben. Wenn ich's recht erwäge, muß ich bedenken, daß Lena falſch geleitet iſt; da iſt der Einfluß ihres Mannes — und ſie ſind beide ja noch jung, unbeſonnen, impulſive Naturen," ſetzte er entſchuldigend hinzu.

„Unbeſonnen, impulſiv?" Sie fuhr auf, durch ihre plötzliche heftige Bewegung flatterte ihr weiter Friſiermantel, die Kerzen verlöſchten. Im lauen Halbdunkel der Sommernacht ſah er ihr weißes Geſicht ſich gegenüber und ihre ſcharfumrandeten glitzernden Augäpfel. „Wie kannſt du? Wie darfſt du — wie darfſt du dir das gefallen laſſen? Es iſt unerhört!" Ihr klangloſes Organ ſteigerte ſich, ſie faßte ſeine beiden Handgelenke. „Du — du haſt mir nichts davon geſagt; du haſt ihr Geld geſchickt?!"

„Es war von meinem Gehalt," ſagte er gepreßt.

„Alſo abgeſpart?! Die Undankbare! Du biſt zu gut gegen ſie, immer zu gut geweſen. Haſt ſie immer verzogen! Aber diesmal, diesmal hat ſie dich wirklich zu ſehr gekränkt! Ich bin beleidigt in dir, ja, ſo beleidigt!“ Amalie weinte. „Was habe ich ſchon um Lena erduldet?! Mich haſt du gegen ſie zurückgeſetzt! Aber jetzt — jetzt —!“ Sie neigte ihr Geſicht ganz nah gegen das ſeine, Thränen der Wut und der Eiferſucht floſſen über ihre Wangen; auch Mitleid war wohl dabei. „Jetzt mußt du ihr einen gehörigen Brief ſchreiben, gleich morgen; er wird ihr nur zum beſten dienen. Vielleicht, daß ſie Umkehr hält in ihrem hochmütigen Sinn. Thu's, thu's!“

„Ich kann nicht,“ ſtöhnte er, „ſie iſt doch meine Schweſter. Ich habe ſie ſo lieb gehabt!“

„Lieb — lieb? Du thuſt es ja auch nur aus Liebe für ſie. Aber ſie liebt dich nicht. Ich allein liebe dich, ich!“ Mit Heftigkeit riß ſie ſeinen Kopf an ſich und preßte ihn. Er konnte kaum atmen; ein Erſchrecken lähmte ihn, er wollte ſich aufbäumen gegen die Frau — vergebens!

„Verſprich mir, daß du morgen ſchreibſt! Ich werde dir dabei helfen. Wir wollen nicht zu ſtreng ſein, uns kommt es nicht zu, zu richten. Verſprich es mir!“

Er nickte ſtumm; er konnte nicht ſprechen, ihr ſchwerer Körper laſtete auf ihm wie ein Alp. Er war ſehr müde.

Jetzt ließ ſie ihn los. „Du armer Mann,“ ſagte ſie plötzlich mit einer ſeltenen ungewohnten Weichheit — „ſo viel Undank zu erfahren! Armer!“

Da war's — Mitleid! Mitleid, das er so nötig brauchte, das er so sehr ersehnte!

Matt ließ er seinen Kopf an ihre Schulter sinken. —

Am Morgen schrieb Landgerichtsrat Langen an seine Schwester einen Brief, der diese im Innersten treffen mußte; Bredenhofers that er darin keinerlei Erwähnung, er schwieg ihn tot. Als er selbst sein Schreiben zur Post trug, stand er ein paar Momente in tiefem Sinnen vor dem Kasten, dann plötzlich — als verbrenne ihm der Brief die Finger — ließ er ihn hineinfallen.

„Aus," sagte er traurig, als er mit hastigem Schritt von dannen ging.

XII.

Magdalene Bredenhofer stand vor dem Spiegel und setzte sich einen großen schwarzen Hut mit Federn auf; die nickten in ihr blasses Gesichtchen und gaben ihm einen eigentümlichen Reiz. Auf der Leipzigerstraße in einem eleganten Schaufenster hatten sie gestern den Hut gesehen; er war nicht billig, aber Richard bestand darauf, ihn zu kaufen.

„Er wird dich kleiden," sagte er zu seiner Frau, „er ist durchaus malerisch. Und die Federn kannst du ja immer gebrauchen. Jetzt, wo mein Bild auf der Ausstellung ist, brauchen wir überhaupt nicht ängstlich zu sein. Avanti, Avanti! Ich will auch, daß du morgen hübsch bist!" Er drängte sie in den Laden hinein, und sie hatte sich ganz gern drängen lassen.

Nun kam sie sich selbst hübsch in dem Hut vor; auch das weiße Wollkleid, noch von ihrer Mädchenzeit her,

ſtand ihr gut. Nur rötere Wangen hätte ſie haben müſſen und ein glücklicheres Leuchten in den Augen. Sie neigte ihr Geſicht nah an das Glas und betrachtete ſich prüfend. Die dunklen Schatten unter den Augen, die leicht geröteten ſchweren Lider kamen von durchwachten Nächten, von heimlich vergoſſenen Thränen.

Die letzten vierzehn Tage hatte Lena wenig geſchlafen. Nachts lag ſie wach im Bett, die Hände auf der Bruſt gefaltet, mit weiten Augen in's Dunkel ſtarrend. Sie dachte immer und immer nur an ihren Bruder. Das hatte ſie nicht geglaubt, daß er ihr ſo zürnen würde; das hatte ſie nicht gewollt! Wie ein Peitſchenſchlag hatte ſie jedes ſeiner kalten Worte getroffen — hinter dieſen Zeilen war nichts mehr von Liebe — nein, er hatte abgeſchloſſen mit ihr, er fand ſie undankbar! Erſt hatte ſie die Tragweite ſeines Briefes gar nicht ſo begriffen; als Richard ihr denſelben mit einem verlegenen Lachen in den Schoß ſchleuderte, hatte ſie auch gelacht, im Trotz. Als die Mutter, der der Sohn ebenfalls geſchrieben, dieſen Brief nicht zeigen wollte, ſondern nur bitterlich weinte, war ſie ungeduldig geworden. Aber jetzt, mit jedem Tage mehr, empfand ſie, was ſie angerichtet hatte.

‚Ich mache einen Strich unter die Vergangenheit', hatte Langen geſchrieben. ‚Möchteſt Du Dein Glück finden, ich werde mich freuen, durch dritte davon zu hören. Direkt ſind wir wohl fertig miteinander'.

„Aus," ſagte ſich Lena und reckte die Hände im Dunkeln empor und weinte. Sie biß die Zähne zuſammen, um nicht laut zu ſchluchzen — nur Richard nicht ſtören! Er wurde heftig, wenn er ihre Thränen

ſah, er wollte es nicht begreifen, warum ſie ſich ſo alterierte; allein in ihm ſollte ſie Genüge finden und nach nichts Anderem fragen. Selbſt für ihre Kunſt hatte er nicht mehr das feurige Intereſſe; er dachte nur an ſein Bild, ſprach nur von ſeinem Bilde. Lena mochte kaum mehr ſingen, wozu auch? Sie brachte es ja doch zu nichts, ſelbſt die Begleitſtunden hatte ſie nicht annehmen dürfen; nun war der Profeſſor böſe. Aus — alles aus!

Mit einem müden gleichgültigen Blick wandte ſich Lena vom Spiegel ab — wozu ſich noch anſtarren? In dieſem weißen Kleide hatte ſie als Mädchen oft geſungen und Beifall geerntet, ſtolze Hoffnungen, fröhliche Erwartungen hatten ihr darin die Bruſt geſchwellt; jetzt hätte ſie ſich's vom Leibe reißen mögen. Sie hatte ſo gar keine Luſt auszugehen; ob ſie nun die fremde Signora kennen lernte, von der Doktor Reuter ſo viel Weſens machte, oder nicht. Könnte ſie allein zu Hauſe bleiben, welche Wohlthat!

Die Thür des Schlafzimmers klappte; Bredenhofer trat jetzt ein, den Hut ſchon auf dem Kopf, Spazierſtöckchen und Handſchuhe in der Hand.

„Biſt du fertig, Schatz?" fragte er fröhlich. Ein Lächeln lag ihm auf den Lippen, er ſah luſtig und unternehmend aus. „Wie gut dir der Hut ſteht! Können wir nun gehen?"

„Könnte ich nicht lieber hier bleiben?" ſagte Lena; ein unüberwindbarer Widerwille gegen Luſt und fröhliche Menſchen überkam ſie. „Laß mich hier — ich bin nicht wohl — ich bin nicht in der Stimmung — ich —" Sie brach in Thränen aus.

„O!“ Ein beſorgter Blick des Mannes ſtreifte die junge Frau. „Launen, Lena? Oder am Ende gar —?“ Er zog ſie an ſich. „Du biſt in letzter Zeit ſo gereizt und ungleich, pimpelſt oft,“ ſetzte er angſtvoll hinzu — „um Gotteswillen, Lena, das wäre ſchrecklich, das könnten wir ſchlecht brauchen!“ Er fuhr ſich mit einer nervöſen Bewegung durch's Haar.

„O nein, hab' keine Angſt,“ ſagte ſie kalt und trat zurück. Ein dunkles Rot ſtieg ihr über Stirn, Wangen und Hals. ‚Er verſteht dich nicht‘, flüſterte es mit Bitterkeit in ihrem Innern, ‚er hat keine Ahnung, daß du um den Bruder trauerſt‘.

„Ich kann ja auch mitgehen,“ meinte ſie tonlos, „es iſt mir am Ende ganz egal.“

Auf der Straße bot er ihr den Arm. Schlank und elegant ſchritten ihre Geſtalten dicht nebeneinander über's Trottoir. „Welch hübſches Paar!“ ſagte irgend jemand hinter ihnen; Lena hörte es, aber ſie freute ſich nicht mehr darüber.

Schon ſeit längerer Zeit hatte man auf Reuters Veranlaſſung mit Signora Perriccioni am dritten Orte zuſammentreffen wollen; der Kunſtmäcen war ganz begeiſtert von dieſem neueſten Stern und wollte ihn durchaus mit ſeiner allerneueſten Entdeckung — Bredenhofer als Malergenie — bekannt machen. Draußen am Lehrter Bahnhof, in der Kunſtausſtellung, ſollte man ſich heute finden. Nicht um Bilder zu ſehen, Gott bewahre! Die eigne Leiſtung beſchäftigt einen doch immer mehr als fremde Leiſtungen; aber man wollte im Parke ſitzen, den Tanzweiſen der ungariſchen Kapelle lauſchen und ſich beim

Plätſchern der Springbrunnen und dem Summen der vorüberflutenden Menſchheit amüſant unterhalten.

„Du ſollſt mal ſehen, Lena,“ ſagte Bredenhofer, „wir werden uns ſchon gut amüſieren. Ich bin ſchon jetzt fidel!“

In der That, man ſah's ihm an, er wippte mit dem Stöckchen durch die Luft, und ſeine Augen blickten ſo klar und leuchtend in den reinblauen Septemberhimmel, wie ſie es lange nicht gethan.

„Kutſcher, zum Ausſtellungspark!“ rief er und hob ſeine Frau an der nächſten Straßenecke in eine Droſchke erſter Klaſſe.

Sie rollten durch die belebten Straßen und dann durch den Tiergarten und an Häuſern und Gärten vorbei, in denen Roſen blühten und ſmaragdgrüner friſchgeſprengter Raſen duftete.

„Es iſt doch köſtlich hier!“ Bredenhofer drückte Lenas Hand. „Eine Seligkeit, ſo mit dir zu fahren! Du ſiehſt ſo hübſch aus! Ich liebe dich unſäglich!“

„Warum nicht gar?!“ Sie mußte lächeln und ihn anſehen; ja, es war nett, ſo zu fahren! Die ſchweren Gedanken konnten ſo ſchnell nicht mit; die raſch durchſchnittene Luft fächelte das Geſicht angenehm und machte die Lider kühl und leicht.

„Wenn ich das Bild verkauft habe,“ ſagte er, „dann fahren wir öfter ſpazieren; ich ſehe nicht ein, warum wir uns das nicht leiſten ſollen.“

Sie nickte ihm zu.

Guter Laune kamen ſie im Ausſtellungspark an, Reuter empfing ſie ſchon dort. Er bot Lena den Arm

und führte ſie durch's Gedränge. „Kommen Sie nur! Die Perriccioni iſt ſchon da, wir ſitzen vor Bauer. Nun ſollen Sie aber mal was ſehen!“ Mit triumphierender Miene führte er ſie auf einen Tiſch zu, an dem eine Dame und ein Herr ſaßen. „Geſtatten Sie, Signora: Meine lieben Berliner Freunde, Herr und Frau Richard Bredenhofer. Er, ausgezeichneter Maler, ſie, eine kleine Nachtigall — Signora Perriccioni, unſere göttliche, unvergleichliche, berückende Diva! Und Signor Lavallo!“

Lena war ſehr enttäuſcht. Alſo das war die Perriccioni, von der Reuter ſchwärmte und die Zeitungen voll waren?! Eine rundliche, nicht mehr junge Perſon mit ſtarken Hüften, eng zuſammengeſchnürter Taille und gelbem Teint; nur die Augen waren wunderbar, funkelnde ſchwarze Kohlen und ſammetweich. Lena fühlte ſich einigermaßen betroffen, die Sängerin empfing ſie mit überſprudelnder Herzlichkeit, als begrüße ſie eine langjährige Bekannte. Auch Signor Lavallo, der Begleiter der Perriccioni, that das ſeine; er beugte ſich über die Hand der jungen Frau und küßte ſie.

Eine Unterhaltung war bald in Fluß. Lena mußte ſich eingeſtehen, es plauderte ſich gut mit den Italienern, die Signora hatte doch einen entſchiedenen Reiz. Alles an ihr ſprach, die Lippen, die Hände, die Augen, und wenn ſie lachte, zeigte ſie perlweiße, tadelloſe Zahnreihen. Sie war ein luſtiger Vogel, frei, ohne frech zu ſein; mit großer Grazie ſchlürfte ſie ihr Eis und ſteckte ihre Cigarette an der Bredenhofers an. Die beiden ſchienen ſich überhaupt gut zu verſtehen; Lena hatte ihren Mann kaum je ſo geſehen, er war von einer über-

ſprudelnden Heiterkeit, pfiff die Weiſen des Orcheſters leiſe nach und zeichnete auf den Rand des Muſikprogramms die Karikaturen der vorüberwandelnden Menſchen.

Reuter rieb ſich die Hände, er fühlte ſich ſtolz als Urheber dieſer fröhlichen Zuſammenkunft. „Ja, Künſtlernaturen," rief er, „Künſtlernaturen finden ſich zu Waſſer und zu Land! Proſit — es lebe die Kunſt!" Sie ſtießen mit ihren Kaffeegläſern an, die Signora klingelte mit ihrem Eislöffel.

„Bald mit etwas Beſſerem, proſit!" Bredenhofer führte ſein Glas an den Löffel der Signora. „Wir werden nachher für edleren Stoff ſorgen!"

„O," ſagte die Signora, „das gefällt mir. Wir werden nachher Sekt trinken; ich trinke Sekt ſehr gern!"

Sie war von einer unglaublichen Naivetät; und deutſch ſprach ſie, es war erſtaunlich!

Signor Lavallo verhielt ſich ziemlich ruhig; er hatte einen ſchwermütigen Augenaufſchlag und eine ſchlanke, durchſichtige Hand, am kleinen Finger der Rechten funkelte ein prachtvoller Brillantring. Wer war eigentlich dieſer Lavallo, wie kam er zu der Sängerin und ſie zu ihm?

Lavallo hier — Lavallo dort! Die Perriccioni behandelte ihn wie ihren Sklaven, und doch hing ſie an ſeinem Blick. Sprach er mit Lena, ſo folgte ſie geſpannt der Unterhaltung, wenn ſie auch ſelbſt, anſcheinend intereſſiert, plauderte; endlich ſchien ſie ſich zu überzeugen, daß die junge Frau ungefährlich ſei, ſie widmete ſich ganz

Bredenhofer und Reuter und drehte dem anderen Paar faſt den Rücken.

„Sie ſind auch Sängerin?“ fragte Lavallo mit einem Augenaufſchlag, als ſpräche er von dem ſchwerſten Kummer der Welt. „Sie ſingen ſchön?“

„O, das weiß ich nicht — das heißt, ich —“ Lena lächelte verwirrt, es widerſtrebte ihr, zu ſagen: ‚Ja, ich ſinge ſchön‘, und doch hätte ſie's um alles nicht verneinen mögen.

„Sie ſingen gewiß ſchön,“ beharrte er. „Sie haben Augen, die von Muſik reden. O,“ wehrte er ab, „ſagen Sie nichts, ich kenne das. Ich habe nicht umſonſt viele Sängerinnen entdeckt. Fragen Sie Signora Perriccioni, was ſie war, ehe ich ſie fand — gar nichts! Eine Sache, weiter nichts; jetzt iſt ſie eine Perſon.“

Lena ſah ihn erſtaunt an, er redete von der Signora als von ſeinem Werk, und doch war ſie die Berühmte, und wer kannte ihn?

Als erriete er ihre Gedanken, ſagte er jetzt: „Das iſt nun einmal ſo, die Künſtlerin erntet die Lorbeern und der Impreſario wird vergeſſen. Bella, iſt es nicht ſo?“ Er legte vertraulich die Hand auf den Arm der Perriccioni; dieſe fuhr herum und ſah ihm mit einem langen Blick in die Augen. Sie ſprachen italieniſch miteinander, ſo raſch, daß Lena nicht folgen konnte, ein Gewirr von weichen ſangbaren Lauten ſchlug an ihr Ohr. Die beiden ſchienen ſehr vertraut.

Nun wandte ſich Lavallo wieder zu der jungen Frau. „Dieſer alte Mann,“ er nickte nach Reuter hin — „o, er iſt ein Kunſtkenner, ein weiſer Mann! — Hat mir

viel von Ihnen erzählt, Madame. Ich möchte Sie ſingen hören. Ich gehe von hier nach Petersburg, ich ſtelle eine Truppe zuſammen, mit der ich dort konzertiere. In Petersburg, Moskau und allen großen Städten; auch in Warſchau auf dem Wege dorthin. Ich brauche noch eine Junge, Schlanke, die Volksliedchen ſingt, deutſche, rührende Volksliedchen, bei denen die Leute weinen. Sie braucht nicht viel zu können; nur das muß ſie haben, das" — er bückte ſich wieder und küßte ihre Hand — „was Sie haben!"

Sie war halb erſchrocken, halb geſchmeichelt. „Aber Signora Perriccioni — nehmen Sie die doch mit," ſtotterte ſie.

Er lächelte ſchwermütig. „Sie hat für Monate eine, eine — ſagen wir, ‚Abhaltung' in Deutſchland; ich hole ſie erſt wieder, wenn ſie genug hat. Sie ſingt auch keine Volkslieder, ſie iſt eine viel zu große Künſtlerin. Was wollen Sie? Sie weiß viel, zu viel. Kleine Lieder kann nur ſingen, der eine weiße Seele hat, wie Sie, Madame!" Er ſah ſie zärtlich bewundernd und zugleich kühl und abwägend an mit ſeinen matten, traurigen Augen.

Lena fühlte eine entſchiedene Sympathie für den Mann; er erſchien ihr wie einer, der ſchon viele Enttäuſchungen hinter ſich hat.

„Wann kann ich Sie ſingen hören, Madame?" fragte wieder ſeine weiche einſchmeichelnde Stimme.

Sie ſah unſchlüſſig in ihren Schoß und dann zu ihrem Mann hin; er beachtete ſie nicht, ſo vertieft war er in die Unterhaltung mit der Signora, ſie konnte ſich

nicht mit ihm in Einverſtändnis ſetzen. „Wenn Sie zu uns kommen wollen,“ ſagte ſie halblaut und verlegen, „dann will ich Ihnen gern vorſingen. Bitte, beſuchen Sie uns, mein Mann wird ſich freuen!“

„Dank, tauſend Dank!“ Er gebärdete ſich wie einer, dem ein großer Gnadenakt zu teil geworden. Mit einer Devotion ſondergleichen verneigte er ſich vor ihr. „Ich werde kommen, es müßte denn die Erde vergehen!“ Er legte die Hand auf's Herz: „Bei den Heiligen, ich ſchwöre es! Madame, ſingen Sie Volkslieder oder kleine Lieder, bei denen man weinen muß?“

Sie beachtete nicht, daß er ſie prüfend taxierte. Ein liebliches Rot färbte ihre Wangen, es that ihr wohl, daß ſich jemand ſo warm für ihre Kunſt intereſſierte. Sie hatte das ſo lange entbehrt. Mit haſtigem Atem und einem begeiſterten Blick in den Augen ſprach ſie von der Muſik. Sie fragte ihn: „Kennen Sie dies, kennen Sie das?“ Und wenn er's nicht kannte, was meiſtens der Fall war, ſo ſummte ſie ihm die Melodie vor und ſprach leiſe die Worte. Sie empfand mehr Freude als ſeit lange, lange.

Es ſaß ſich ſo ſchön hier beim kühlen Waſſer, umrauſcht von den Klängen einer temperamentvollen Muſik. Die Menge zog vorüber und doch war ſie weitab. Kleiderrauſchen, Kiesknirſchen, Sprechen und Lachen klangen wie hinter einer Nebelmauer.

Die da oben fiedelten und fiedelten! Die Geſtalt des Dirigenten beugte ſich hin und her wie ein Rohr im Wind, jedes Glied an ihm lebte, jeder Zoll war Muſik. Er holte weitaus mit dem Arm, ſchleuderte ihn hin und

her und warf ſich vornüber, daß die ſchwarze Mähne ihm in's Geſicht fiel. Und nun kam der Mond hervor, voll und ſilbern, beſchämte das elektriſche Licht, übergoß die braunen Muſikanten und ſpiegelte ſich blendend in jeder Perle des Springbrunnens.

„Zauberhaft," ſagte Bredenhofer. „Man kann die weite Pußta ſehen und die braunen Geſtalten darauf. Die Zigeuner fiedeln und klagen, das Feuer unter'm rauchigen Keſſel brennt, und die Sterne bleiben am Himmel ſtehen. Jetzt Tanzen und Jauchzen. Das Leben iſt doch ſchön! Es lebe!"

„O ja," flüſterte Lena und ſuchte unter'm Tiſch die Hand ihres Mannes. Sie hatte keinen Tropfen Wein im Glas gehabt, und doch war ſie wie berauſcht. Die Mondnacht und die Zauberklänge hatten das gemacht und das ganze wunderbare Entrücktſein vom alltäglichen Leben und dem Kummer der letzten Wochen. Der Springbrunnen rauſchte ein ſanftes Adagio, ein Schlummerlied in Moll. Der Menſchen waren weniger geworden; ab und zu ein flüſterndes Pärchen im Mondſchein raſch vorübergleitend und dunklere Büſche ſuchend. Ein leiſer Nachtwind raſchelte in den Bäumen und ſäuſelte heran, einen Duft von Heliotrop und Grün mit ſich bringend. Es war wie im Märchen.

Die Zigeuner ſpielten ſchmelzender und ſchmelzender, Lenas Augen glänzten im Mondſchimmer wie die eines ſeligen Kindes; jetzt gedachte ſie nicht mehr ihres Schmerzes. Es war wunderſchön, ſo zu leben — wunderſchön!

Sie fuhr zuſammen, die Signora hatte genieſt. Jetzt ſagte die: „Es wird kühl; morgen ſinge ich die

Traviata. Ui Jegerl, i krieg' a Schnupfen," ſetzte ſie plötzlich im unverfälſchteſten Wieneriſch hinzu.

Die anderen lachten, die kleine Geſellſchaft erhob ſich. Lavallo ſtürzte wie ein Unſinniger auf die Sängerin zu und hing ihr einen dicken koſtbaren Shawl um. Er zog ſie am Arm eilig mit ſich fort, immer bemüht, ihr mit ſeiner Geſtalt den augenblicklich ſtärker wehenden Wind abzufangen.

„Da geht er hin," ſagte Reuter, „und ſchützt ſeine koſtbare Pflanze vor'm Nachttau. Ja, das iſt ein famoſer Kerl, der Lavallo! Der verſteht's. Ein Impreſario, wie ihn ſich keine beſſer wünſchen kann! Und dabei nicht herriſch. Die Perriccioni —" er näherte ſeinen Mund dem Ohr Bredenhofers und flüſterte; dann ſchloß er laut: „Sie ſehen, er iſt ſehr bequem; er tritt vom Schauplatz ab und iſt wieder da, wenn er gebraucht wird. Die Sache mit dem Fürſten dauert ja nicht lange, die Perriccioni iſt ein Zugvogel, ſie hält's ſelbſt in höchſten Feſſeln nicht aus. Brillanten hat ſie, ſage ich Ihnen, Brillanten — die thun's ihr nicht mehr an!"

Sie waren am Ausgang angelangt. „Und nun mein Sekt?" fragte die Perriccioni und blinzelte mit ihren Kohlenaugen.

Auch Reuter war noch nicht für die Trennung, am allerwenigſten Bredenhofer. Er machte ſich mit Grazie zum maître de plaisir, winkte zwei Droſchken heran und forderte die Geſellſchaft auf, einzuſteigen.

„Ich bitte die Herrſchaften, meine Gäſte zu ſein. Es iſt ein ſchöner Abend, und wir ſind nur einmal jung! Sei vergnügt," raunte er ſeiner Frau zu. „Reuter ſagt

mir, mein Bild gefalle ſehr; es iſt ſo gut wie verkauft. Freue dich!“

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen ſie in dem kleinen verſteckten Weinreſtaurant in der Nähe der Linden; Bredenhofer kannte es von ſeiner Junggeſellenzeit her.

Die Perriccioni verſtand zu trinken, und Appetit hatte ſie — erſtaunlich! Es war allerliebſt, wie ſie mit ihren weißen Zähnen die Krammetsvögel zerknabberte, und bei der Gänſeleberpaſtete verſicherte, ſie hätte ſich noch nie den Magen verdorben. Sie nippte nicht vom Champagner, ſie goß den ganzen Kelch auf einen Ruck hinunter; man ſah gar nicht, daß ſie ſchluckte. Sie wurde ungemein drollig, überſtürzte ſich in Theatergeſchichten, die ſie mit Geſten und funkelnden Augen vortrug; dabei war ſie nicht frivol, ſondern von der ungezogenen Ausgelaſſenheit eines anmutigen Kindes. Man konnte ihr nicht böſe ſein, die ganze Perſon wurde jünger und reizender.

„Das iſt das Genie,“ flüſterte Reuter verzückt. Bredenhofer zog ſeinerſeits auch alle Schleuſen auf. Er ſekundierte der Diva, er wurde ganz der ſorgloſe luſtige Menſch, als den Lena ihn kennen gelernt. Eine plötzliche Verliebtheit in ihren Mann überkam ſie. Wie er daſaß, die ſchlanke Geſtalt nachläſſig hintenüber gelehnt, mit der weichen Hand die Haare zurückſtreichend, jung, hübſch, ſprühendes Leben in den Augen, auf dem ſchmalen Geſicht einen geiſtreichen Zug! Sie hätte ihn küſſen mögen; ſie zog ihren Stuhl näher an ihn heran.

Er nickte ihr zu, und dann legte er zärtlich den Arm um ihre Schultern. „Verzeihen die Herrſchaften,

ſagte er in kläglichem Ton, „aber ich verhungere und verdurſte hier!“

Sie ſahen ihn erſtaunt an.

„Ich halt's nicht mehr aus, ich muß meiner Frau einen Kuß geben,“ fuhr er übermütig fort, „ich hab' ſie zu lieb!“

Allgemeines Gelächter.

„O, ihr Glücklichen,“ rief enthuſiaſtiſch der alte Reuter, „ihr Glücklichen, ihr habt euch lieb!“ Mit ſchwimmenden gerührten Augen ſah er das junge Paar an. „O ihr, ihr! Alle Charitinnen euch hold — und Muſen — und Amor, der lächelnde Knabe — und —“ Er wurde von Bewegung übermannt. Beim dritten Glaſe Sekt ſtellte ſich dieſe Bewegung regelmäßig ein; bei einem ſo begeiſterungsvollen Gemüt braucht es nicht viel zum Überfließen.

Die Signora lachte laut auf und warf ſich gegen Lavallo. Sie drückte ihm einen ſchallenden Kuß auf den Mund. „I muß dir a Buſſerl geben,“ rief ſie, „der Reuter is zu komiſch!“ Sie lachte, daß ſie ſich ſchüttelte und ihr die Thränen über die Wangen liefen. „Weißt du noch, Lavallo, wie du mich aufgegabelt haſt? Ein Waſchermadel in Margareten, weiter nichts; nur einen Kattunfetzen auf dem Leib und Sonntags noch ein paar Ohrringel! Da hab' i auch glaubt, das Liebhaben macht's — macht glücklich — Diavolo!“ Sie legte die geſpreizten Finger an die Naſe: „Pah!“

Lavallo blieb unverändert ernſt, mit ſeinen ſchwermütigen Augen ſah er die Signora an; es war ihm entſchieden nicht angenehm, daß ſie ſo aus der Schule

plauderte. „Bella,“ ſagte er mahnend und drückte ihren Arm.

Sie lachte ihr ſchönes helles Lachen, das ſo ſorglos von den Wänden widerhallte. Und dann ſprachen ſie italieniſch miteinander, halblaut, blitzgeſchwind, daß kein anderer der Unterhaltung folgen konnte.

Lena ſtarrte mit großen Augen die Signora an — alſo ein Wiener Waſchermadel, weiter nichts, daher auch das flüſſige Deutſch! Und in den Berliner Zeitungen ſtand ſchon lange vor dem Eintreffen der Diva die romantiſche Geſchichte eines verarmten altitalieniſchen Fürſtengeſchlechts, deſſen einzig übriggebliebener Sproß jene Sängerin ſei, die den Adelsnamen abgelegt, ſtatt deſſen aber den Adel des Genies auf der Stirn trage.

„Ja, Signor Lavallo verſteht's,“ lachte Reuter, „der kann eine groß machen!“

Lena wurde blaß und rot; wie ein Blitz ſchoß es ihr durch's Innere und erhellte alle dunklen Wünſche und Hoffnungen. Sie war wie geblendet. Wenn der Mann etwas für ſie thun wollte! Er ſchien ſich zu intereſſieren. O, ſie wollte ihm vorſingen mit aller Kraft ihres Könnens und ihrer Seele! Wenn er ſie mitnahm auf ſeine Tournee, ſie zur großen Sängerin machte — wenn ſie wiederkam, bekannt, gefeiert, glänzend honoriert! O, da würden die Verwandten andere Saiten aufziehen, und das pekuniäre, kleinliche Sorgen, das den Mut lähmt und den Hoffnungen die Flügel knickt, würde ein Ende haben! Sie ſah verſtohlen ihren Mann von der Seite an — was würde der ſagen? Er mußte ſtolz, ſtolz auf ſie ſein, ſich freuen. Ach, ſie that's wirklich

nicht aus Eitelkeit, aus Ruhmſucht; ſie that's aus Liebe zu ihm und zur Kunſt. Sie that's aus einem dunklen Drang, herauszukommen aus Verhältniſſen, die ſie bedrückten.

Mit einem Seufzer kniff Lena die Augen zu; ſie wollte nichts mehr ſehen, die Perſpektive der Zukunft erſchien ihr zu glänzend und die Gegenwart plötzlich dunkler als dunkel. Ihr ſchwindelte; ſie griff mit der Hand um ſich und klammerte ſich an die Tiſchkante.

„Fehlt Ihnen etwas, Frau Lena?"

„Oh, madame!"

„Um Gottes willen, Lena!"

Wie hinter einer dicken Wand hörte ſie das Lachen der Signora erſterben, ſie fühlte ſich vom Arm ihres Mannes umfaßt — alles dunkel, alles dunkel — es ſtieg ihr ein Knäuel in den Hals, würgte ſie und ließ ſie nur zitternd und mühſam atmen.

„Oh" — ſie holte ſtöhnend Atem. Jetzt ſah ſie wieder. Langſam wich die Angſt, es wurde ihr beſſer.

„Haſt du mich erſchreckt, Lena!" Bredenhofer ſah ihr mit einem eigentümlich unruhigen, forſchenden Blick in das blaſſe Geſicht. „Trink einmal!" Er hielt ihr das Weinglas an den Mund.

Mit Ekel ſtieß ſie es zurück. „Ich kann nicht trinken," ſagte ſie mühſam, und dann zwang ſie ſich zu lächeln. „Ich danke, es geht mir wieder ganz gut!"

Aber es wollte doch keine rechte Fröhlichkeit mehr in Fluß kommen; die Diva gähnte, und Bredenhofer machte ein verſtörtes Geſicht. Nur Reuter ſäuſelte

in seinem Enthusiasmus fort; es war ihm gar nicht nach Wunsch, daß die anderen schon aufbrachen.

Lena atmete erlöst, als ihr draußen die Nachtluft um die Schläfen wehte. An der Ecke der Linden trennte man sich.

„Also, Madame, ich werde von Ihrer Erlaubnis Gebrauch machen," flüsterte Lavallo bei seinem Handkuß. „Bald, sehr bald — o welcher Genuß, Sie zu hören!" Er legte die Hand auf die Brust, klappte die Augen melancholisch auf und zu und verbeugte sich tief und feierlich.

„Was wollte der Mensch?" fragte Bredenhofer seine Frau, als die perlende Lachsalve der Signora hinter den Bäumen verklungen war und auch Reuter sich verabschiedet hatte.

„Er will uns besuchen," antwortete sie mit einem leichten Herzklopfen, „er will mich singen hören."

„So," sagte er gleichgültig, wippte mit dem Stöckchen und sah den breiten Mondstrahlen nach, die sich über Firste und Wände ergossen und in silbernem Strom über's Trottoir fluteten.

Seine Gleichgültigkeit war ihr unangenehm, mit Schmerz empfand sie's, er hatte nicht mehr die alte Teilnahme für ihre Kunst. „Jawohl," beharrte sie mit einiger Gereiztheit, „er will mich singen hören, er zeigt eben großes Interesse. Vielleicht, daß er mich engagieren will für seine Tournee nach Rußland." Mit gespannter Miene sah sie ihren Mann an — was würde er sagen?

Bredenhofer lachte laut auf. „Warum nicht gar? Haha, Unsinn!"

Sein Lachen beleidigte ſie; ſie antwortete nichts darauf, aber ſie ging ſtumm und verſtimmt an ſeinem Arm weiter. Ohne Glanz glitt ihr Blick über die einſame, nachtſtille Straße und dann hinauf zum Himmel. Die Sterne konnten ſich nicht geltend machen neben dem vollen, alles überſtrahlenden Mondlicht, ſie blinzelten und zitterten; aber da — da — der eine zuckte und wackelte, und nun ſchoß er wie ein goldener Funke hinab in's Bodenloſe. Eine Sternſchnuppe.

Lena drückte raſch die Hand auf's Herz — jetzt etwas wünſchen, ſchnell einen großen heißen Wunſch, und er war erfüllt! Es fiel ihr nichts ein.

Da — der Stern war längſt gefallen.

XIII.

Lena ging hocherregt in ihrem Zimmer auf und nieder. Der Flügel ſtand geöffnet, Notenblätter waren zur Erde geweht unter den zurückgeſchobenen Klavierſtuhl.

Hier, hier war er aufgeſprungen in hellem Entzücken, hatte ihr begeiſtert die Hände geküßt und, ſeine Melancholie ganz vergeſſend, enthuſiaſtiſch gerufen: „O dieſer charme — Madame, Sie ſind ganz, was ich ſuche!“

Die junge Frau hielt mit dem Auf- und Niedergehen inne; ſie blieb ſtehen, preßte beide Hände an ihre glühenden Wangen und ſtarrte wie traumverloren zu Boden. In ihren Ohren klangen ſeine Worte nach, er hatte ihr ſo viel Angenehmes und Schönes geſagt; mit lechzenden Lippen hatte ſie ſeine Anerkennung eingeſogen — ah, that das gut!

Sie ſah ſich ſchon auf dem Podium, zu Füßen die

lauſchende Menge. Laute der Bewunderung, auch in fremder Sprache verſtanden, ſchlugen an ihr Ohr. Wie ſie klatſchten! Welch ſeliges Gefühl, ſich dann zu verbeugen!

„Sie müſſen ein einfaches weißes Kleid tragen, ganz ſimpel, ganz ſchlicht, und das Haar ſo, ſo!“ Mit einer raſchen Handbewegung hatte ihr Lavallo die Locken wild in die Stirn geſtrichen; dann wies er lang den Rücken hinunter: „Und Zöpfe, ganz echt, ganz deutſch! Sie heißen ‚Fräulein‘, wir machen das ſo, das iſt beſſer; niemand giebt Ihnen mehr als ſechszehn. O, Sie werden wirken!“ Er hatte ſich die Fingerſpitzen geküßt und dann ſeinen ſchwermütigſten Augenaufſchlag gethan. „Sie rühren!“

Eine unbeſchreiblich freudige Erregtheit durchzitterte Lenas Nerven; ein Gehobenſein war in ihr, das ſie alles Nächſtliegende vergeſſen ließ. Sie lief wieder in der Stube umher mit den flüchtigen Schritten eines Rehes, ſie rückte hier, ſie rückte dort, kroch unter's Klavier und las die Notenblätter zuſammen, und wußte doch ſelbſt nicht, was ſie that.

Sie zog die Schublade im Schreibtiſch auf, in der ſie ihre Wirtſchaftskaſſe verwahrte, und zählte und zählte; es waren nur wenige Groſchen mehr drin, aber was machte das? Bald, bald hatte das ängſtliche Rechnen ein Ende! Lavallo ſchlug glänzende Bedingungen vor. Ihre Bruſt hob und ſenkte ſich raſch unter einem befreienden Atemzug — wenn doch Richard nach Hauſe käme! Er war in den Kunſtſalon Unter den Linden gegangen, wo ſein Bild aushing.

Jetzt kam er; sie hörte seinen Tritt auf der Treppe, lief und riß rasch die Entreethür auf. Verwundert sah er sie an.

„So heiß, so rot, Lena?“

Sie hing sich an ihn und zog ihn in die Stube; in ihrer Herzensfreude wartete sie nicht, bis er Hut und Stock abgelegt hatte, sie sprudelte ihm gleich die ganze Geschichte entgegen.

Mit hochgezogenen Augenbrauen hörte er sie an, dann tippte er sie auf die Stirn: „Lena, Schatz, ist's da drinnen nicht ganz richtig? Was — mit Lavallo nach Petersburg? Haha!“ Er lachte, wie er vorgestern nacht auf der Straße gelacht hatte.

Sie ließ sich nicht beirren; mit der größten Ernsthaftigkeit trug sie ihre Sache vor, die Wiederholung machte ihr die Aussicht noch reizvoller. Wie eine Landschaft bei öfterem Sehen immer neue Schönheiten offenbart, so war es mit Lavallos Vorschlag; sie verliebte sich mehr und mehr in denselben. „Und denke,“ schloß sie mit hochroten Wangen, „wenn was aus mir wird! Wie wird das unsere Verhältnisse aufbessern und uns den Verwandten gegenüber eine andere Position geben! Ach, Richard, ich freue mich so!“ Sie drückte seine Hand gegen ihr klopfendes Herz.

„Und du denkst, ich werde dich gehen lassen?“ murrte er zwischen geschlossenen Lippen. Das Rot des Unmuts stieg ihm in die Stirn und färbte seine Wangen mit ein paar abgezirkelten Flecken.

Sie sah ihn groß an. „Du wirst — du mußt — natürlich!“

Jetzt lachte er wieder, aber es war nicht das Lachen ungläubigen, gutmütigen Spottes, eine böse Gereiztheit klang durch. „Niemals," ſagte er, „niemals. Das ſind Verrücktheiten; du biſt meine Frau und gehörſt zu mir. Wenn der Lavallo noch einmal kommt, weiſe ich ihm die Thür. Ich werfe ihn hinaus," ſetzte er heftig aufbrauſend hinzu.

„Das wirſt du nicht thun," rief ſie außer ſich.

„Ich thue es!"

„O du!" Sie hob leidenſchaftlich die Hände. „Willſt du mich einſperren? Gieb mir meine Kunſt wieder, meinen Geſang, meine frohen Mädchenſtunden! Meinen Bruder haſt du mir genommen, mein — mein — und jetzt auch —" Sie brach ſchluchzend ab.

„Sprich es aus," ſagte er heiſer und faßte ihre Handgelenke. „Was hab' ich dir genommen? Deinen Bruder und dein — dein —" er drückte feſter — „ſag's!"

„O nichts, nichts!" Sich beſinnend ſah ſie in ſein Geſicht; es blickte ſie an mit einem Ausdruck unbeſtimmter, zerfahrener Qual.

Er ließ ihre Handgelenke los und wandte ſich ab. „Du willſt es mir nicht ſagen, aber ich weiß es — ich habe dein Glück genommen!" Mit ſchleppendem Schritt ging er zur Stubenthür; er ſah aus wie ein alter Mann, ſo unſicher die Beine, ſo haltlos der Rücken.

„Richard, Richard!" Sie ſtürzte hinter ihm drein mit jammervollem Weinen, ſie hielt ſeinen Rock feſt. „Richard, ſei mir nicht böſe, ich — ich —" Sie hielt jäh inne, und dann ſtieß ſie es doch hervor in überquellender Pein: „Ich bin unglücklich!"

Das Wort war entflohen; eine bange ſchreckliche Pauſe entſtand.

„Nein, nein!“ ſchrie ſie, als er ſtumm mit bleichen, zuckenden Lippen auf ſie blickte. „Es iſt nicht wahr — nicht wahr — ich liebe dich — ich liebe dich!“ Sie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

So ſtanden ſie, nahe bei einander, und doch eins, ohne das andere zu umfaſſen. Es ſtreckte ſich etwas zwiſchen ſie und rückte Bruſt von Bruſt; es reckte ſich etwas über ſie und beſchattete ihre Geſichter, daß ſie einander nicht mehr deutlich ſahen. Es war ſo klein geweſen, und ſchon wurde es größer und dehnte ſeine ſchwarzen Fittiche. Sie konnten es doch nicht greifen. Sie ſtanden nur und ſchauderten.

„Nun, Kinder, ſo ſtumm?“ fragte Frau Langens Stimme von der Thür her. Sie war eingetreten, die beiden hatten es gar nicht bemerkt. „Was habt ihr denn? Lieber Gott, es iſt doch nichts paſſiert?“ ſetzte ſie ängſtlich hinzu.

„Mutter!“ Mit einem Ruf der Erlöſung eilte Lena auf ſie zu.

„Was iſt denn? Was iſt denn?“ Frau Langen ſah ſich unruhig um; dieſes thränenfeuchte Blicken der Tochter, das Vibrieren ihrer eiskalten Hand ſagten genug; ſie war ſofort mit unglücklich.

„Ach, ach,“ jammerte ſie, „was iſt denn geſchehen? So ſagt mir's doch!“

Das fehlte auch noch! Bredenhofer biß ſich den Schnurrbart und fuhr ſich nervös durch's Haar. „Nichts

ist passiert. Ich bitte dich, liebe Mama, Lena hat verrückte Ideen, die ich nicht gutheiße."

Lena zuckte zusammen, aber sie sprach nicht; sie ließ ihrem Mann das Wort. Während er erzählte, schmiegte sie sich fester an die Mutter und umklammerte deren Hand wie Beistand heischend.

Frau Langen hörte mit offenem Munde zu; das zarte mädchenhafte Rot auf ihren Wangen kam und ging. Als Bredenhofer schloß: „Es ist lächerlich, so wie ich mein Bild verkaufe, sind wir aus jeder Bedrängnis. Und es wird in den nächsten Tagen der Fall sein, eben sprach ich noch gute Bekannte —," nickte sie dem Schwiegersohn befriedigt zu.

„Es ist ganz in der Ordnung, daß du es nicht zugiebst," sagte sie. „Meine Tochter in's wildfremde Rußland — oh!" Sie hob abwehrend die Hände; und dann sich zu Lena wendend: „Was würde Fritz sagen, ich bitte dich! Du solltest deinem Mann dankbar sein, daß er dir diese dumme Geschichte verweigert; er thut's doch nur aus Liebe!"

Mit einer trotzigen Gebärde warf Lena den Kopf herum, sie wollte erwidern — da — die Klingel gellte, schon streckte Grete den Kopf in die Stube: „Besuch — die Frau Doktor!"

„Um Gottes willen, die Allenstein!" Frau Langen sah umher wie eine Maus, die den Ausweg aus der Falle sucht. „Kommt die auch gerade — Lena, trockne dir die Augen — schnell — man sieht's, daß du geweint hast!"

Mit ungeheuchelter Freude ging Richard der

Schweſter entgegen; ſie war wochenlang nicht dageweſen, er begrüßte ſie mit einem Kuß.

Auch Lena gab ſich Mühe, freundlich zu erſcheinen, aber ihr Lächeln war verzerrt. Frau Langen ſah beſorgt die Tochter an, ſie ſaß wie auf Kohlen; wenn die Allenſtein nur nichts merkte! Sie begann eine lebhafte Unterhaltung, mehr Intereſſe an dem Ergehen von Frau Allenſtein zeigend, als je zuvor. Wie ein geſchickter Fiſcher warf ſie ein Netz von Fragen aus: über das Ergehen der Frau Doktor, über den Erfolg ihrer Badereiſe, das Befinden des Herrn Gemahls und ſo weiter; ſie ſuchte in mütterlicher Verteidigungsweiſe die Einſilbigkeit und Verſtörtheit der Tochter zu decken.

Es half alles nichts, Frau Allenſtein hatte ſcharfe Augen und eine nervöſe Feinfühligkeit für zugeſpitzte Situationen. „Biſt du nicht wohl, liebe Lena?“ fragte ſie. Und als dieſe mühſam hervorwürgte: „O doch,“ wandte ſie ſich zum Bruder. „Richard, ich finde, deine Frau ſieht ſehr angegriffen aus!“ Sie ließ einen frauenhaften Kennerblick über Lenas Geſtalt ſtreifen. „Sie hat Schatten unter den Augen und bleiche Lippen; du ſollteſt einmal Karl konſultieren. Sie muß viel Milch trinken, vielleicht auch Malzpräparate nehmen!“ Dann klopfte ſie Lenas Hand: „Ja, ja, das macht ſich ſchon alles — nur Mut!“

„Ich weiß nicht, was du willſt.“ Lenas Geſicht wurde von einem dunklen Purpur überzogen. „Ich bin ganz geſund. Was mir fehlt, giebt mir doch keiner,“ ſetzte ſie halblaut, wie unwillkürlich hinzu.

„Du biſt auf falſcher Fährte, liebe Suſi,“ ſagte

Bredenhofer. Er achtete nicht auf das mahnende Zupfen der Schwiegermutter, es war ihm eine Wohlthat, ſich Luft zu machen. Der Ärger Lenas wegen übermannte ihn. „Meine Frau iſt nicht krank, ſie iſt unvernünftig. Jetzt, wo ſich uns durch mein Bild die ſchönſte Zukunftsausſicht eröffnet, bekommt ſie, aufgeſtachelt durch die Einblaſungen eines ganz nichtigen Patrons, die Idee, als Sängerin öffentlich zu glänzen. Ich hätte das nie zugegeben; für mich, für mein Haus mag ſie ihre Kunſt ausüben, aber weiter — o nein!“ Er ſchüttelte fortgeſetzt den Kopf.

„Und — und —“ Lenas Lippen zitterten, ſie konnten kaum die Worte formen — „und — und — wer hat immer von meinem Stern geſprochen, an den zu glauben mir vorgeredet? Du! Und jetzt auf einmal nicht mehr? Warum nicht? Weil ſie alle gegen mich ſind, dich hetzen. Du liebſt mich nicht mehr!“ Sie brach in faſſungsloſes Schluchzen aus.

Frau Allenſtein zuckte die Achſeln und ſuchte den Blick des Bruders, als wollte ſie ſagen: Siehſt du, hab' ich dich nicht gewarnt? Dann legte ſie in einer Mitleidsaufwallung den Arm um die Schulter der Schwägerin: „Weine dich nur aus! Ihr werdet euch ſchon wieder vertragen, ich werde Richard gut zureden.“

Das war Frau Langen außer'm Spaß; ſie war gewiß eine ſchüchterne Natur, aber, Gott ſei Dank, ihre Tochter hatte noch keinen fremden Schutz nötig! Da war ſie auch noch da. Entſchloſſen erhob ſie ſich und zog Lena mit ſich. „Laſſen Sie meine Tochter nur, Frau Doktor, laſſen Sie nur! Ich verſtehe Lena am beſten.

Wenn ſie weint, wird ſie wohl ihre Gründe haben. Komm, mein Kind!“

Frau Allenſtein ſtieß ein kurzes verlegenes Lachen aus. „Bitte, o bitte, gnädige Frau! Solch verwöhnte kleine Prinzeſſin!“

„Aber Mama — aber Suſanne?!!“ Bredenhofer ſah hülflos von einer der Frauen zur anderen, die Situation war ihm höchſt unſympathiſch. Die erregten Mienen der beiden, Lenas verſchwollenes, verweintes Geſicht beleidigten ſein Schönheitsgefühl. „Es iſt gräßlich,“ ſtöhnte er und ſtemmte den Arm auf den Tiſch.

„Armer Bruder,“ ſagte Suſanne und ſtreichelte ihm die Haare.

„Armes Kind,“ ſagte Frau Langen und führte die Weinende zum Nebenzimmer.

Bredenhofer rührte ſich nicht, er hatte kein Wort der Beruhigung für ſeine Frau. „Ein Unſinn — unerträglich,“ brummte er, „mein Bild macht alles glatt!“

Auf der Schwelle ſtrauchelte Lena; ſie hob plötzlich das Geſicht aus dem Taſchentuch, das ihr die Mutter vorgehalten, und drehte ſich nach der Schwägerin um. „Du — du,“ ſagte ſie drohend — „ihr alle — ihr alle!“ Finſter glitten ihre Blicke von Suſanne zu Richard. „Hör' auf die,“ rief ſie ſinnlos heftig mit einem gellenden zerbrochenen Klang in der Stimme, „die mordet unſer Glück! Ihr ſeid alle ſchuld!“ Sie ſtieß die Mutter zurück, ging allein in's Nebenzimmer und verſchloß die Thür hinter ſich.

Frau Langen ſtarrte mit einer verdutzten, gekränkten Miene die geſchloſſene Thür an; dann wurde ſie blutrot

im Geſicht. Unſicher, ſcheu ſah ſie nach dem Sofa. „Ich will auch gehen, empfehle mich,“ ſagte ſie gedrückt.

Der Schwiegerſohn hielt ſie nicht zurück; gleich darauf hörte man die Korridorthür zuklappen. Die Geſchwiſter waren allein.

„Das iſt ja nett! Haha!“ Frau Allenſtein ſah ſich verſtört im Zimmer um, blickte den Bruder an; er ſaß da, das Geſicht mit der Hand beſchattend. Erſt lachte ſie auf, dann brach ſie in hyſteriſches Schluchzen aus. Dieſe Scene mit ihren brutalen Anſchuldigungen war in der That zu viel für ihre ſchwachen Nerven.

„Daß du ſo etwas duldeſt!“ ſtöhnte ſie hinter dem grellgeränderten ſeidenen Taſchentuch. „Meine Nerven! Was wird Karl ſagen?“

Frau Suſanne fragte wenig nach ihrem Mann, aber in Hauptmomenten führte ſie ihn doch in's Treffen.

„Karl wird außer ſich ſein. Es iſt unerhört! Das hat man für ſeine Liebe — alles thut man aus Liebe — das iſt der Lohn!“ Sie ſchluchzte krampfhaft und fuhr ſich nach dem Herzen. „Wie mein Herz klopft; es ſpringt! Oh, oh!“

Dem Bruder wurde angſt; er rückte ihr nahe. „Suſi, liebe Suſi, um Gottes willen, es thut mir ſchrecklich leid!“

Sie ließ, ganz ſchwach, den Kopf an ſeine Schulter ſinken und ſchloß die Augen.

„Ich bitte dich, ſage nichts zu Karl,“ flüſterte er. „Lena meint es wirklich nicht ſo, du mußt ſie entſchuldigen — ſie iſt jetzt etwas erregt — und dann der Einfluß der Schwiegermama — verzeih' ihr, liebe Suſi!“

Er küßte die Schweſter und ſtreichelte ihr die kunſtvoll toupierten Haare.

„O du armer Junge!“ Suſanne weinte jetzt wirkliche Thränen. „Hab' ich's nicht geſagt, nicht vorher gewußt?“ Sie hob den Kopf, legte ihm beide Hände um's Geſicht und ſah ihn kummervoll an. „Mein Stolz, mein Richard!“ Lange verſenkte ſie ſich in ſeinen Anblick, wie eine bekümmerte Mutter in den des verlorenen Kindes. „So etwas — dieſe unvernünftige kleine Frau,“ fuhr ſie plötzlich auf, „dich zu hemmen, dir das Leben zu verbittern! Blutige Thränen könnte man —“

Sie fuhr nervös zuſammen, es hatte geklopft. Da ſtand auch ſchon Grete in der Thür; ſie wartete nie auf das ‚Herein‘. Unter der gekräuſelten Stirnmähne war ſie dunkelrot. Das war ihr denn doch zu arg; ſie hatte noch nie bei einer Herrſchaft gedient, bei der der Schlächter um ſein Geld mahnen kam. Wenn auch das Jahr noch nicht um war, ſie beſchloß zu ziehen; einzig wenn man ihr zwanzig Mark zulegte — dann vielleicht?! Man hat doch auch ſeine Ehre.

Sie drehte das verfettete Metzgerbuch zwiſchen den Fingern und hielt es dann wie ein mene tekel in die Höhe.

„Der Schlächter,“ ſagte ſie mit einem impertinenten Ausdruck, „er hat für drei Monate zu kriegen. Un denn wollte ich auch ſagen, daß ich zu'n erſten ziehe, heut is der fufzehnte!“

„Sie werden doch nicht?“ Bredenhofer war ſehr erſchrocken. Grete hatte immer ein ordentliches Eſſen auf den Tiſch gebracht; große Braten, wie er ſie liebte, ſchon

zum Frühſtück ſaftiges kaltes Fleiſch, und zwar nie mehr als zweimal von demſelben. „Sie werden doch nicht ziehen?“ wiederholte er noch einmal. „Es hat Ihnen doch kein Menſch was in den Weg gelegt!“

„Ne — aber —“ Grete fühlte, daß ihre Aktien ſtiegen; ſie ſetzte eine ſehr dreiſte Miene auf.

Frau Allenſtein hatte nach dem verfetteten Buch gegriffen, mit ſpitzen Fingern durchblätterte ſie's. „Was — was? Die Woche für zwanzig Mark Fleiſch? Macht den Monat achtzig Mark! Hier ſind Summa Summarum ungefähr dreihundertzwanzig Mark notiert. Das iſt unerhört viel für den kleinen Haushalt!“ Sie ſah das Mädchen ſcharf an.

„Nanu, denken Sie vielleicht, Madame, ich hab't jeſtohlen?“ Grete war im höchſten Grad empört. „Da können Sie bei meine andre Herrſchaften fragen, nie is was paſſiert, allens habe ich unterjehabt. Aber freilich, ſo lange hat der Schlächter auch nie zu warten jebraucht!“ Sie verzog höhniſch das Geſicht. „Was ſoll ich dem Mann nu ſagen, Herr Bredenhofer?“

„Ich bringe das Geld gleich ſelbſt heraus. Gehen Sie nur!“ Bredenhofer war ſehr erregt; die Hand, die der Schweſter das Buch abnahm, zitterte. Er ging an den Schreibtiſch und ſuchte die Wirtſchaftskaſſe ſeiner Frau; mit einer kläglichen Gebärde ſchüttelte er das magere Portemonnaie aus, nur ein paar Mark in kleiner Münze kollerten heraus. „Es iſt ſchrecklich; wo Lena nur all das Geld läßt?“ Er drehte die eigenen Taſchen um und um. „Wie fatal, ich bringe im ganzen nicht mehr als fünfzig Mark zuſammen — der Mann muß

noch warten. Ich begreife nicht, wie man ſo viel vereſſen kann! Unangenehm, ſehr unangenehm!“ Unausgeſetzt die Farbe wechſelnd ging er zur Thür.

„Richard,“ rief Suſanne leiſe, „Richard, warte mal! Du mußt den Schlächter bezahlen, ſofort,“ ſagte ſie entſchloſſen. „Schon des Mädchens wegen; die Perſon iſt unverſchämt. Hier —“ ſie zog ihr angeſchwollenes Portemonnaie aus der Taſche und öffnete es — „ich wollte bei Gerſon bezahlen; aber nun laſſe ich's noch. Hier haſt du dreihundert Mark; werde den Mann los!“

„Suſanne!“ Weiter ſagte Bredenhofer nichts, aber man merkte es ihm an, ihm fiel eine Laſt vom Herzen. Er eilte hinaus und kam nach ein paar Augenblicken pfeifend wieder herein. Sein Geſicht war aufgeklärt, keine Sorgenfalte mehr auf der Stirn.

„O du Gute!“ Er ſetzte ſich dicht neben die Schweſter und lächelte ſie an. „Wie nett von dir; du biſt doch die Beſte! In ein paar Tagen zahl' ich dir's zurück; du mußt wiſſen, mein Bild wird ſich brillant verkaufen. Freilich —“ er rieb ſich die Stirn — „am erſten Oktober geht ein tüchtiger Batzen für die Miete drauf — aber, bah! Nur keine Angſt! Das Bild erzielt einen famoſen Preis, ich bin ſicher. Ein Glück, daß wir das in Ausſicht haben, ich wüßte ſonſt wahrhaftig nicht — weißt du, Suſi, ich habe nie geglaubt, daß man ſo viel zum Leben braucht. Ich würde als Junggeſelle etwas mehr geſpart haben, wenn ich an eine baldige Heirat gedacht hätte.“

„Sie war deine größte Thorheit,“ ſagte Frau Allenſtein.

„O, das mußt du nicht ſagen! Nein, nein! Lena iſt ſo lieb und gut, ſie kann ſo reizend ſein — ja, wirklich, ſehr reizend! Sie iſt hübſch, klug, anmutig und — und —“ Er ſchwieg; weiter wußte er nichts zu ſagen.

„Und macht dich nicht glücklich,“ ergänzte die Schweſter bitter. „Sie iſt unpraktiſch, kindiſch, eigenſinnig. Sie macht dir Scenen, ſie quält dich. Was haſt du für eine Häuslichkeit! Aber von nun an werde ich mich kümmern — ich! Ich fühle die moraliſche Verpflichtung. Darf ſo etwas mit dem Schlächter vorkommen? Als Künſtler kannſt du dich um dergleichen nicht kümmern, aber ſie, ſie! Ich ſage es noch einmal, ich ſage es im ahnungsbangen Gefühl meiner großen Liebe zu dir: Dieſe Heirat iſt dein Unglück!“

Bredenhofer widerſprach nicht mehr.

XIV.

Es iſt Herbſt; Herbſt draußen. Und drinnen — iſt es noch Frühling, Liebesfrühling, Lebensfrühling?

Kalt, unliebenswürdig pfeift der Wind über die abgelegene Elsholzſtraße. Jetzt, wo der Botaniſche Garten des vollen Grüns entkleidet iſt, wo die zwitſchernden Vögel verſtummen und der Himmel umzogen und kühl herniederblickt, hat es keinen Reiz mehr, oben im vierten Stock am Fenſter zu ſtehen und die weite Ausſicht zu genießen. Die Bäume haben wohl noch Blätter, aber die ſind bräunlich und verſchrumpft; das Sommerlaub iſt weg, mit ihm die Freudigkeit.

Langweilig, nüchtern dehnt ſich die kahle Backſtein-

mauer des Parks; die Türme und Dächer in der Ferne verſchwimmen im naſſen Nebel.

Bredenhofer war in ſeinem Atelier und ſtarrte wie ein Irrſinniger in die Kiſte, die geöffnet vor ihm ſtand. Da lag, ſorgfältig angeſchraubt, die Ecken mit Papier umwickelt, ſein Bild. Zurück — zurück — ſein Bild — war's möglich?!

Er griff zum ſo und ſo vieltenmale nach dem Zettel, der dabei lag, und las ihn zum ſo und ſo vieltenmal; eine Rechnung war's. Die Zeit, in der ſein Bild ausgeſtellt geweſen, war genau auf Tag und Stunde berechnet; und darunter hatte der Beſitzer des Kunſtſalons bemerkt, daß er gern ein andermal zu Dienſten ſei, dies Bild aber lediglich Herrn Doktor Reuter zuliebe genommen, ſich gleich nichts von ihm verſprochen habe und es jetzt als unverkäuflich zurückſchicke.

„Bin ich verrückt?“ Bredenhofer ſchrie es laut; er faßte ſich an den Kopf und rannte vor der Kiſte auf und nieder, um dann plötzlich wieder ſtill zu ſtehen und hinzuſtarren, zu ſtarren, bis ihm der Schweiß auf die Stirn und das Waſſer in die Augen trat.

„Ich bin verloren,“ ſagte er tonlos; und dann lachte er grell, daß es von den Wänden widerſchrillte. Er huſtete dumpf und hielt die Bruſt dabei; er fühlte ſich plötzlich ſo elend, jeder Kraft beraubt, zum Sterben müde.

Alles ekelte ihn an, alles grinſte ihn an; der graue Tag da draußen, das bleiche Licht, das hier drinnen auf den Fußboden fiel und dort in die Ecke der leeren Leinwand auf der Staffelei einen blaſſen Kringel zu malen verſuchte. An den farbloſen Wänden grinſten die Studien

und Skizzen; hätten sie Zungen gehabt, sie hätten sie herausgestreckt.

Und in jener Ecke — da — da — stand etwas und sah ihn an aus weiten, leeren Augenhöhlen — es war ein Blick, der das Blut erstarren macht und doch in einem ungeheuren Angstgefühl das Herz zu rascherem Klopfen antreibt.

„Schulden — Schulden," sagte es und grinste auch. Und dann kam es näher und verkroch sich in die Kleider des Mannes und verkroch sich in jede Falte seiner Seele.

Er war blaß. „Was wird Lena sagen?" murmelte er. Eine ungeheure Pein überkam ihn bei dem Gedanken an ihre Thränen, an die Thränen der Schwiegermutter. Und zugleich packte ihn eine unbändige Wut. Zertrümmern, zertrümmern! In Stücke schlagen, in Fetzen gehen!

Er sah sich um. Da lag das Stemmeisen, mit dem er die Kiste geöffnet; der Portier hatte es geborgt. Er nahm es auf und wog es in der Hand — gar kein schweres Ding und doch mächtig genug zum Zerstören. Er ließ es niedersausen, daß der Rahmen krachte und die Leinwand des Bildes mitten durchriß. Es war ihm eine Wonne, drauf los zu hauen und zu stechen; keine Stelle sollte ganz bleiben, kein Überbleibsel ihn noch an diese Stunde erinnern — alles vergehen, alles!

Er hielt endlich inne, er war erschöpft. Stöhnend sank er auf den nächsten Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die feuchtgeschwitzten Haarringel fielen ihm über die wachsbleichen Finger; er kroch ganz in sich zusammen, er kam sich so gedemütigt, so ungerecht mißhandelt vor.

Was nun? Zum ersten Oktober hatte er keine Miete gezahlt, er war sie noch schuldig — auf das Bild hin leichten Herzens schuldig geblieben.

Dreihundert Mark waren an Frau Allenstein zurückzugeben — lachend hatte er sie auf das Bild verwiesen.

Lena würde kommen und Wirtschaftsgeld verlangen, hatte es schon verlangt — er tröstete sie mit dem Bild. Er wußte es, sie hielt sich an die Mutter, die half ihr einstweilen aus. Die arme Frau gab, was sie von ihrem Einkommen entbehren konnte; sie gab ohne jeden Vorwurf, nur mit einer stillen leidenden Dulderniene — o Scham!

Bredenhofer schüttelte sich wie im Krampf; dann saß er eine lange Weile regungslos, stumpf wie ein Idiot — „ja, wie ein Idiot," sagte er sich selbst. Er konnte nicht mehr fühlen, nicht mehr denken. Ein stupides Brüten hatte sich seiner bemächtigt.

Endlich ließ er die Hände vom Gesicht gleiten, sein glanzlos, ziellos umherirrender Blick fiel auf das zertrümmerte Bild in der Kiste; er sah darauf hin, als müsse er sich erst besinnen, dann sprang er mit einem Wehlaut auf. Er griff sich in die wilden Haare und riß daran; er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, drehte sich wie ein Kreisel um sich selbst und fiel mit einem Krach vor der Kiste auf die Kniee. Da lag er und versuchte mit zitternden Händen die Fetzen aneinander zu fügen — nutzloses Bemühen, ein unheilbarer Riß spaltete klaffend den Himmel; dem Vogel, der sich stolz in's leuchtende Rot schwang, fehlten die Flügel.

„Mein Bild, mein Bild! Meine Hoffnung, meine

Hoffnung!“ Er hockte auf dem Boden, ein zuſammengebrochener Menſch, und wimmerte.

Es war kalt im Atelier, noch kein Feuer im Ofen. Draußen fegte der rauhe Wind vorüber und drückte gegen die Scheiben, als wollte er ſie einpreſſen. Irgendwo kreiſchte ein verroſteter Riegel; unten, drei Treppen, klapperte die Eiſenſtange der Markiſe am Balkon, oben auf dem Boden ſtand eine Luke offen, das Fenſterchen wurde hin und her geworfen. Eine troſtloſe Muſik; die Muſik des Winters, der nun bald kam und alles Leben einſargte.

Schauer auf Schauer lief dem Einſamen über den Rücken. Seine Hände waren erſtarrt, ſeine Füße auch; es fröſtelte ihn, daß ſeine Zähne aufeinanderſchlugen, und trotzdem litt er unter Hitze. Wie eine Schneelaſt ſenkte ſich's nieder; ein ungeheures weißes Tuch fiel langſam vom Himmel, durchbrach das Dach des Hauſes, die Decke des Zimmers, und ſenkte ſich über ihn, unlüftbar, unabſchüttelbar. Ein Leichentuch.

Der Unglückliche ächzte, er ſchlug angſtvoll um ſich — er entrann dem nicht mehr. Eine Todesahnung durchſchauerte ihn; eine Ahnung, die ihm nie gekommen war, ſolange er hoffte. Aber jetzt —?!

„Sterben — ſterben — dir wär's am beſten,“ flüſterte eine Stimme in ihm. Er ſtreckte den Arm aus und hob die Hand gegen's Licht; da pulſte noch ſo viel Blut, da klopfte noch ſo viel Leben und verlangte ſein Recht. Nein, nicht ſterben! O nein!

Er ſprang plötzlich aus ſeiner hockenden Stellung auf; die Füße waren ihm eingeſchlafen, er konnte kaum treten. Vorſichtig ſchritt er hin und her, um das Blut wieder

in Gang zu bringen; mit dem zurückkehrenden, gleichmäßig flutenden Strom fühlte er eine belebendere Ahnung. Noch war nicht alle Hoffnung verloren. War es nicht faſt allen bedeutenden Männern ſo ergangen? Hatten ſie nicht durch die tiefſten Tiefen gehen müſſen, Enttäuſchung auf Enttäuſchung erleiden, bis ihr Genie ſich Bahn brach und in unbeſtrittener Glorie leuchtete?

Magnetiſch hingezogen trat er vor den Spiegel. Ein düſteres, blaſſes Geſicht mit übernatürlich großen Augen ſah ihn an — ein bedeutendes Geſicht, das war nicht zu leugnen. Hier die finſtere Falte zwiſchen den Augenbrauen ſprach von Denken.

Bredenhofer lächelte und wiſchte ſich über die Falte; das Spiegelbild that desgleichen und lächelte auch.

„Nein," ſagte er laut, „nur nicht den Mut verloren! Wozu hat man ſeinen Stern? Ich werde mich ſchon durchbeißen." Er nickte ſeinem Spiegelbild zu, dann griff er nach Hut und Paletot, die in der Ecke hingen. „Ich will zu Reuter gehen; es wird mir gut thun, mit einem Menſchen zu ſprechen, der an mich glaubt."

Leiſe öffnete er die Atelierthür, ſchlich durch den Korridor und tappte eilig die Treppe hinunter. Ein Glück, daß Lena nicht das Zertrümmern des Bildes gehört hatte, nicht gekommen war, ihn nicht gefragt hatte! Er wäre grob geworden, aus Verzweiflung und aus — Scham. Ja, aus Scham! Er ſchämte ſich, ihr ſein Fiasko einzugeſtehen; wenn er an ihre verwunderten, faſſungsloſen Blicke dachte, ſetzte ſein Herz den Schlag aus. Und dann ihre Thränen! Sie hatte ſeit einiger Zeit Augen wie ein wundes Reh.

Wie ein Dieb ſtahl er ſich zum Hauſe hinaus. Draußen empfing ihn ſchneidende Luft; in durſtigen Zügen atmete er ſie ein.

* * *

Lena hatte wohl den Lärm, das Krachen im Atelier ihres Mannes gehört; einen Augenblick kam ihr der Gedanke, hinüberzugehen mnd zu fragen, was geſchehe. Aber ſie war müde und matt; eine ſtarre Gleichgültigkeit lähmte ihre Glieder und machte ihr ſchon das Aufſtehen vom Platz, wo ſie nun einmal ſaß, läſtig. Das war jetzt immer ſo.

Sie hatte ja auch ſo wenig zu thun. Frau Allenſtein kam alle Tage, ſtöhnte über die Treppen und ihre Angegriffenheit; aber ſie kam doch. Sie führte den Haushalt; am erſten Oktober war Grete abgezogen, Frau Allenſtein hatte die neue Magd in's Haus gebracht, eine Unſchuld vom Lande, die mit ſchweren Schuhen trappſte, nichts verſtand und alles hinwarf. Aber ſie war ehrlich und ließ ſich von Frau Doktor willig kommandieren.

Es war eine ungemütliche Exiſtenz. Täglich war das Fleiſch angebrannt und die Suppe verſalzen. Bredenhofers empfindlicher Hals litt darunter, er hörte auf zu eſſen, aber Lena ſagte nichts. Sie hatte ja nichts mehr im eignen Haushalt zu befehlen.

„Wie kannſt du dir das gefallen laſſen?“ jammerte Frau Langen. „Dieſe unverſchämte Frau! Sie herrſcht ganz und gar, ſie kommandiert nicht nur das Mädchen, ſie kommandiert Richard, ſie kommandiert dich! Da hört alles auf — entſetzlich, traurig!“

„Ja, traurig," ſagte Lena eintönig. „Laß nur, Mutter, laß ſie nur; mir iſt alles egal."

Frau Allenſtein behandelte die Schwägerin, wie man ein unmündiges Kind behandelt, das noch dazu krank iſt. Sie ſagte: „Liebe Lena, laß dieſes, laß jenes, du verſtehſt es nicht, mein Kind; ich mache das ſchon!" Und dann rauſchte ſie in die Küche, gab Anweiſungen und regierte — bis in's Zimmer hörte Lena jeden Ton der ſcharfen Stimme und fuhr zuſammen — und kam mit hochroten Wangen wieder herein und ließ ſich erſchöpft in die Sofaecke fallen.

Zuweilen auch ſtrich ſie Lena über's Haar; dieſe erſchauerte jedesmal unter der Berührung der kalten Finger. Frau Allenſtein hatte der Schwägerin gereizte Ausfälle nicht nur verziehen, nein, auch vergeſſen.

„Richard zuliebe," wie ſie ſagte, „denn was vermag die Liebe nicht?"

Suſannes Nerven bedurften der Abwechſelung. Es war ihr etwas Neues, im Hauſe des Bruders zu wirtſchaften; ſie that es mit Eifer und regte ſich gern über Kleinigkeiten auf. Sie gewann die Schwägerin ordentlich lieb, die ihr dieſe Emotion verſchaffte und ſelbſt ſo ſtill in ihrem Seſſel kauerte.

Der alte, lederbezogene Seſſel aus dem Elternhauſe, der war Lenas Lieblingsplatz. Da kauerte ſie auch heute, hatte die Wange an das Seitenpolſter geſchmiegt und hielt die Augen geradeaus gerichtet. Gott ſei Dank, Frau Allenſtein war heute ſchon dageweſen, die kam nicht wieder! Sie hatte das Mittageſſen eingerichtet und einen ganzen Pack Beſorgungen mitgebracht. Lena wäre gern

ein wenig ausgegangen und hätte in den hübſchen Läden kleine Einkäufe gemacht; aber erſtens bedachte ſchon Frau Allenſtein das Nötige, und zweitens hatte ſie ſelbſt gar kein Geld, nicht eine einzige lumpige Mark. Geſtern ſchon hatte ſie Richard um Geld gebeten, vorgeſtern, vorvorgeſtern — er hatte ſie vertröſtet. Und die Mutter mochte ſie nicht mehr bitten.

„Du brauchſt ja auch nichts, liebe Lena," hatte die Schwägerin geſagt, „du ſiehſt ja, ich ſorge für alles. Ich werde mit Richard ſchon abrechnen."

Lena langweilte ſich; ſie gähnte und rang dann die Hände ineinander. Die Handarbeit, die unbenutzt auf ihrem Schoß gelegen, fiel zur Erde; ſie merkte es nicht. Sollte ſie ſingen? Ach nein, ach nein! Seit dem Erlebnis mit Lavallo, ſeitdem man ihr ſo ſchnöde die frohe Hoffnung genommen, war ihre Kehle vertrocknet, ihre Stimme vergangen wie eine Blume, der man das Waſſer entzieht.

„Ich weiß gar nicht, warum du nicht ſingſt?" hatte Suſanne gemeint. „Du könnteſt dir dadurch ſo hübſch die Zeit vertreiben."

„O" — Lena ballte die kleine Hand zur Fauſt und ließ ſie ſchwer niederfallen. „Singen — ſingen!" Sie lachte, ihre Stimme hatte den Klang einer ungeſchickt berührten Violine, einen Mißton. „Ich ſoll ſingen? Ich kann nicht mehr!" Sie ſchüttelte traurig den Kopf, ihre Augen ſtarrten nicht mehr müde und traumverloren geradeaus, ein Strahl des Haſſes glomm in ihnen auf. So blickt ein Tier, das man tritt, das nicht Kraft hat, ſich zu wehren.

‚Arme Lena', fauchte der Wind im Schornſtein und

ſtieß ſeltſame Klagetöne aus. Die Jalouſien ratterten. Immer klang's: ‚Arme Lena — arme'!

Die junge Frau ſchauderte; wie ein furchtſames Kind hob ſie beide Hände an die Ohren. „Arme Lena," ſagte auch ſie.

Es hallte in dem einſamen Zimmer wider und kam als böſes Echo aus jeder Ecke zurück. ‚Arme Lena', knarrte der alte Seſſel. Und im Ticken der Uhr waren die gleichen Worte.

Es war nicht mehr zu ertragen! Lena ſtand auf; langſam, faſt widerwillig, und doch mächtig angezogen, näherte ſie ſich dem Flügel. Jene Worte betäuben, andere Klänge heraufbeſchwören — Hülfe, Hülfe, Muſik!

Gebrochen ließ ſie ſich auf den Klavierſtuhl fallen; ihre Hände legten ſich ſchwer auf die Taſten. Wie lange hatten die Finger nicht hier geruht!

Akkord auf Akkord ertönte, ſanfte, wehmutsvolle Klänge. Aus den Taſten ſtiegen heimliche Klagen und reihten ſich aneinander zu einer langen, langen Kette. Als Geiſterreigen tauchte es auf aus dem Nebel der Vergangenheit; die Mädchenſtunden kamen, winkten und ſchüttelten dann traurig die Häupter — ſie waren zu Ende, vorbei für immer. Andere Erinnerungen kamen und gingen im wechſelnden Spiel; glückſelige Hoffnungen, bittere Enttäuſchungen — die Hoffnungen enteilten, die Enttäuſchungen blieben.

Aus Lenas Augen floſſen Thränen, ſie rannen nieder auf die Klaviatur.

Dunkler wurde es in der Stube. Draußen flog die Dämmerung vorbei und lullte alles ein. Ungewiß ſchimmerten nur noch die Umriſſe der ſchlanken Frauen-

geſtalt, immer weicher und träumeriſcher wurden die Klänge. Jetzt lenkte das Spiel in eine bekannte Melodie.

Lenas Lippen öffneten ſich; die erſten Töne entrangen ſich ihrer Kehle, verſchleierte, unſichere Laute, durchzittert von tiefſter innerer Bewegung.

„Daß du ſo krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?
Kein kühler Hauch aus Norden
Und keine Sternennacht.

Kein Schatten unter Bäumen,
Nicht Glut des Sonnenſtrahls,
Kein Schlummern und kein Träumen
Im Blütenbett des Thals —“

Lena hielt erſchreckt inne.

„Singe weiter,“ ſagte plötzlich eine Stimme.

In der Thür ſtand ihr Mann; in der Dämmerung konnte ſie ſein Geſicht nicht erkennen, ſie hörte nur ſeine halbgeflüſterten Worte, die einen eigentümlich gepreßten Klang hatten.

Sie drehte den Kopf wieder ganz nach der Taſtatur.

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das iſt der Menſchen Thun;
Natur ließ mich geſunden —
Sie laſſen mich nicht ruhn.“

Zu einer ſchneidenden, durchdringenden Wehklage hob ſich die Frauenſtimme; fort der verſchleiernde Hauch, klar wie Kryſtall, in unverhüllter Deutlichkeit, jeder verſchönernden Weichheit bar, ſteigerte ſich der Ton. Es war eine Anklage, herausgeſchleudert mit einer wilden, heftigen Verzweiflung:

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das iſt der Menſchen Thun“ —

„Lena!“ ſie hörte den Ruf nicht.

Geächzt, gemurmelt erſtarb das Lied:

„Sie laſſen mich nicht ruhn.“

Von der Thür her ein erſtickter Laut.

Der Sängerin ſanken die Hände matt in den Schoß — da — eine Geſtalt ſtürzte auf ſie zu, warf ſich vor ihr nieder und vergrub das Geſicht in ihr Kleid.

„Lena — Lena!“ ſtöhnte Bredenhofer.

„Was haſt du, Richard?“ Mit einem herzzerreißenden Lächeln hob ſie die Augen zum verdunkelten Plafond, an dem kein Schimmer von Licht ſpielte.

„O Lena — du ſingſt — du ſingſt — das Lied — o das Lied!“

„Ja, ich kann es jetzt ſingen,“ ſagte ſie immer mit dem gleichen Lächeln. „Ich habe es gelernt.“

Er erbebte; tiefer wühlte er den Kopf in ihr Kleid. „Du kannſt es jetzt ſingen,“ flüſterte er ſcheu, ſich ſelber vor dem eignen Wort fürchtend, „du biſt nicht mehr zu glücklich!“

Sie gab keine Antwort; langſam ſenkte ſich ihr Kopf immer tiefer.

So verharrten ſie ſtumm, ohne Regung.

Und plötzlich ſchluchzte er auf, laut und heftig; er hob das Geſicht aus ihren Kleiderfalten, er ſuchte ihre Hände und bedeckte ſie mit heißen Küſſen. „Kannſt du mir verzeihen? Lena, Lena, vergieb mir!“

Ihre Thränen rannen auf ſein Haupt nieder wie Tau; gleich einem brennenden Vorwurf fühlte er jeden der Tropfen.

„Ich liebe dich unsäglich, unbeschreiblich," stöhnte er — „und doch quäle ich dich!"

„Du nicht, du nicht," sagte sie hastig, von plötzlicher Zärtlichkeit erfaßt. „Die anderen, die anderen alle!"

„O die anderen!" Er ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen.

Müde ließ sie den Kopf auf seine Schulter sinken: „Ja, die anderen! Ich wünschte, wir wären tot, du und ich!" Es war ihr herausgefahren, sie wußte selber nicht wie; sie hatte jetzt immer so melancholische Anwandlungen.

„O du," flüsterte er in Pein und Lust und drückte sie fester an sich. Ihr Ton that ihm wohl, er war der Widerhall seiner eignen Stimmung. Er hatte Reuter nicht zu Hause getroffen; auf dem einsamen Rückweg durch die windverwehten Straßen, umwogt von einer gleichgültig hastenden Menge, war seine kurze hoffnungsfreudigere Laune in nichts zerstoben; das traurige Schwarz kehrte zurück.

Mit Wollust drehte er das Messer in der eignen Seele um. Er erzählte seiner Frau alles. Er lag vor ihr auf den Knieen und beichtete die Geschichte des Bildes.

Sie hörte ihm zu mit großen erschrockenen Augen, ohne Einwand.

„Wir brauchen Geld," schloß er, mit selbstquälerischer Deutlichkeit jedes Wort betonend. „Geld! Ich weiß nicht, ob ich meine Schwester bitte?!"

„Nein, nein!" Es kam Leben in ihre starre Gestalt. „Nicht die — o nein! Sie martert mich sonst zu

Tode — sie — die —" Und nun sprudelte in überquellender Bitterkeit eine lange Reihe von Klagen. „Sie nimmt mir jedes Recht und jeden eignen Willen; sie sagt, wann ich atmen soll; sie streicht mir über's Haar mit ihren kalten Fingern, daß mich friert. O, nicht die, nicht die!" Abwehrend, schaudernd streckte Lena die Hände aus.

Er küßte beruhigend ihre zuckenden Lippen; auch ihm erschien die Schwester plötzlich in anderem Licht.

„Meine arme Lena, mein armes Weib!"

Sie schmiegte sich fester an ihn, wie ein Kind hing sie an seiner Brust. „Wen wirst du denn bitten?" stammelte sie hülflos. „O siehst du, hättest du mich Stunden geben lassen, oder — oder —" Sie wollte sagen: ‚mit Lavallo gehen' — aber sie verschluckte es. Sie weinte.

Er fuhr sich durch die Haare und starrte finster vor sich hin in's Dunkel. „Weißt du was," sprach er plötzlich, wie aus einem Traum auffahrend — „Onkel Hermann! Der muß uns helfen — der wird uns helfen — ja, ja, Onkel Hermann! Und du mußt hin, du mußt ihn bitten!"

„Ich?!" Fassungsloses Erstaunen lag in ihrem Ton.

„Ja, du! O meine süße Frau!" Er preßte Küsse auf ihr zartes Gesicht und spielte mit ihren Locken. „Er kann es dir nicht abschlagen; wer könnte dir etwas abschlagen! Bitte für mich! Ich sehe dich bitten, wie die Engel flehen an Gottes Thron. O du mein Kleinod! Licht auf meinem Wege! Bitte du, bitte!" Er legte

ſeine Hände um die ihren und hob die verſchlungen gefalteten an ſeinen Mund.

Sie lächelte. Seine Worte thaten ihr ſo wohl, ſie fielen wie Balſam auf ihr Herz. „Ich will gehen," ſagte ſie.

„Ja, geh; deine Stimme rührt, deine Augen ſind noch beredter als tauſend Worte! Geh, mein Liebling!"

„Ich will ihn bitten! Er wird, er muß!" Hoffnungſtrahlend zog Lena den Gatten in die Höhe; ſich eng umſchlungen haltend, ſchritten ſie im Dunklen auf und nieder und beſprachen die Einzelheiten der Reiſe und des Plans. Eine gehobene Stimmung ſchwebte über ihnen beiden; ſie beredeten alles, wie man eine Vergnügungstour ausmalt.

„Und wenn ich wiederkomme," ſagte Lena, „dann holſt du mich ab, und uns iſt geholfen."

„Ja, geholfen," fiel er ein, „wir ſind aus aller Verlegenheit; wir ſind glücklich! Und die anderen halten wir uns vom Halſe. Morgen mache ich Suſanne den Standpunkt klar. Da hört doch alles auf, ſie ſoll uns in Ruhe laſſen!"

Sie rannten im Dunkel gegen ein Möbel, ſtießen ſich und klingelten nach Licht.

Trapſend kam Hulda, die Unſchuld vom Lande, brachte endlich die Lampe, ſtolperte und warf ſie mitten auf den Fußboden. Es war eine Scene heilloſer Verwirrung. Geklirr von Glocke und Cylinder, die Lampe erloſch qualmend und ſtinkend; auf der Diele eine Petroleumlache. Die Unſchuld ſtand daneben, hielt ſich die Schürze vor's Geſicht und heulte laut.

Bredenhofers mußten lachen, ſie wollten ſich nicht die Laune verderben laſſen; was war am Ende eine zerbrochene Lampe gegen die hoffnungsvolle Ausſicht, die ihnen winkte?

„Scherben bringen Glück," ſagte der junge Mann, kniete nieder und las die Splitter zuſammen. Au weh, er hatte ſich geſchnitten! Dünn fickerte ein Blutstropfen und noch einer und noch einer an ſeiner Hand herunter.

„Zerſchmettert wie dein Bild," lächelte Lena. „Aber aus den Trümmern ſteigt ein neues, ein ſchöneres!" Sie fing die Blutstropfen mit dem Taſchentuch auf und küßte die verletzten Finger.

Endlich ſaßen ſie nebeneinander auf dem Sofa; ſtatt der Lampe flackerten zwei Kerzen, hatten lange Schnuppen und tropften Stearin auf den Tiſch. Sie amüſierten ſich darüber; Lena machte drollige Bemerkungen, ihre ganze anmutige Mädchenheiterkeit war wieder da. Er konnte ſich nicht ſatt an ihr ſehen; ihr bleiches Geſichtchen ſo pikant, ihre Augen ſchimmernd!

Er ging und holte die letzte Flaſche Wein, die ſie im Hauſe hatten. „Stoßen wir an auf eine glückliche Reiſe! Auf eine glückliche Zukunft!"

Lächelnd führten ſie die Gläſer an einander: Kling, Kling! Das war ein froher, verheißender Klang!

Draußen heulte der Wind; er ſtreifte die Häuſerfaſſaden entlang mit Ungeſtüm, riß Dachziegel ab und ſchleuderte ſie krachend auf die Straße. Ein böſes Wetter. Herbſtſtürme, die keinen Sonnenſchein mehr bringen.

XV.

Über den Feldern webt ein Geſpinſt von Reif; lange weiße Fäden reißt der Wind los und treibt ſie durch die graue Luft. Keine Stoppel mehr, alles ſchon umgepflügt, beſtellt mit der Winterſaat.

Auf den begraſten Senkungen, die Gräben und Tümpel entlang, ſammelt ſich kein klapperndes Storchenheer mehr; ihre Neſter auf den Dachfirſten im Dorf ſtehen verödet, dem zerzauſenden Spiel der Stürme preisgegeben. Die Störche ſind alle fort, entflohen in beſſere Länder. Nur einer iſt zurückgeblieben, ein flügellahmer, kranker. Wehmütig ſteht er auf einem Bein, oben auf dem Scheunendach, pluſtert die Federn auf und thut erbärmlich. Oder er ſtelzt die Wieſe entlang und ſucht kärgliche Nahrung; Fröſche giebt's nicht, und die Mäuſe ſitzen ſchon im Winterquartier. Die Buben machen Jagd auf den einſamen Vogel, ſie wollen ihn in den warmen Stall ſperren; er läßt ſich nicht beikommen, da werfen ſie mit Steinen nach ihm. Wie lange noch, und er liegt tot, erfroren unten auf der Gaſſe. —

Im Dorf bimmelte es Veſperzeit; die Leute zogen ſich in ihre Hütten zurück; draußen wurde es ſchon ungemütlich, früh dunkel, es gab nichts mehr zu ſchaffen. Nur auf dem Gutshof, unter den Fenſtern des Herrenhauſes, lärmten die Tagelöhnerkinder. Das war die Stunde, in welcher der Gutsherr beim Kaffee ſaß oder auf dem Sofa lag, eine Pfeife rauchend, die mächtigen Füße in grünen Pantoffeln über die Seitenlehne baumeln laſſend. Fräulein Hannchen hatte dieſe Pantoffeln geſtickt und war ſtolz auf ihr Werk; ſie zeigten obenauf ein graues Perlen-

kränzchen, das einen Mopskopf umgab. Der Mops hatte rote Perlenaugen und ein rotes Halsbändchen, das machte ſich gut zu der friſch grünen Füllung. Wenn Herr Hermann Bredenhofer, Beſitzer von Althöfchen, etwas beteuern wollte, pflegte er die mächtigen Botten von ſich zu ſtrecken und, ſie wohlgefällig beäugelnd, zu ſagen: „Bei dieſem Mopskopf, es iſt ſo!“ Da gab's keinen Widerſpruch.

Die Kinder hatten ſich auf den Schwengel der Pumpe geſetzt, die dicht an dem Gitter ſtand, das den Wirtſchaftshof vom Vorgärtchen des Herrſchaftshauſes trennte. Herrſchaftshaus iſt eigentlich kein richtiger Ausdruck, es war weiter nichts als ein großes gemütliches Bauernhaus mit rotem Ziegeldach und grünen Fenſterläden.

Die Pumpe quietſchte, die Kinder ſchrieen, ſie machten eine Reiſe auf dem Pumpenſchwengel; mitunter rannte auch eines hin, zwängte den Kopf mit den abſtehenden Ohren durch's Gitter und kreiſchte laut in den Vorgarten hinein. Der Herr ſchien nicht zu Hauſe; ſie wurden immer dreiſter, immer vergnügter. Leuaks Hieronymus kroch auf's Gatter, ſtolz ſaß er rittlings oben und ſpuckte hinüber auf den Kiesweg; das war ſchön, das konnte nicht jeder, ſo auf Herrſchaftsgrund ſpucken! Die übrigen kreiſchten bewundernd dazu.

Da — auf einmal knarrte was, die Glasthür der Veranda klappte! Sie ſtanden wie angenagelt. Der Schrei erſtarb ihnen in den offenen Mäulern.

„Was iſt los?“ rief des alten Bredenhofer mächtige Stimme. „Wollt ihr wohl?!“ Schon ſchlorrten die grünen Pantoffeln die Stufen der Freitreppe hinunter.

„Der Harre, der Harre!“ Die Flachsköpfe ſtanden wie angenagelt, ſie wagten nicht, fortzurennen und hätten's doch zu gern gethan.

„Na, was macht ihr hier? Bienaſchs Marie, Krämers Wilhelm, Anne, Bertha und Martin, na? Und Leuaks Hieronymus, du willſt dir wohl deine Buxen ganz machen? Was?!“ Langſam näherte ſich der ſtarke Mann den Kindern, immer die eine Hand auf dem Rücken haltend.

Sie ſtarrten ihn an, halb furchtſam, halb lachend; ihre Mäuler zogen ſich bis an die Ohren. Krämers Wilhelm, der kleinſte, ſteckte den ſchmutzigen Finger in den Mund. Die waſſerblauen Augenpaare ſahen unverwandt den Herrn an. Hieronymus auf dem Zaun machte eine Schwenkung, er wollte gern ſehen, was der ‚Harre‘ auf dem Rücken hatte; ob's der Kantſchu mit dem Lederriemen war, der ſo eindringlich um exponierte Kehrſeiten pfiff?

„Was?“ Bredenhofer blinzelte. „Soll ich euch eine Geſchichte erzählen, was?“ Er rückte bedrohlich näher. „Alſo eine Geſchichte. Es war einmal —“

Ein gellender Aufkreiſch. Hieronymus kugelte vom Gatter und rollte noch eine Strecke weit; die Mädchen und Buben rannten davon wie beſeſſen, ihre Flachshaare wehten, ihre zerlumpten Röckchen flatterten.

Eine Geſchichte —? O ſie kannten die! Die erzählte der ‚Harre‘ immer, wenn ſie nicht gut thaten.

In einiger Entfernung machten ſie Halt; nun quietſchten ſie laut auf vor banger Luſt, der Herr lehnte über's Gitter und fuchtelte mit dem Kantſchu durch die Luft.

„Kommt nur her, eine Geſchichte, ich erzähle euch eine Geſchichte!“

Sie würden ſich hüten. Sie ſtießen ein allgemeines Geſchrei aus und ſtoben dann fort, wie Spreu im Winde, ſich puffend, ſchiebend, drängelnd. Es war ein köſtlicher Spaß.

„Rangen, Jöhren, verdammte Brut — wollt ihr nochmal ſo ſpektakeln? Reißt 'nen anſtändigen Menſchen aus dem Mittagsſchlaf — ihr Lumpengeſindel, verflixte Krabben, wartet nur, ich komme hin!“

Er lehnte mit beiden Armen auf dem Zaun und ſah ihnen nach, bis das letzte Röckchen um die Ecke verflattert war. Ein gutmütiges Schmunzeln ging über ſein rotes Geſicht. Er kannte ſie alle vom erſten Schrei an, hatte auf der Hochzeit der Eltern den Ehrentrunk genommen und nachmals oft mit dem Knotenſtock derb an's Fenſterchen geklopft, wenn es drinnen zwiſchen Mann und Weib gar zu laut herging. Er hatte die Brut gern, aber es war ihm ein Bedürfnis, den Jöhren mitunter eine Geſchichte zu erzählen; die mußten doch wenigſtens wiſſen, wer Herr war. Schlimm genug, daß heutzutage leider Gottes ſo wenig Reſpekt mehr in der Welt war, ſo wenig Unterordnung und Dankbarkeit. Die Jungen wollten neunmal klug ſein; auf die Alten, die immer recht hatten, wurde nicht gehört.

Mit einem tiefen grollenden Seufzer dachte der Alte ſeines Neffen Richard. Wie mochte es dem wohl gehen? Schlecht natürlich!

Er zog die Stirn kraus, ſtieß das Gitterpförtchen auf und ſtampfte über den Hof. Was hätte Tante

Hannchen geſagt, wenn ſie deſſen anſichtig geworden wäre?! Mit den guten Grünen über den Hof, durch die kotigen Wagengeleiſe und den Hühner- und Entenſchmutz!

‚Trap, trap‘ ging's nach der großen Hofpforte. Da zogen ſich links die Wohnungen der Tagelöhner hin, niedrige, weißgeſtrichene Hütten, aus deren kleinen Schloten Dampfwölkchen wirbelten.

Potz Wetter, was hatten die Weiber ſchon wieder zu köcheln? War's denn heute Sonntag, daß ein friſcher Kaffee gebraut wurde? Das Mittageſſen war auch ſchon ein paar Stunden vorbei; was hatten die Leckermäuler zu briezeln?

Bredenhofer wollte eben zum erſten Tagelöhnerhaus einbiegen, da fiel ſein Blick nach rechts, auf die allgemeine Dorfſtraße. In den Pfützen ihrer ausgefahrenen Geleiſe ſpiegelte ſich der graue Himmel mit ſeinen dunklen Wolken. Ganz einſam war die Gaſſe, ſchon glomm hier und da zur Rechten und Linken ein Lämpchen auf.

Das obere Ende der Straße führte ſacht bergauf in's freie Feld; von dort her kämpfte ſich eine Frauengeſtalt, ein Täſchchen am Arm. Der Wind ſetzte ſich in ihre Röcke und blähte ſie auf; wie dunkle Fittiche ſchlugen ſie klatſchend um den Körper. Mühſam, Schritt für Schritt wankte die Geſtalt heran; das war keine Hieſige.

Bredenhofer ſtrengte die Augen an. Jetzt ſah er ein totenblaſſes Geſicht unter elegantem ſtädtiſchem Hut, zerzauſte lockige Haarſträhnen — Donnerwetter, wer war das?!

Wie angewurzelt ſtand er. Die Fremde kam auf

ihn zu mit schlorrenden Füßen, ihr Kleidersaum schleppte durch's Naß. Jetzt war sie bei ihm. Sie streckte die Hand aus und zog sie wieder zurück, öffnete den Mund und stammelte ein paar unverständliche Worte. Mit matten verglasten Augen starrte sie um sich, dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus. Sie taumelte, sie schwankte.

Er fing sie in den Armen auf. Er hielt eine vollständig Erschöpfte, eine Ohnmächtige. Das Täschchen war zur Erde gefallen, er hob es auf.

‚Lena Bredenhofer' stand auf dem kleinen Silberplättchen.

Also doch! Jetzt erkannte er sie. — — —

Es war eine Thorheit gewesen, daß Lena den Weg zu Fuß gemacht hatte. Auf der Station war ihr gesagt worden: ‚eine Stunde, wohl auch anderthalb'. Das war doch nicht schlimm! Bis man ihr einen Wagen geschafft hatte, konnten Stunden vergehen; und sie hatte Eile, eine fieberhafte Ungeduld trieb sie vorwärts.

Es war Mittag. Kein Sonnenschein; ein milder umzogener Himmel. Mutig wanderte die junge Frau auf der Landstraße, sie hatte sich den Weg beschreiben lassen. Wie schön, wenn sie das viele Geld für den Wagen sparen konnte! Und nebenbei hatte dies Wandern den Reiz der Neuheit. Häuser waren nicht zu sehen, von Menschen keine Spur; eine freie unverbrauchte Luft wehte über die Fläche. In der Ferne blaute Kiefernwald.

Dies Gehen in der unbegrenzten Weite that wohl. Wenn Richard sie so sehen könnte! Er hatte heute morgen auf dem Bahnhof in einer lebhaften Erregung von ihr

Abſchied genommen: „Komm bald zurück und geſund!“ „Und glücklich,“ hatte ſie lächelnd hinzugeſetzt.

Ihr Herz war geſchwellt von hoffnungsſeliger Gewißheit, ihre Bruſt hob und ſenkte ſich unter tiefen Atemzügen. Es konnte ja nicht anders ſein, der Onkel mußte ihre Bitte gewähren!

Wenn jener Krähenſchwarm nicht aufflog, bis ſie hundert gezählt, dann, dann gab er ihr die hülfreiche Hand!

Sie zählte haſtig — nun war ſie bei ſechzig — die ſchwarzen Vögel auf dem kotigen Acker waren unruhig geworden — ſiebzig, achtzig — brrr, ſie ſchwirrten auf und flatterten mit ſchwerem Flügelſchlag hinter jene Erdwelle.

„Oh!“ Lenas Geſicht überflog eine kleine Enttäuſchung. Sie blickte ſich prüfend um; war ſie denn auch auf der richtigen Straße? Vor kurzem hatte ſich der Weg geteilt; der, auf dem ſie jetzt ging, ſchien ſich in den Feldern zu verlieren. Sie knöpfte ihren Mantel feſter zu, ein feuchter Nebel, kein Regen, näßte nieder; aber er fröſtelte durch bis auf's Mark. Hier draußen war's bedeutend winterlicher als in der Stadt. Sie hatte jetzt den Wind entgegen, er ſchnitt ihr in's Geſicht und erſchwerte ihr das Vorwärtskommen.

Nein, dies konnte nicht der rechte Weg ſein! Raſch entſchloſſen drehte ſie um und ging zurück, woher ſie gekommen. Nun war ſie am Scheideweg. Richtig, das hatte ſie vorhin überſehen! Da ſtand auf dem weißgetünchten Meilenſtein mit ſchwarzer Ölfarbe: ‚Althöfchen, 4 km.‘

Ein plötzlicher Schreck durchrieſelte ſie, ſo weit war's noch?! Sie fühlte auf einmal eine Müdigkeit und große Niedergeſchlagenheit; eine bange Schwermut, wie ſie die in letzter Zeit oft empfunden, bemächtigte ſich ihrer wieder. Die Landſchaft öde, kein Baum, kein Strauch. Der Himmel bleigrau, in der Ferne der Kiefernwald wie ein geſtreckter dunkler Finger.

Eine troſtloſe Verlaſſenheit lag in der Luft. Mechaniſch ſetzte ſie die Füße, die naſſe Erde klumpte ſich unter ihren Abſätzen; es wurde ihr ſauer, rüſtig auszuſchreiten. Der Wind nahm ihr den Atem, der eigne Leib wurde ihr ſchwer zur Überlaſt. Ob ſie Althöfchen je erreichen würde?

Und wenn nun alles umſonſt war, der Onkel ſich von ihnen abkehrte, keine Hülfe gewährte?!

Nein, das konnte nicht ſein!

Es ging weiter. Eine ſtarke Stunde mochte vergangen ſein. Die Einſame hatte eine Sehnſucht, eine Gier, Menſchen zu ſehen, Menſchen zu ſprechen. Scheu ſah ſie ſich um. Raben krächzten; auf dem nächſten Felde lag noch faulendes Kartoffelkraut und ſandte einen Moderduft herüber. Es roch nach lauter Verweſung.

Mit großen, entſetzten Augen ſtarrte die junge Frau geradeaus — kam das Althöfchen denn nie? Sie ſah nichts, kein Gehöft, nur immer die gleiche endloſe, graue Weite. Doch halt! Dort, den Sandbuckel herunter kam ein dunkler Strich, und ein kleinerer bewegte ſich daneben. Menſchen, Menſchen!

Lena beſchleunigte ihren Schritt, ſie rannte, daß

ihr der Schweiß von der Stirn lief und ihr Herz ein wunderliches Klopfen begann.

Unter ein paar alten Weiden mit gespaltenen Stämmen begegneten sie sich. Ein Bauernweib war's; ein Kind hing ihr am Rock, und ein anderes erwartete sie. Aber ihr Gesicht war frisch und rot, ihre Augen klar. Verwundert sah sie die fremde Stadtdame an.

„Guten Tag," sagte Lena; sie war froh, die eigne Stimme wieder zu hören. „Können Sie mir nicht sagen, wie weit es noch bis Althöfchen ist?"

„Wollt Ihr darhin?" fragte das Weib und musterte die Fremde neugierig. „Ihr wollt wohl bei den Harre? Seid von der Bekenntschaft? Na, noch en Ende lang is't, ne gutte halwe Stund'. Wann Ihr an den See kommt, dann dreht Eich links, dann seht Ihr't Schloß liegen. No jo, so 'ne Stund' braucht Ihr noch!" Sie lachte, als sie das verstörte Gesicht der Dame sah. „Jo, Freilein, Ihr seid dat Gehn nich gewehnt wie unsereins — Gottliebchen, gieb der Freilein dat schene Händchen — ich han er sechse, Freilein, un dat siebte —" Sie hielt inne und strich sich die Schürze glatt. „Der Harre sagt, es seind er zu ville. Aber Freilein, mer freit sich doch sehre!"

Lena erwiderte nichts; es hatte sie plötzlich durchzuckt, wie sie das kräftige, lachende Bauernweib ansah. Sie bückte sich zu dem Jungen, der sie unverwandt anglotzte, und strich ihm über den Flachskopf; sie hätte dem Kinde gern etwas geschenkt, aber sie besaß nichts. Endlich fiel ihr ein, sie hatte ein paar blanke Fünfpfennig-

ſtücke im Portemonnaie; ſie zog's aus der Taſche und hielt dem Jungen das Geld hin.

„O ne, ne, Freilein," ſagte die Mutter eifrig, „ſteckt Eier Geld ein! Thu dir bedanken, Gottliebchen, for den gutten Willen, aber —" ſie richtete ſich ſo ſtramm auf, als es ihr möglich war — „wir ſorgen allein for unſere Kinder. Was mein Mann is, der will dat ſo." Sie ergriff die Hand der Dame und ſchüttelte dieſe kräftig: „Ich danke och ſehre ſchene — alſo Ihr geht hier eruf bis zum See un dann links! Ihr könnt Eich nich irre gehn, Freilein!"

Das Weib faßte den Buben feſter, nickte freundlich und machte ſich mit weit ausholenden Schritten wieder auf den Weg. Ihr Rockzipfel wackelte, auf ihren breiten Rücken fielen die Enden des Kopftuches, flatterten auf und flatterten nieder wie im Takt.

Lena ſtarrte der Bäuerin nach, bis ihr der feuchte Nebel den Blick trübte. Sie hätte hinter der Davoneilenden herrufen mögen: „Sag, wie machſt du's? Gieb mir deine Kraft, deinen Frohmut!" Sie hätte es ſchreien mögen, laut, gellend, herausgepreßt aus heimlicher Todesangſt. Sie fühlte es genau, wie eine jähe Offenbarung war's über ſie gekommen beim Anblick des Weibes — auch ſie wurde Mutter.

Keuchend ſtieg ſie den Sandbuckel hinan; oben auf einem verwitterten Weidenſtumpf ließ ſie ſich nieder. Sie war erſchöpft. Der Wind umſauſte ſie. Schaudernd zog ſie ihr Kleid an ſich und ſchloß für Minuten die Augen. Was ſie ſeit Wochen dumpf geahnt, in einem lethargiſchen Hinbrüten halb gehofft, halb gefürchtet — nein, nur ge-

fürchtet, gefürchtet! — ſtand jetzt in unheimlicher Gewißheit da. Auch das noch?!

Ihre Augen zwinkerten, als wollten ſie weinen; aber keine Thräne kam, nur ein trocknes Aufſchluchzen hob ihr die Bruſt. Richard würde ſich nicht freuen, er würde außer ſich ſein; deutlich hörte ſie ſeine Stimme ſagen, wie damals am Tage der Ausfahrt mit den Italienern: ‚Lena, um Gottes willen — das wäre ſchrecklich, ſchrecklich!‘

Verſtört ſah ſie auf und um ſich. Schrecklich — ſchrecklich —!

Der Wind fing ein Heulen an und riß ſie beinahe von ihrem Sitz. Mühſam erhob ſie ſich, ſie fühlte eine bleierne Schwere in allen Gliedern und eine noch größere Laſt im Herzen. Aufrecht ſtand ſie jetzt; der Nordweſt peitſchte ihr die Haare um das erbleichte Geſicht, ihre Lippen zuckten, bis ſich ein Zug trotzigen Eigenwillens um ſie feſtſetzte. Sie würde es ihm verheimlichen, ſo lange als möglich — nichts ſagen.

Mit vorgebeugtem Oberkörper, außer Atem, zitternd, mit Anſpannung aller Kräfte wanderte ſie weiter. Sie ſchleppte ſich. Ihr war, als ſeien Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft alle in dieſe eine einzige Stunde zuſammengedrängt. Als ſei es die Stunde vor ihrem Tode. Und ſie ſtarb nicht an körperlicher Erſchöpfung; nein, nur an dieſer großen ſtarren Müdigkeit ihrer Seele, an ihrer eignen furchtbaren Hoffnungsloſigkeit.

Schritt vor Schritt. Minute um Minute.

Da war der See. Sein Spiegel blinkte, im Rohr klagte ein wilder Vogel.

„Au!“ Bredenhofer ſchlenkerte die Hand hin und her, er hatte ſich empfindlich gequetſcht. Ganz ſchwach durch die plötzliche, nie geahnte Energie der Schweſter, wich er zurück.

„So,“ ſagte Fräulein Hannchen und drückte die Thür hinter ſich in's Schloß.

Grollend legte ſich der Alte auf's Sofa und ließ die Grünen über die Lehne baumeln. „Wenn ich nur wüßte, was das Frauenzimmer eigentlich wollte — kommt daher geſchneit —! Was will ſie? Geld — natürlich Geld, Meſſer wird ihnen an der Kehle ſitzen. Nichts da — gebe keinen Pfennig — hab's geſagt, ziehe meine Hand ab. — Undank, Undank wie immer — i was!“ Er trommelte mit den Grünen gegen das Sofa. Was ging ihn die Geſellſchaft an? Sie war kein Jota beſſer als die ganze übrige falſche berechnende Welt; und doch lauſchte er auf jede Bewegung im Nebenzimmer, auf jeden Laut.

Das blaſſe Geſichtchen ſchwebte ihm immer vor, das ſo kalt und ſtill auf ſeinem Rockärmel gelegen; ein armes Geſichtchen mit ſchmerzlich verzogenen Lippen und tiefen Rändern unter den geſchloſſenen Augen.

„Donnerwetter!“ Er kratzte ſich heftig in der buſchigen Haarmähne — wenn er nicht gerade da geſtanden hätte! Gerade ſehr à propos. Was wäre aus dem armen Frauchen geworden?! Auf der ſchmutzigen Gaſſe gelegen — gar nicht auszudenken, nicht auszudenken! Aber was wollte ſie nur? Was führte ſie hierher?

Hermann Bredenhofer verſank in tiefes Sinnen.

Drinnen in der Altjungfernſtube von Tante Hann-

chen lag Lena auf dem Bett. Wie ſie dahin gekommen, wußte ſie ſelbſt nicht; nur unklar ſchwebte ihr eine Erinnerung vor, eine furchtbare, an einen langen, langen Weg, an eine nicht endenwollende Pein. Man hatte ihr dann ſtarken Wein und heißen Kaffee eingeflößt; ſanfte Hände hatten ihr das beengende Kleid aufgeknöpft und die Nadeln aus den Haaren gezogen; ſie hatte dabei weinen müſſen wie im Traum, ſie hätte ſich ſo gern etwas von der Seele herunter geſchwemmt, aber es ging nicht, es ging nicht — hier ſaß es, hier!

Sie ſtemmte beide Hände gegen die Bruſt und ſetzte ſich auf; matt ließ ſie ihre Augen im Zimmerchen umher ſchweifen. Eine grün verhangene Lampe brannte. Wie hübſch war das hier! Dort auf dem Fenſterbrett eine blaßblühende Monatsroſe, ſie ſandte einen ſüßwehmütigen Duft herüber. Auf dem Nähtiſchchen Knäule und Strickſtrümpfe; über der Kommode die große Photographie eines hübſchen jungen Mannes in Uniform, darüber ein Bibelſpruch, mit buntem Papier und Wintergrün umſteckt. Lena verſuchte mit flimmernden Blicken zu leſen. ‚Die Liebe höret nimmer auf‘ ſtand da.

Wer mochte der hübſche junge Mann ſein?

War das ſtill hier und friedlich! Leiſe tickte die Schwarzwälderuhr an der Wand neben dem Kachelofen; dort, in der warmen Ecke ſorglich aufgehängt, ſtimmte auch der Kanarienvogel die winterlich umſchleierte Kehle. Tirili, tiii, tiii‘ — es klang ſo zart, ſo ſchläfrig wie ein Wiegenlied. Er ſang im Schlaf.

Das junge Weib ſah um ſich mit einem bangen,

ſehnſuchtsvollen Ausdruck — wer hier lebte, der mußte glücklich ſein! „Ach —!“

Die Thür hatte geknarrt.

„Warum ſeufzſt du ſo, mein Kind,“ piepte Tante Hannchens Stimmchen, „iſt dir jetzt beſſer?“ Die alte Dame trat dicht an's Bett, eine feine Röte der Schüchternheit überflog ihr welkes Geſicht. „Du erlaubſt doch, daß ich dich ‚du‘ nenne, liebe Lena?“ Und als dieſe ſie verwundert anſah, lächelte ſie freundlich und ein wenig reſigniert: „Ich bin nämlich Tante Hannchen. Du wirſt dich meiner kaum mehr erinnern; es war ja damals nur flüchtig, und ich habe wirklich ſo wenig Bemerkenswertes an mir. Aber ich hatte damals gleich Sympathie für dich, hätte mich Hermann nicht ſo weggeriſſen — den ganzen Strumpf mußte ich aufziehen, die Maſchen lagen unten, der Faden war verheddert — ja, ja!“ Sie ſeufzte ein bißchen, lächelte wieder und ſtreichelte Lenas lang herunterhängende ſchöne Haare. „Was du für Locken haſt — ſo eine liebe kleine Frau!“

Lena, von einem plötzlichen Impuls getrieben, ſtreckte beide Arme aus und ſchlang ſie um den Hals der ſich über ſie Beugenden. „Ihr müßt uns helfen,“ murmelte ſie, „helfen!“

„Ja, ja, ja — ei, ei, ei,“ flüſterte Tante Hannchen, wie man ein Kind beſchwichtigt. „Er iſt ſehr poltrig, aber er iſt ſehr gut; er wird ſchon helfen.“

„Helfen —?“ Die junge Frau ſchauderte zuſammen. „Uns kann niemand helfen! O doch, doch,“ ſagte ſie dann plötzlich, ſich beſinnend; „ich bin ja gekommen, ich wollte in Richards Namen den Onkel bitten. Er hat

ſein Bild nicht verkauft — wir müſſen die Miete zahlen — wir haben kein Geld — wir brauchen Geld — wir haben nichts, gar nichts!"

„Um Gotteswillen!" Tante Hannchen faltete ihre Hände um die ſich angſtvoll ausſtreckenden der jungen Frau. Sie wußte weiter gar nichts zu ſagen; ſie war ſehr erſchrocken, die verſtört auf ſie gerichteten großen Augen machten ihr bange. Lieber Himmel, was man ſo im Leben alles durchmacht! Die gute Tante trippelte von einem Fuß auf den andern. Es war ſo ſtill im Zimmer, der Kanarienvogel ſang nicht mehr, er ſaß aufgepluſtert wie ein gelbes Bällchen und hatte den Kopf unter die Flügel geſteckt. Sie lief hin, froh, etwas zu thun zu haben, und deckte ein Tuch über das Bauer. Dann kam ſie mit einem Kamm und begann Lenas verwirrtes Haar zu ſtrählen. Vorſichtig glättete ſie die Locken, leicht, mit liebevoller Hand.

Die junge Frau ſah immer gradeaus, keine Regung auf dem Geſicht. Plötzlich ſagte ſie: „Wer iſt der hübſche junge Mann dort — da — wo das drunter ſteht von der Liebe?!"

Die alte Dame wurde blutrot; über ihre welken Bäckchen, um ihr ſpitzes Näschen zuckte es eigentümlich. „Der war mein Bräutigam," antwortete ſie ſtolz. „Bei Düppel 64 iſt er gefallen. Beinah wären wir verheiratet geweſen, denn im Juli ſollte die Hochzeit ſein — beinah! Meine ganze Ausſteuer lag fertig, ich habe immer gern genäht und geſtrickt; aber es ging damals fixer." Sie nickte wehmütig: „Es ſollte nicht ſein; er ſollte auch die ſchönen neuen Socken nicht tragen — ach ja, man macht was durch!"

Sie putzte ſich krampfhaft die Naſe und ſchluckte ein paar Mal.

Lena ſah noch immer ſtarr gradeaus. „Haſt du ihn ſehr geliebt — ſo — ſo wie ich —“ ſie ſtockte. „Haſt du ihn ſehr geliebt?“ fragte ſie mit einem merkwürdig dringenden Ausdruck. Langſam drehte ſie den Kopf auf die Seite und ſah der andern mit einem ſcharfen, ſpähenden Blick in die Augen, als wollte ſie ſelbſt die Wahrheit herausfinden. „Hätteſt du ihn auch ebenſo geliebt, wenn — wenn — ich meine, wenn da allerhand Not geweſen wäre?“

„Ebenſo,“ ſprach das alte Fräulein feſt. Die dürftige Geſtalt reckte ſich, zärtlich nickte ſie zu dem Bild hinüber. „Sie ſagten, er wäre ein bißchen leicht geweſen und am Ende wäre es gut, daß ich ihn nicht gekriegt hätte. Ach —“ ſie lächelte mitleidig — „viele Menſchen ſind ſo unduldſam und machen einander das Leben ſchwer. Lieber Gott, ein bißchen leicht ſein! Wenn man ſich wirklich lieb hat, verſteht man alle Schwächen und verzeiht ſie einander; man iſt ſich ja ſo nötig. Die Liebe höret nimmer auf!“ Sie ging hin und rückte an dem Grünzeug, das den Spruch bekränzte; die Papierroſen raſchelten unter den dürren Fingern. „Gelt du?“ ſagte ſie und ſah zu dem Bild auf.

Als Tante Hannchen an's Bett zurücktrat, ſtreckte ihr Lena die Arme entgegen. Sie weinte leiſe.

Die kleine, trippelnde, verlegne Frauensperſon half der jungen, ſchlanken in die Kleider.

Man ſah es Lena an, es wurde ihr ſchwer, ſich aufrecht zu halten; aber ſie beſtand darauf, gleich, jetzt gleich

mit dem Onkel zu reden. „Ich muß," ſagte ſie mit einer Entſchloſſenheit, die an Verzweiflung grenzte. „O, die Angſt!" Sie preßte beide Hände gegen die Bruſt.

„Haſt du ſolche Angſt? Armes Kind, hab' nur keine Angſt," ermutigte Tante Hannchen und drückte leiſe den zitternden Arm, der in dem ihren lag. „Er iſt wirklich gut. Geh nur hier herein!" Sie ſchob die Wohnzimmerthür auf.

Bei dem Eintritt der beiden ſchnellte Bredenhofer die Grünen vom Sofa und ſetzte ſich ſtramm auf. Mit ſeiner grimmigſten Miene muſterte er die junge Frau — ſah erbärmlich aus — hm!

Lena trat dicht an den Tiſch, während Hannchen aus dem Wandſchrank Gläſer und eine Ungarweinflaſche hervorkramte.

„Klappre nicht ſo," fuhr der Bruder ſie an. „Hol' mal was zu futtern! Dalli, dalli!"

Mit einem heimlichen, eifrigen Kopfnicken gegen Lena verſchwand das Fräulein. Dieſer erſchien die Stube mit den unzähligen Pfeifenköpfen und dem blanken Lederſofa auf einmal ungemütlicher; ihr war, als ſei ein guter Schutzgeiſt daraus entwichen. Sie blieb ſtumm und ſah immer vor ſich auf die polierte Tiſchplatte.

„So, ſo — hm, hm," machte endlich Bredenhofer; dann legte er die flache Hand mit Vehemenz auf den Tiſch. „Iſt ja eine nette Geſchichte! Na, wie geht's Ihnen denn jetzt, Frau Nichte, wieder hergeſtellt, was?"

„Ich danke Ihnen," ſagte ſie, ohne die zwinkernden Lider zu heben.

„Wenn ich nur wüßte, was Ihnen einfiel, zu Fuß

hier angefockt zu kommen; da giebt es doch Fuhrwerk Aber natürlich, alles anders wie andere Leute, was Beſonderes!"

„Ich wollte das Geld für den Wagen ſparen, Richard hat jetzt —"

„Schweigen Sie mir von Richard, von dem Fanfaron, dem Thunichtgut! Ein ganz undankbarer Junge! Iſt das 'ne Art? Ich will nichts von ihm wiſſen! „Hermann Bredenhofer fühlte ſich ſtets und überall von Unank umgeben; ſein Wettern darüber war das Steckenpferd, das er ritt.

Lena wußte das nicht; ihre Lider ſchlugen ſich auf, ſie ſah ihn ſtarr an: „Undankbar? Warum undankbar?"

„Na, etwa nicht?" brummte er und erhob die Stimme mit jedem Wort lauter. „Ich, ſein Onkel, habe viel für ihn gethan, als er noch als kleiner Hoſenpamper herumlief — und ſpäter? Na, er war ja immer mehr begabt als andere, man hat ſich was Extras von ihm verſprochen. Aber Geld hat er auch immer mehr verbraucht als andere. Wer hat ihn dann jedesmal flott gemacht? Der Onkel! Als der Junge mündig war, hat er die Verwaltung von den paar Groſchen, die ihm als mütterliches Erbteil zukamen, ſelbſt übernommen. Wer ſagte: thu' das nicht? Der Onkel! Fragen Sie ihn nur, junge Frau, wo das Geld geblieben iſt, wieviel er noch übrig hat. Wer hat ihn nach Italien reiſen laſſen? Wer hat ihm jeden Wunſch gewährt, ihm ſein Leben ſo angenehm und pläſierlich gemacht, wie nur je ein Vater ſeinem Kind? Der Onkel — ich, ich, ich!" Bredenhofer ſtieß ſich bei jedem ‚ich' mit dem dicken Zeigefinger vor

die Bruſt. „Aber der undankbare Bengel! Nicht allein, daß er ſich verplempert und die gute Partie links liegen läßt — nee, er fragt nicht mal! Vergißt alle und jede Rückſicht, jede Ehrfurcht; vergißt, wie dankbar er zu ſein hat, kommt nicht beizeiten zum Onkel und ſagt: ‚Hör' mal du, ſo und ſo, ich möchte gern eine heiraten, ſei du ſo gut und ſieh ſie dir mal an, ich bin dir ſo viel Dank ſchuldig, ich thue nichts ohne dich!' I bewahre! Da wird der Kopf aufgeſetzt, und wenn man die Dummheit nicht gut heißt, wird gemault. Ich danke für ſo 'nen Undank!" Der Alte hatte ſich warm geredet, ſeine rote Stirn war noch röter geworden; der Hals war ihm trocken, darum ſchwieg er.

Daß Tante Hannchen nicht in der Stube war! Wo blieben die trippelnden Beinchen, das piepſige Stimmchen ſo lange?

Es erſchien wie eine Unmöglichkeit, daß Lena noch blaſſer wurde; und doch wurde ſie's. Sie hatte ſich raſch erhoben und ſtand jetzt hinter ihrem Stuhl, die Hände auf die Lehne geſtützt. Ihre blutleeren Lippen preßten ſich eigenſinnig zuſammen, ihre Augen blickten düſter und abweiſend.

Bredenhofer ſah ſie an, als erwarte er ein Wort von ihr; ſie ſprach nicht. „Na," ſagte er gutmütig, „erbärmlich genug ſehen Sie noch immer aus. Wir werden Sie ein bißchen hier behalten und mit friſcher Milch und Eiern auffuttern; die Hanne kocht ganz gut. Mag der Bengel ſehen, wie er allein zurechtkommt. Warum hat er Sie denn eigentlich hergeſchickt? Bei dieſem Mopskopf" — er ſtreckte den einen Pantoffel vor — „ich bin

gespannt. Warum — he?!" Nun streckte er auch den zweiten Schuh vor.

„Ich sollte Sie etwas fragen." Mühsam und gepreßt stieß sie die Worte hervor. „Aber es hat Zeit bis morgen, ich — kann — jetzt — nicht!" Sie versank in eisiges Schweigen.

Kam denn Tante Hannchen noch nicht?!

Der Onkel war beleidigt. Solcher Undank! Man liest sie von der Straße auf, und wenn man sie fragt, antwortet sie nicht mal! „Na, denn nicht," sagte er kurz; und dann schwieg er auch.

Jetzt kam Tante Hannchen. Lieber hätte sie sich nicht so lange beim Schinkenschneiden aufhalten sollen; ob der nun so glatt und fein war, das war ganz egal, besser wäre es gewesen, sie hätte hier geglättet.

Beide saßen mit krausen Stirnen. Das Fräulein merkte es sofort, hier stimmte nicht alles. Mit angstvoller Miene sah sie von einem zum andern.

„Glotze mich nicht so an," schrie Bredenhofer. „Stell nu endlich mal her! Ich weiß nicht, wie ihr Frauenzimmer seid, gleich so vertatert; ganz anders wie unsereins!"

Lena hatte eins der appetitlichen Brötchen mit rosiger Fleischscheibe und feiner Sahnenbutter vor sich liegen, sie schnippelte daran herum, aber sie aß nichts; nur das Glas Ungarwein stürzte sie wie eine Verschmachtete herunter.

Eine Unterhaltung kam nicht in Fluß. Tante Hannchen gab sich die größte Mühe; sie ging ganz aus ihrer ewigen Verschüchterung heraus und hielt den drohenden Blicken des Bruders stand. Sie erzählte von den

Dorfkindern, Geroks Palmblättern, vom kommenden Weihnachtsfeste und den jungen Hühnern im Stall.

Lena sagte, daß sie Geroks Palmblätter zur Konfirmation bekommen, aber nie gelesen habe. Damit war's aus; am Übrigen nahm sie keinen Anteil.

Die Augen der jungen Frau hatten einen trostlosen Ausdruck, schwach lehnte ihre Gestalt im Stuhl; man glaubte ihr's, daß sie angegriffen sei, als sie nach einer durchgequälten Stunde bat, sich zurückziehen zu dürfen.

Tante Hannchen hatte ihr ihr Zimmerchen eingeräumt. Dort hinein ging sie nun nach kühlem Gutenachtgruß, sank vor dem Bett auf die Kniee und biß in die Kissen; man sollte sie nicht schluchzen hören. Jammerlaut auf Jammerlaut drängte sich über ihre Lippen, und in ihrem Herzen regte sich eine ungeheuer große Beleidigung und bäumte sich wild.

‚Verplempert — Partie ausgeschlagen — Dummheit' — es traf sie wie unerträgliche schmerzhafte Schläge. Was hatte der rohe Mann alles gesagt?! Sie schüttelte sich und zog sich dann zusammen wie eine Mimose, die man unsanft berührt. —

Die Geschwister drinnen im Wohnzimmer hatten noch einen ziemlich erregten Abend. Hermann beklagte sich über den Mangel an Vertrauen von seiten der Nichte und über den Undank der Welt im allgemeinen; Hannchen erlaubte sich zu sagen, daß er selbst daran schuld sei, da er die Leute immer anpoltere und keinen zu Worte kommen lasse. Eins gab das andere. Bredenhofer warf der Schwester all ihre Missethaten vor, selbst ihre

Ohnmacht vor über dreißig Jahren bei der Nachricht vom Tod ihres Bräutigams. Hannchen weinte zuletzt.

Und alles dies unterdrückt, das ganze erregte Gespräch im Flüsterton, um ja den hereingeschneiten Gast im Nebenzimmer nicht zu stören.

* * *

Herr Hermann Bredenhofer hatte eine sehr gestörte Nachtruhe gehabt, ganz entgegen seinem sonstigen Bärenschlaf. Er hatte von der jungen Frau geträumt; immer tauchte sie vor seinem Bett im Dunkel auf mit trostlosen Augen, mit langen, offenen Haaren, die Hände ineinander gerungen. Wenn er aufwachte, schimpfte er und drehte sich auf die andere Seite; es dauerte nicht lange, da war der Traum wieder da, noch intensiver, noch unangenehmer.

Er war froh, als die ersten Hähne krähten; noch froher als sein Faktotum, Webers Johann, an die Thür donnerte: „Fünf Uhr, Harre!“ Erlöst fuhr er in die Kleider und trat dann hinaus auf den Hof.

In den Ställen brüllten die Kühe und schnauften die Pferde. Die verschlafenen Knechte kamen mit Mistgabeln und Eimern; die Pumpe quietschte; Laternen, auf der Brust der Träger hängend, leuchteten wie Glühwürmchen über den noch nächtigen Hof. Der ‚Harre‘ machte die Runde durch sämtliche Ställe; er wetterte viel, noch mehr als sonst, aber die Leute wußten ihn zu nehmen. Sie sagten „jo, jo“ und thaten dabei ruhig ihre Arbeit in der von ihnen begonnenen Weise fort. Nur nicht widersprechen oder verstockt schweigen! Man

ſtellte den Herrn zufrieden mit einem beipflichtenden ‚jo‘, und er war der beſte ‚Harre‘ von der Welt.

Endlich am Himmel der erſte Frühſchein. Ein fahles Morgenlicht graute den Hof an, die Glühwürmchen verlöſchten. In der Scheune begannen ſie zu dreſchen. ‚Klipp klapp — klipp klapp‘ gingen die Flegel im gemütlichen Takt. Bredenhofer hieß ſie eiligſt ſchweigen und ſchaute dann beſorgt nach dem Fenſter, hinter dem der Gaſt ſchlief. Die arme Frau, die Ruhe war ihr noch zu gönnen; ſah ſo elend aus!

Er ließ ſich den ſchwerfälligen Braunen ſatteln und ritt hinaus auf's Feld. Es gab draußen eigentlich nichts zu ſehen, auch war die Morgenkühle empfindlich. Er ritt aber doch; wenn er wiederkam, würde ſie wohl aufgeſtanden ſein, dann wollte er ſie noch einmal fragen und hören, was ihr Herz augenſcheinlich ſo ſchwer bedrückte.

„Armes Ding — iſt was los — hm, hm,“ brummte der Reiter und ſetzte mit Gepolter über den nächſten Graben. „Verfluchte Wirtſchaft!“

Als er zwei Stunden ſpäter in's Haus trat, kam ihm Schweſter Hannchen wie eine Trauerweide entgegen, die Arme herunter hängend, das Häuptchen geſenkt.

„Nanu?“ fragte er und zog die buſchigen Augenbrauen.

„Fort iſt ſie,“ ſtöhnte Hannchen und brach in Thränen aus. „Du haſt ſo gepoltert, das konnte ſie nicht vertragen; das arme Ding iſt ſo zart von Gefühl. Sie weinte und ſagte, du hätteſt ſie beleidigt, und auf Richard hätteſt du auch ſo geſcholten.“

„Ich — ich?!“ Bredenhofer war ganz faſſungslos.

„Nicht ein Wort habe ich gesagt, nicht einen Ton! Bei diesem“ — ‚Mopskopf‘ wollte er sagen und streckte schon das Bein vor; da fiel ihm ein, er hatte Stiefel an. „Keine Silbe habe ich gesagt!“

„Ach, du mußt doch,“ weinte die Schwester. „Ich sag's ja immer, wenn du mir auch böse bist, diese Kraftausdrücke sind ein Verderb. Sie war so unglücklich, sie ist mir ein paarmal um den Hals gefallen, und dann kroch sie auf den Wagen. Der Müller von der Station war nämlich hier, er kam gerade durch und wollte mit dir wegen der Getreidelieferung sprechen, da hat sie die Fuhre benutzt.“

„Und du hast sie gehen lassen?“ grollte er. „Hanne. du bist eine dumme Gans!“

Sie that, als wenn sie das Kosewort gar nicht hörte. „Die armen, armen Kinder,“ jammerte sie, „sie haben kein Geld, keinen Pfennig — sie müssen verhungern!“

„Warum nicht gar? Blödsinn!“ Er ließ sich am Frühstückstisch unsanft nieder und stieß die Tasse fort, daß sie klirrte. „Mag der Junge nun ausfressen, was er sich eingebrockt hat.“ Er knurrte und stützte den struppigen Kopf in die Hände. So saß er regungslos eine lange Weile.

Fräulein Hannchen schlich sich auf den Zehen hinaus und in ihr Stübchen. Dort stand sie mit gefalteten Händen vor der Kommode und sah schwimmenden Blicks zu dem Bilde ihres beinah Vermählten auf. „Gelt, du bist mir nicht böse,“ sagte sie leise, ganz verschämt, „daß ich ihr die hundert Mark gab, die ich für dein neues

Marmorkreuz geſpart habe? Ich will dir ſo gern eins ſetzen laſſen, ich ſpare auch wieder. Sei ſchon nicht böſe!"

Und dann putzte ſie ihren Kanarienvogel und begoß ihre Roſe. Dabei liefen ihr die Thränen über die Wangen. „Lieber Gott," murmelte ſie, „ich bin ſo gar nichts, ich kann ſo gar nichts; nicht mal ein bißchen helfen kann ich irgend einem Menſchen! Ich alte, unnütze Perſon — ach je, ach je!"

XVII.

Die Unſchuld vom Lande bei Bredenhofers hatte ſich Filzpantoffeln anſchaffen müſſen, ſie durfte nicht mehr mit nägelbeſchlagenen Schuhen trapſen; nun ſchlorrte ſie, daß die Dielen ächzten.

Der Herr war krank. Er lag ſchon ſeit Tagen auf dem Sofa mit fiebrig glänzenden Augen und geſpannter, gerböteter Haut über den Backenknochen. Er hatte ſich in den Herbſtſtürmen eine Grippe geholt; nun konnte er die gar nicht los werden.

Unten vor dem Hauſe hielt das Coupé von Doktor Allenſtein; er ſelbſt ſaß oben, glänzend vor Geſundheit und Wohlleben. Er wurde fett.

„Nur Mut," ſagte er zu Lena, die ihn mit weiten, glanzloſen Augen fragend anſah, „die Sache iſt gar nicht ſo ſchlimm. Die Lungen ſind ein bißchen angegriffen, aber bei der Pflege —" er küßte der jungen Frau galant die Hand — „muß ja alles beſſer werden!" Allenſtein war Frauenkenner; die ſtille Wehmut, die um Lena ſchwebte, gab ihr einen eigentümlichen Reiz. „Da möchte

man ja ſelber Patient ſein," ſetzte er mit einem ſatten Lächeln hinzu.

Der Patient hüſtelte. „Schwager, glaubſt du, daß ich bald wieder bei Wege ſein werde?" fragte er matt. „Ich habe ſo koloſſal viel vor. Ich will nun doch mein Buch über Schumann ſchreiben, abgeſehen von den kleinen Artikeln, die ich Lena diktiere. Und dann habe ich ein famoſes Bild in Gedanken." Er richtete ſich halb auf und ſtopfte ſich das Sofakiſſen als Stütze hinter den Rücken. „Du glaubſt nicht, welch originelle Idee das iſt! Ich freue mich wirklich auf die Arbeit. Ich habe eine wahre Gier danach," ſtieß er hervor; ſeine Augen flackerten.

„Du mußt dich ruhiger halten," meinte Allenſtein und ſtrich ſich den wohlgepflegten Bart. „So eine rechte echte Seelenruhe gehört unbedingt zum Wohlergehen. Ich finde es ſehr vom Übel, daß dieſer Doktor Reuter dich beſucht, der Mann ſtachelt dich nur. Du mußt, wie ich ſo ſagen möchte, innerlich duſeln; dann ſollſt du mal ſehen, wie dein Körper gedeiht. Mich regt nichts auf." Der ſtattliche Mann drückte den Bruſtkaſten heraus und hielt dann ſeinen Arm hin. „Fühle mal; famos bei Leibe, nicht?"

Bredenhofer lächelte, zugleich ein wehmütiges und malitiöſes Lächeln. „Das glaub' ich wohl — du" — ſagte er. Dann ſtrich er über den eignen mageren Arm: „Da kann ich nicht konkurrieren. Lena," wandte er ſich an ſeine Frau, „haſt du das letzte kleine Feuilleton für den Hamburger Korreſpondenten zur Poſt geſchickt? Heut müſſen wir eine kurze Plauderei ſchreiben für die Poſener Zeitung und morgen eine für die Magdeburgiſche."

„Du biſt raſtlos," tadelte Allenſtein.

„Mach mich nur bald geſund, dann kann ich Großes beginnen und hab's nicht nötig, meine Kraft in dieſer armſeligen Feuilletontagelöhnerei zu verſpritzen."

„Ich werde doch lieber noch einen Kollegen mitbringen." Der Doktor erhob ſich, ſchlüpfte in den eleganten Pelz und zog die gefütterten Glacés an. „Einen Spezialiſten für Hals und Lunge. Adieu, auf Wiederſehen, Richard! Auf Wiederſehen, ſchöne Frau!"

Er ging, der Kranke ſah ihm verdrießlich nach. „Er verſteht nichts," nörgelte er, „ich müßte längſt geſund ſein. Ich fühl's ja, das bißchen Grippe iſt nicht der Rede wert; er müßte mir was geben, um die Kräfte zu heben, ein paar belebende Tropfen. Lena, ich will doch den Thee trinken, den Mutter vorgeſchlagen hat; hier" — er zog ein zerknittertes Papierchen aus der Bruſttaſche der Sammetjoppe — „laß mal holen: Isländiſch Moos, Kandis, Anis; alles zu gleichen Teilen, eine Stunde gekocht. Brrr" — er ſchüttelte ſich — „das wird ſchmecken!"

Lena, die am Fenſter ſaß, die Hände um's Knie geſchlungen, ſtand nicht gleich auf.

„Lena," ſagte er mit erhobener Stimme, „hier! Hörſt du denn nicht?"

Sie fuhr zuſammen und ſprang haſtig empor.

Er hielt ihr die Arme hin: „So, und nun hilf mir mal aus dieſer guten Sammetjoppe; die alte thut's jetzt auch. Hol ſie, raſch, raſch!"

Sie lief, gab eilig dem Mädchen den Auftrag, zur

Apotheke zu gehen, und kam nach wenig Minuten mit der alten Joppe zurück.

Er hatte nicht gewartet, sondern sich schon allein den Rock abgezogen; nun lehnte er in Hemdärmeln auf dem Sofa, erregt atmend und ganz erschöpft. „Wo bleibst du denn? Du bleibst ja so lange! Ha, wie mich das angegriffen hat! Es ist schrecklich, wenn man so auf andere angewiesen ist! Danke, danke; habe ich sie mir allein ausgezogen, kann ich sie mir auch allein anziehen. Laß nur!“

Er hustete, schloß die Augen und streckte sich lang aus. „Ich will jetzt schlafen.“

Auf den Zehen schlich sie zum Fensterplatz zurück; dort nahm sie ihre frühere Stellung wieder ein.

Draußen Schnee; schon seit Wochen lag er. Seit Wochen lag auch Richard Bredenhofer. Das heißt, er lag nicht fest; nur die ersten Tage, zu Beginn der Krankheit, im hohen Fieber hatte er das Bett hüten müssen. Jetzt stand er alle Morgen auf, ging mit langen Schritten durch's Zimmer und glaubte sich genesen. Es war noch nicht Mittag, da lag er schon wieder auf dem Sofa; die Schwäche, die Schwäche, die war's!

„Was ist das nur?“ fragte sich Lena und sah mit bangen Augen zum Sofa hinüber. Sie blieb sich selbst die Antwort schuldig. So ging es nun schon wochenlang; seit ihrer verunglückten Reise zum Onkel war er krank.

O jene Reise! Die Blicke der jungen Frau verdüsterten sich noch mehr. Wie war sie heimgekommen, überraschend schnell, und wie hatte er sie empfangen?!

Es war der troſtloſeſte Abend ihres Lebens, den ſie da miteinander verbracht. Richard hatte ihr erſt heftige Vorwürfe gemacht und den Onkel herausgeſtrichen; dann hatte ihn ein namenloſer Zorn gegen den Hartherzigen gepackt. Auf den Knieen lag er vor ſeiner Frau und bat ihr alles ab; und zwiſchen die Liebkoſungen für ſie miſchten ſich die Zornesausbrüche gegen den Onkel. Zuletzt weinten ſie beide zuſammen; ſie wußten nicht mehr aus noch ein.

Zwei, drei Tage vergingen, in Sorgen und ausſichtsloſen Grübeleien nach Rettung verbracht. Dann war ein Brief von Tante Hannchen gekommen.

Die junge Frau am Fenſter hob den Kopf und lauſchte nach ihrem Mann hinüber; er ſchlief. Nun zog ſie vorſichtig ihre Nähtiſchſchublade auf, ſie mußte den Brief noch einmal leſen.

Da war er. Kritzlige, blaſſe Buchſtaben einer unausgeſchriebenen Hand; Tante Hannchen unterſchied nicht Haar- noch Grundſtrich, auch goß ſie gern Waſſer in die Tinte.

Kaum mehr ſichtbar waren die Buchſtaben, wie verwaſchen, aber Lena kannte den Inhalt faſt auswendig.

‚Liebe Nichte‘, ſchrieb die alte Tante, ‚er war ſehr außer ſich, daß Du ſo plötzlich abgefahren warſt; er wußte nicht, daß er Dir ein böſes Wort geſagt hat. Ich habe ihm eure Verhältniſſe klargelegt, ſo gut ich konnte; Du hätteſt das gewiß beſſer gekonnt. Da er wirklich ſehr gut iſt, wie ich Dir ja ſchon ſagte, hat er mich beauftragt, Dir eine Anweiſung über tauſend Mark zu ſchicken. Du kriegſt das Geld auf der Reichsbank, da

ſollſt Du Dir's holen. Bedanke Dich nicht etwa bei ihm, da wird er grob, wenn er auch immer über die Undankbarkeit ſchilt. Zu Neujahr ſchicke ihm eine Gratulationskarte, das wird ihn doch freuen. Richard ſoll lieber ganz ſchweigen, auf den iſt er ſehr böſe. Ich denke ſehr viel an Dich, liebe Nichte, und wünſche Dir Gottes Segen. Seht nun zu, daß Ihr ein Weilchen auskommt, ſo bald wird er nichts wieder herausrücken; doch laſſe ich die Hoffnung nicht ſinken, wenn er am meiſten ſchreit, meint er's eigentlich am beſten. Grüße Richard vielmals von mir; was war er doch für ein durchtriebener, luſtiger Schlingel! Am hübſcheſten ſah er aus, wenn er ſich auf's Sofa ſetzte, meine Brille auf der Naſe und mir nachmachte. Thut er Dir das manchmal auch? Ich würde Dir gern friſche Eier ſchicken, aber ſie gehen ſo leicht kaput; auch wollte ich Dir ſagen, Du ſollſt etwas Klettenwurzelpomade in Dein Haar thun, es iſt dann nicht ſo kraus und ſpruk. Ich ſchließe euch alle Abend und Morgen in mein Gebet ein; das iſt das einzige, was ich für euch thun kann.

Deine Dich liebende

Tante Hannchen."

„Tante Hannchen, die Gute," flüſterte Lena und ſtrich wie liebkoſend über den Brief.

Das alte Fräulein hatte es ſo gut gemeint; Richards Freude war auch groß geweſen. Er eilte ſofort zur Bank, um das Geld zu erheben; mit geröteten Wangen kam er wieder und ſchwenkte das Kouvert mit den Kaſſenſcheinen. Er war froh erregt, ſeine Augen leuchteten wie

in früheren Tagen; die Stirn war ganz glatt, ein Stück Jugend schien zurückgekehrt.

Lena wußte selbst nicht, woran es lag; sie hatte sich nicht freuen können. Das war Hülfe, gewiß — aber Hülfe für immer? Nein.

Es war Richards letzter Ausgang gewesen. Nun lag er da.

Wieder glitt ein banger Blick der jungen Frau zum Sofa hinüber — er atmete rasselnd, in kurzen Stößen, aber er schlief. Sie starrte durch's Fenster.

Schnee begann wieder zu fallen; eisige große Flocken klebten sich an die Scheiben und versperrten den Ausblick. Immer dichter wirbelten sie und dichter, sich unablässig drehend im kalten Todesreigen.

In Lenas Augen war ein Glanz von unterdrückten Thränen. Aber sie weinte jetzt nicht mehr; früher so leicht, bei jeder Gelegenheit floß der Quell über. Nun war er nach außen versiegt, alles nach innen gesickert.

Sie fröstelte, durch die Fensterritzen drang eine zugige Kälte. Sie schlug die Arme ineinander und legte sie wie schützend über ihren Leib. Sie versank in Träume; es waren keine beglückenden, keine bangsüßen Mutterhoffnungen. Kein zappelndes kleines Geschöpf mit spärlichen Flaumhärchen und schönen, blödkindlichen Augen erschien im rosigen Licht — blaß, still lag es in der Wiege, ein unerwünschtes Kind. Nebenan hustete der kranke Vater, und die Mutter beugte sich ohne Lächeln über das Bettchen.

Die junge Frau bewegte zuckend die Lippen, es kam wie ein Hauch über sie: „Armes Kind!" Und dabei

ſchoß ihr eine Blutwelle jäh in's Geſicht. Wunderbar, ſie freute ſich ſo gar nicht, ſie ſah mit einer ſtummen Reſignation dem Kommenden entgegen, und doch war in letzter Zeit eine ſeltſame Kraft in ihr, ſie fühlte ein zweites ‚Ich' in ſich, das mit vernehmlicher Stimme ſprach: „Um des Kindes willen!" Kein anderer Menſch hörte das; es war eine heimliche Zwieſprache in ihr ganz allein, die ſie ängſtlich verbarg vor'm Ohr jedes anderen.

Draußen rührte es an der Klingel, ſie wurde vorſichtig gezogen; man hörte Frau Langens Stimme in gedämpfter Unterhaltung mit dem Mädchen.

Lena ſchlich auf den Zehen hinaus. „Pſt, er ſchläft! Komm in die Schlafſtube, Mutter!"

Dort wurde jetzt auch geheizt, ſogar ſtark; gleichmäßige Temperatur hatte Allenſtein angeordnet, aber die war ſchwer herzuſtellen. Vier Treppen hoch, den leeren Bodenraum über ſich, fühlt man die Kälte kälter. Der Wind pfeift aus erſter Hand in den Schlot, ſtöbert das Feuer um und um, und treibt es als glühenden Funkenregen wieder vor ſich her zum Schornſtein hinaus.

Frau Langen ſah aus wie ein Schneemann; auf den kalten Füßen unruhig hin und her trippelnd, entledigte ſie ſich ihres Mantels und verſchiedener Packete. „Sieh mal, Lena, hier habe ich dir etwas Fleiſchgelee für Richard gekocht — da ſind Apfelſinen — für dich noch etwas Pfefferkuchen von Weihnachten. Ach, armes Kind, du haſt ja gar kein Weihnachten gehabt," ſeufzte ſie plötzlich auf. „Und hier" — ſie hielt der Tochter zögernd eine eingewickelte Flaſche hin — „hier iſt von dem alten

Wein, den der gute Fritz mir zur Stärkung geſchickt hat. Nimm ihn!"

„Nein, Mutter!" Lena kreuzte die Arme über der Bruſt. „Ich kann ihn nicht nehmen. Es iſt ſehr lieb von dir, daß du ihn mir geben willſt, und — und — nein, ich kann ihn nicht nehmen," ſagte ſie plötzlich hart. „Er hat mich lieblos von ſich geſtoßen, er hat ſich nicht mehr um mich gekümmert; ich will ſeinen Wein nicht. Thu ihn fort, Mutter, ich kann ihn nicht ſehen!"

Frau Langen ſeufzte wiederholt und ſehr tief; mit ſchwer enttäuſchter Miene packte ſie die Flaſche unter ihren Mantel. „Ach, daß du noch immer ſo empfindlich biſt! Du ſollteſt Fritzens Briefe leſen —"

„Ich will ſie nicht leſen."

„Du ſollteſt nur wiſſen, wie gut und liebevoll er ſchreibt. In jedem Brief fragt er zum Schluß nach dir, man merkt ihm das Intereſſe und den Kummer um dich an. Nie macht er mir einen Vorwurf daraus, daß ich ſo zu dir halte. Er iſt ein rührender Menſch, ſo gut, ſo gut! Wenn ich denke, wie ihr früher miteinander wart — und alles zerſtört durch dieſe unglückſelige Heirat! Ich kann keine Stunde mehr froh werden, ich kann einmal nicht ruhig ſterben, wenn ich euch beide nicht verſöhnt weiß. Wie anders könnteſt du es jetzt haben! Es iſt zu traurig."

Lena ſah die Mutter ſtarr an. „Mutter, du quälſt mich!"

„Ach, mein armes, armes Kind, nein, das will ich gewiß nicht!" Frau Langen ſchlug vollſtändig um; die Stimme der Tochter ſchnitt ihr durch's Herz. „Ach,

mein armes Kind, wie ſehr unrecht von mir! Nein, ich will dir dein Kreuz wahrhaftig nicht noch ſchwerer machen! Meine liebe, liebe Tochter, ich bewundere dich ja, wie du dieſe Prüfungszeit trägſt. Wie geht es denn Richard heute, was macht er? Kann ich zu ihm?"

„Jetzt nicht, Mutter, er ſchläft und — horch, er ruft!"

Sie ſprang davon in's Wohnzimmer. Durch die nur angelehnte Thür hörte Frau Langen die Stimme des Patienten.

Er war unwillig, ſein heiſeres Organ hatte einen quäleriſchen Klang. „Wer iſt da? Wer war da? Ich habe das Klingeln wohl gehört. Ihr wart nebenan ſo laut. Ich träumte gerade ſo ſchön — ach — ſo wundervoll! Weißt du, Lena, die himmliſche Melodie aus Jeſſonda — wie heißt ſie doch? — ‚Bald bin ich ein Geiſt geworden'" — —

Frau Langen hielt den Atem an und lauſchte. Die Tochter ſagte etwas, aber man konnte ihr Geflüſter nicht verſtehen. Der Mutter kamen die Thränen — was mußte das arme Kind durchmachen! Wenn ja auch Beſſerung unzweifelhaft bald eintreten würde — der Schwiegerſohn hatte ihr erſt geſtern erzählt, daß der Arzt das geſagt — ſo war es immerhin eine ſchwere, furchtbar ſchwere Zeit. Und ſo mitten im ſtrengen Winter!

Die kranke Stimme nebenan ertönte wieder. „Ich ſage dir, ſie ſangen herrlich. Und dann ſagte einer der Engel zu mir: ‚Daß du ſo krank geworden, wer hat es denn gemacht?' Ich weiß gar nicht, warum du das Lied nicht mehr ſingſt, Lena? Du weißt doch, daß es mein

Lieblingslied ist." Er sprach gereizt. „Das ist doch kein Opfer, was ich von dir verlange! Du kannst es mir gleich mal vorsingen."

„Jetzt nicht, Richard," bat die Stimme der jungen Frau mit einem eigentümlichen Zittern, „Mutter ist da. Nachher — heute gegen Abend — wann du willst!"

„Ach so — Mutter?!"

„Ist es dir nicht angenehm, willst du sie lieber nicht sehen?"

„Meinetwegen," sagte er langgezogen und müde, „es ist doch eine Abwechselung. So lange wird sie ja nicht bleiben; ich habe was vor, ich habe zu thun. Leg mir nur gleich Feder und Papier zurecht. Heute bin ich in der rechten Stimmung, mein Buch über Schumann zu beginnen. Den Traum will ich quasi als Einleitung benutzen. Die Stimme klang so süß, ich höre sie noch immer — ‚daß du so krank geworden, wer hat es denn —'"

Ein heftiger Hustenanfall schnitt ihm das Wort ab.

Lena kam in's Schlafzimmer. „Wenn du jetzt kommen willst, Mutter!"

Frau Langen ging auf den Zehen. „Wie geht es dir, armer Richard?" sagte sie in leidensvoll herabgeschraubtem Ton.

„Du brauchst nicht so leise zu schleichen — guten Tag," sagte er. „Ihr thut ja, als ob ich auf dem letzten Loch pfiffe. Es ist mir unangenehm, ich will heitere Gesichter um mich sehen."

„Es geht mir recht leidlich," meinte er dann, als die Schwiegermutter sich ein gezwungen heiteres Gesicht ab-

nötigte und nochmals nach ſeinem Befinden fragte. „Man muß nur nicht ſo den Kranken ſpielen, das bringt einen ganz herunter. Dazu habe ich gar keine Zeit, ich habe zu viel vor. Entſchuldige, Mama," — er wies auf ſeine abgeſchabte Joppe — „daß ich in dieſem Anzug bin! Aber die gute will ich gern ſchonen. Zum Frühjahr, wenn die Tage heller ſind und ich, anläßlich meines Bildes, Beſuche im Atelier empfange, muß ich doch anſtändig ausſehen. Nicht wahr? Du ſagſt ja nichts, Lena?" wandte er ſich zu ſeiner Frau. „Giebſt du mir nicht recht? Warum ſagſt du nichts?"

Sie nickte haſtig: „Gewiß, gewiß."

Er ſah ſie kritiſch an. „Du mußt immer lachen, Lena, dann biſt du viel hübſcher. Deine Grübchen ſind deine Hauptſchönheit." Er drehte ſich der Schwiegermutter zu. „Findeſt du nicht, Mama, daß Lena jetzt immer ſehr blaß und abgeſpannt ausſieht? Ich weiß gar nicht, wovon; ſie hat doch kein anſtrengendes Leben. Ich habe ſchon gedacht, wenn ich April oder Mai mit meinen Arbeiten ſo weit vorgeſchritten bin, will ich mit ihr nach Lugano oder Como. Ich war mal da, es iſt herrlich, ein Paradies, es wird ihr ſchon behagen. Nicht wahr, Lena, dazu hätteſt du auch Luſt?" Er hielt ihr die Hand hin.

Frau Langen wunderte ſich im ttillen über ihre Tochter, daß kein freudigeres Rot deren Wangen färbte.

„O ja," ſagte Lena kurz. Aber ſie ließ die Hand in der ihres Mannes; ihre Finger umklammerten die kalten wachsbleichen, als wollten ſie die feſthalten.

„Lache, Lena, lache! Ich will mal wieder deine Grübchen ſehen!“

Und Lena lachte.

* * *

Gegen Abend desſelben Tages erſchien Frau Allenſtein. Sie war in großer Toilette, ſie fuhr zu einem Diner in der Nähe und machte vorher den Krankenbeſuch bei'm Bruder. Es war ihr durchaus kein Opfer, obgleich es immerhin eine Anſtrengung war, in dem eleganten langen Kleide die vielen Treppen hinaufzuklettern. Mit der einen Hand mußte ſie die Seide raffen, in der anderen trug ſie ein ſorgfältig verpacktes Tablettchen. Sie brachte dem lieben Patienten Auſtern mit.

An Aufmerkſamkeiten ließ es Suſanne jetzt erſt recht nicht fehlen; einmal Auſtern, das zweite Mal Caviar, ein andermal Malagatrauben, und ſo die Delikateſſen der Saiſon durch. Alle Tage konnte ſie nicht kommen, dazu war das Geſellſchaftstreiben zu ſehr im Gang und waren ihre Nerven zu ſtark angegriffen. „Aber meine Gedanken ſind unausgeſetzt bei dir, mein geliebter Richard,“ ſagte ſie.

Heut rauſchte ſie in die Krankenſtube, licht wie der Frühling gekleidet; eine Wolke von Duft wehte vor ihr her. Blaßgrüne Seide und Crêpe darüber, an der Bruſt Maiglocken.

„Du riechſt ſo ſtark nach Parfüm, Suſanne! Geh weiter weg,“ wehrte Bredenhofer, als ſie ſich über ihn beugte und ihn küßte. Er wedelte mit dem Taſchentuch. „Puh! Du brauchſt hier auch nicht ſo im Staat herzukommen; doppelt bitter für einen, da liegen zu müſſen!“

Er war in sehr schlechter Stimmung; er hatte vorhin Papier und Feder verlangt und mit Vehemenz zu schreiben begonnen. Ein paar Zeilen gingen glatt, dann waren die Gedanken fort; er zermarterte und zermarterte sich, sie kamen nicht wieder. Und nun waren die Kräfte auch fort; klebriger Schweiß trat auf die Stirn, die Hand zitterte, die Feder rollte über's Papier und die Tinte verspritzte. „Ich kann nicht," stöhnte er und ließ den schmerzenden Rücken gegen das Kissen fallen. „Die unbequeme Lage macht's; ich will sitzen." Er ließ die Beine vom Sofa gleiten; fünf, zehn Minuten, dann war's aus. Ein Frösteln schüttelte ihn, er mußte sich wieder legen. Ungeduldig ballte sich seine Hand, zornig murmelte er: „Ignorant! Er versteht nichts. Morgen soll der Spezialist kommen. O, meine Seite, mein Kopf!" Die Zähne zusammenbeißend hatte er die Augen geschlossen.

Nun störte ihn der Duft von Frau Allenstein. Auch die Austern rochen. „Ich mag sie nicht," grämelte er, „nimm sie fort, Lena! Trag sie weg!"

Susanne ging hinter der Schwägerin hinaus. „Er ist ja sehr mißgestimmt," flüsterte sie, „du mußt ihn aufheitern. Du mußt dich ein wenig zwingen; immer heiter, das ist die erste Pflicht!"

Lena sah der Sprechenden mit einem so eigentümlichen Blick in's Gesicht, daß diese verstummte. „Nun, nun," sagte Susanne nach einer kleinen Pause begütigend, „es kann dir ja nicht schwer fallen bei deinem sanguinischen Temperament, und wenn du bedenkst, daß schlechte Laune bei Patienten das beste Zeichen für ihre Genesung ist. Also immer hübsch heiter, Kleine!"

Frau Allenſtein hob mit zwei Fingern der fein behandſchuhten Rechten das Kinn der jungen Frau in die Höhe. Sie vergaß vollſtändig die Beleidigungen, die ihr durch Lena und den Bruder zu teil geworden; wenn ihr Richard auch noch vor wenig Wochen das Schalten in ſeinem Haushalt gewehrt — wer denkt daran in ſolcher Zeit?! Die Krankheit hatte alles verwiſcht.

„Alſo, liebe Lena," flüſterte ſie noch einmal, „immer hübſch heiter! Du mußt dir wieder friſchere Farben anſchaffen und ein bißchen auf deine Toilette achten. Dieſe Blouſe iſt ſchon recht ſchäbig und verdeckt ganz deine nette Figur." Dann kehrte ſie wieder zum Bruder zurück und begann ihn mit der Schilderung aller möglicher Feſtlichkeiten, Diners, Bälle, Wohlthätigkeitsvorſtellungen und ſo weiter aufzuheitern.

Er lag mit geſchloſſenen Augen; ob er zuhörte, wußte man nicht. Jedenfalls nahm es die Schweſter an. „Es thut mir ſehr leid, daß ich gehen muß," meinte ſie endlich, „ich weiß, wie nötig dir die Zerſtreuung iſt. Lena hat nicht ſo die Art, mit Kranken umzugehen; aber ich, die ich ſelbſt ſo viel leidend bin, weiß, wie wohlthuend eine heitere Unterhaltung wirkt. Gott im Himmel" — ſie horchte erſchreckt auf den Schlag einer Uhr — „ſieben! Um die Zeit ſind wir gebeten; ich habe mich ſo verplaudert — leb wohl, geliebter Richard, eine recht gute Nacht! Laß dir was Hübſches träumen von dem, was ich dir erzählt habe! Morgen haben wir Gäſte bei uns, aber übermorgen komme ich und erſtatte dir Rapport!" Sie beugte ſich wieder über ihn, eine ganze Wolke von Duft hüllte ihn ein.

Er zog die Naſenflügel kraus. „Viel Vergnügen,“ ſagte er bitter und drehte ſich auf die andere Seite, das Geſicht der Wand zukehrend.

So fand ihn Lena, die ſich eine Weile draußen aufgehalten hatte; wenn Frau Allenſtein da war, ergriff ſie gern jeden Vorwand, ſich zu entfernen.

Als er ihren Tritt hörte, murmelte er: „Iſt ſie fort?“

„Ja.“

„Sie iſt mir unangenehm. Ihr Kleid rauſcht, ſie riecht nach Parfüm. Ich habe nie gewußt, daß Suſanne eine ſo ſcharfe Stimme hat. Sie macht mich krank!“ Er ſtöhnte.

Lena beugte ſich über ihn und legte ihre kalte, ſchmale Hand auf ſeine heiße Stirn. „Fehlt dir etwas?“ fragte ſie.

Er ſchwieg. Dann ſagte er plötzlich, wie nach langem Beſinnen: „Sie machen mich alle krank. Die ganze Welt. Laß die Hand hier liegen“ — er hielt ihre Finger feſt — „ich brenne inwendig. Das macht die Unraſt. Ich muß hier liegen und habe ſo ſchrecklich viel zu thun, ſo viel!“

Sie wagte nicht ihre Hand fortzuziehen, regungslos ſtand ſie. Wie angenehm wäre es ihr früher geweſen, hätte er herausgefunden, daß die Schweſter nicht ſo ſympathiſch ſei, wie ſeine Voreingenommenheit ſie hinſtellte. Jetzt empfand ſie keine Freude darüber, im Gegenteil, die Veränderung machte ihr Angſt. Was ging mit ihm vor?!

Sie beugte ſich tiefer über ihn. Der Schein der verhangenen Lampe ſpielte über ſein Geſicht. Es war

gar nicht ſo bleich, die Wangen blühten, aber die Schläfen waren ſehr eingeſunken, die Augen lagen tief in den Höhlen. In den wenigen Wochen ſchien er alt geworden; hier, in dem feuchten Stirnhaar zeigten ſich graue Fäden und um den Mund grub ſich ein Leidenszug.

Ein unbeſchreibliches Gefühl krampfte Lenas Herz zuſammen — Liebe, Mitleid und noch ein anderes, ein unheimliches, unnennbares. Sie legte ihre Lippen auf die grauen Fäden und küßte ſie.

Er rührte ſich nicht; leiſe zog ſie ihre Hand fort.

Da ſagte er, ohne die Augen aufzumachen: „Es ging mir wie ein Eisſtrom durch den Körper, von der Stirn herab bis zum Herzen und löſchte den Brand. Das that gut. Wenn ich erſt kühl bin, bin ich auch ſo gut wie geſund.“ Ein freundlicheres Lächeln umzog ſeinen Mund. „So, und nun kannſt du mir was ſingen, Lena — Schumann, mein Lied, du weißt ſchon!“

Sie ſetzte ſich an's Klavier, ohne die Lichter anzuzünden, und präludierte leiſe.

„Nicht das, nicht das,“ ſagte er ärgerlich, „mein Lied! Warum ſängſt du denn nicht an?“

Sie konnte ſich nicht entſchließen. Eine Geiſterſtimme machte ‚Pſt, pſt‘, eine unſichtbare Hand legte ſich ihr auf den Mund. Die Kehle war ihr zugeſchnürt, die Lippen waren wie verſiegelt.

„So ſange doch endlich an!“ Bredenhofer warf ſich ungeduldig hin und her.

— — — — — — — — — — — —

„Daß du ſo krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?“

War ſie ſelbſt es wirklich, die das ſang? Lena hatte nie geglaubt, daß man ſingen könne, wenn das Herz bis zum Rande voll von Schmerz iſt; ja, noch mehr als Schmerz, voll von Todesangſt. Aber rein und weich folgte ein Ton dem anderen; ſie kam zu Ende. Im Geiſterhauch hallten die Wände die letzte Klage wieder.

Scheu ſah Lena nach dem Sofa. Er hatte ſich aufrecht geſetzt und die Augen weit aufgeſchlagen. „Du warſt gut bei Stimme," ſagte er, „ſehr friſch und klar; aber du warſt heute nicht mit der Seele dabei. Warum nicht?"

„Man iſt doch nicht immer gleich disponiert," antwortete ſie ausweichend. Wie gern hätte ſie herausgeſchrieen: ‚Weil du krank biſt, ſehr krank! Ich kann nicht ſingen!' Sie durfte das nicht. So wiederholte ſie noch einmal: „Ich war nicht disponiert! Verzeih!"

„Morgen kannſt du mir es wieder ſingen. O, wie ſchön iſt das Lied," ſchwärmte er. „Mir iſt wirklich, als hätte ich's jetzt noch lieber wie früher. Ich lerne es erſt ganz verſtehen. Kompoſition und Text ſo wundervoll! Ich möchte wohl wiſſen, aus welcher Stimmung heraus Schumann das komponiert hat — ob ſie der meinen gleich war?" Er verſank in Sinnen.

Lena ſaß noch immer auf dem Klavierſtuhl. Ihren Mann, im Schein der Lampe konnte ſie ſehen, ſie ſelbſt blieb unbeobachtet, verſchluckt vom Dunkel.

Die Uhr nebenan ſchlug acht; plötzlich hörte man draußen eine rauhe Stimme. Wer war das?!

Die junge Frau fuhr zuſammen, draußen der hohle, grobtiefe Baß jagte ihr einen Schauer über den

Rücken, ein Fröſteln durch alle Glieder. Die furchtbare Stimme — was wollte die — wo kam die her — was wollte die?!

Sie ſprang auf und ſtarrte mit entſetzten Augen nach der Thür.

Es klopfte.

Sie ſtreckte abwehrend die Hände aus: „Nein, nein!“

„Was haſt du?“ fragte der Kranke heiſer. „Herein!“

Die Thür ging auf. Das Mädchen trat ein, einen Brief in der ſchwieligen Hand.

„Wer — wer iſt draußen?“ ſtammelte Lena; ihre zitternden Lippen konnten kaum die Worte formen.

„Na, der Briefträger!“ Die Unſchuld ſah ſie verwundert an und ſchlorrte dann wieder ab. War die Madam aber ſchreckhaft! ‚Käsbleich‘, dachte der gutmütige Trampel.

„Von Onkel Hermann,“ ſagte Richard erfreut. „Suſanne muß ihm geſchrieben haben, daß ich krank bin. Paß mal auf, wie nett er nun iſt!“ Er öffnete ſelbſt den Brief und las ihn; er hatte kaum die erſte Seite überflogen, ſo knitterte er den Bogen zuſammen und ſchleuderte ihn, zum Knäuel geballt, mit einem Zornes-laut von ſich auf den Boden. „Er iſt verrückt — der — der —!“ Er beugte ſich vornüber und huſtete anhaltend und erregt.

„Was iſt, was hat er geſchrieben?“ fragte Lena und faßte nach dem Papierknäuel.

„Laß liegen,“ ſchrie er heftig, „oder heb' den Wiſch auf und ſchmeiß ihn in den Ofen! Ich habe nicht nötig, mir Vorhaltungen machen zu laſſen. Raſch, raſch — ſo

— verbrenn' ihn! Ah, was der Alte glaubt — und das nennt er Liebe? Ha, Liebe!" Er lachte bitter. —

Als der Kranke eine halbe Stunde ſpäter im Bette lag und ſeine Frau ihm die Medizin zur Nacht reichte, hielt er ihre Hand feſt. „Lena," ſagte er weich.

„Richard!" Sie neigte ihr Geſicht näher zu ihm.

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das iſt der Menſchen Thun;
Natur ließ mich geſunden,
Sie laſſen mich nicht ruhn,"

flüſterte er. „Das Lied kommt mir nicht aus dem Kopf, ich hör' es immerzu. Er ſagt, er liebt mich, und doch ſchreibt er, ich hätte mir ſelbſt mein Leben verpfuſcht. Die Krankheit wäre mir eine ganz heilſame Mahnung. O, ich ärgere mich ſo, es wurmt mich ſo!" Seine trockenen Lippen zuckten.

Lena ſtreichelte ihn. „Sei ruhig, Richard," bat ſie, „du ſchläfſt ſonſt die ganze Nacht nicht. Ja, ſie lieben uns alle," ſetzte ſie mit einem Lächeln hinzu, das ihr junges Geſicht traurig veränderte.

„Alle," wiederholte er. Er hielt noch immer ihre Hand feſt. „Das Leben iſt ſo ſchwer!" Es klang wie eine Klage, die ein Kind der Mutter ſtammelt — ein armes, ſchwaches Kind.

XVIII.

Der Schnee iſt vergangen. Im botaniſchen Garten zeigen die Stachelbeerſträucher die erſten verkrumpelten grünen Schößlinge: aber nur die, die am ſonnigen Platz ſtehen, die anderen ſtrecken die nackten, dornigen Zweige. Die Weiden um den Tümpel gehen in den Saft, rot wie

Blut ſchimmern ſie. An den großen Bäumen ſchwellen Knoſpen, braun und dick; die Spatzen ſchirpen und lärmen in Scharen.

Wenn unter'm modrigen Winterlaub die Erde ſich dehnt und reckt, dann dehnt es ſich auch in der Menſchenbruſt. Sei es Hoffnung, ſei es Schmerz, alles wird um die Zeit lebendiger.

Es war Februar. Ein ſelten frühes Frühlingsahnen nach langem Erſtarren.

Bei Bredenhofers ging es viel treppauf und treppab; es durfte nicht geklingelt werden. ‚Bitte klopfen' ſtand an der Entreethür.

Schon am frühen Morgen kam Frau Suſanne Allenſtein, am Mittag kam ſie zum zweiten- und am Abend zum drittenmal. Sie weinte, wenn man ſie nicht immer zum Bruder ließ.

Doktor Allenſtein kam ebenfalls täglich; er war ein gutmütiger Menſch, und wenn er die Treppe wieder hinunterging, waren in ſeinem jovialen Geſicht die Augenbrauen hochgezogen. Öfters begleitete ihn ſein Kollege, der berühmte Spezialiſt für Hals- und Lungenkrankheiten; der Mann war ſeiner Sache ſicher, der hatte bereits im Januar, als er das erſte Mal kam, achſelzuckend geſagt: „Letal!"

Sie ſprachen im Krankenzimmer immer flüſternd; Lena lauſchte geſpannt und verſtand nicht.

Wie war das eigentlich nur ſo raſch gekommen? Bredenhofer hatte ſich nach der erſten Attacke merkwürdig erholt gehabt. Niemand dachte Schlimmes, und ſelbſt Lena verlor die unbeſtimmte, unheimliche Angſt, die ſie gemartert.

Er ſtand auf, er ging, ohne ſich auf ihren Arm zu lehnen, eilig und kräftig im Zimmer auf und ab: das Atelier wurde geheizt, er machte die erſten Entwürfe zu ſeinem Bild. Zu entwirren war das Chaos von Kohlenſtrichen und Farbenkleckſen noch nicht, aber es würde ſchon kommen; es mußte kommen!

Bredenhofer trug die gute Sammetjoppe, er empfing oft den Beſuch Reuters. Beide Männer vertieften ſich dann ganz, bis auf den Korridor hörte man ihr lebhaftes Geſpräch, nur ab und zu unterbrochen von heiſerem Hüſteln. Der Alte und der Junge, beide waren ſie gleich enthuſiaſtiſch. Bei dem Alten war es ein ſtetig brennendes, luſtiges Herdfeuer, an dem ſich ſein Herz wärmte und jung blieb; bei dem Jungen ein ängſtlich flackerndes, jäh aufflammendes Licht, das raſch erliſcht, wenn ein Zugwind weht.

„Ihr Mann iſt ein ganz genialer Kopf, liebe junge Frau," rief Reuter eines Tages Lena zu, als dieſe das Atelier betrat. Sie ſtörte dort nicht gern, aber heute war ihr bang geworden, der gute Doktor blieb ſo lange; immer erregter klang das Huſten ihres Mannes durch die Wand.

„Wird es dir auch nicht zu viel, Richard?" fragte ſie beſorgt. Er hatte ſo merkwürdig unruhige, glänzende Augen und ein abgezirkeltes Rot auf den Backen. „Der Doktor hat geſagt, du möchteſt dich noch ſehr ſchonen."

„Still," ſagte er und hob den mageren Finger, „ſtöre uns nicht! Nicht wahr, das iſt eine wundervolle Idee, lieber Doktor?" wandte er ſich zu dieſem.

„Gewiß, gewiß! Ganz herrlich, eine gottbegnadete

Idee — oh, oh!" Reuter zappelte mit Händen und Füßen.

„Ja,' rief Bredenhofer, „ich warte nur noch den erſten Sonnenſchein, das erſte Frühlingserwachen ab; dann bin ich ſicher, iſt mein Krankheitsreſt ganz verſchwunden. Vom leidigen Körper unbeläſtigt, kann ich mich in freie Regionen ſchwingen."

Lena fühlte einen Stich im Herzen. Sie freute ſich über die Friſche ihres Mannes, über die ſo raſch zurückgekehrte Hoffnungsfreudigkeit, aber ſie ſelbſt konnte nicht mitmachen, ihr war die Elaſticität ganz abhanden gekommen.

Unbeachtet, wie ſie ſich hier fühlte, ſchlich ſie wieder hinaus.

Die junge Frau konnte ihren Zuſtand nicht mehr verbergen. Die Mutter hatte bei der Entdeckung geweint und die Tochter unter vielen Thränen an's Herz geſchloſſen; man wußte nicht, freute ſie ſich oder jammerte ſie. Der Schwägerin hatte Lena keine Mitteilung gemacht, aber die ließ es nicht an zarten Anſpielungen fehlen. Auch nicht an weiſen Ermahnungen. „Sollteſt du — iſt es wirklich der Fall — ich weiß ja nichts Genaues — aber dann mußt du dich recht in Acht nehmen. Ich würde nicht ſo viel ſitzen, geh fleißig an die Luft, und ſei recht heiter, immer recht heiter!"

Lena hatte die Lippen zuſammengekniffen. ‚Ich weiß nicht, was du willſt', ſagte deutlich ihr abweiſender Blick.

Nur Richard hatte keine Ahnung. Schweſter und Schwiegermutter ſagten ihm nichts, ſie wollten ihn jetzt

nicht aufregen. Und Lena ſelbſt? Hundertmal hatten ſich ſchon ihre Lippen geöffnet, um ihm das Geſtändnis zu machen, und dann haſtig wieder feſt geſchloſſen. Es regte ſich in ihr wie Beleidigung; er war ſo ganz verrannt in ſeine Ideen, mit ſich vollauf beſchäftigt, in fieberhafter Eile wollte er jede Minute ausnutzen — was ſollte ſie ihn ſtören? Wenn er erſt ganz geſund war, dann wollte ſie ſprechen.

Ganz geſund —?! Ganz krank.

Der Tag kam, an dem Lena und das entſetzte Dienſtmädchen ihn zuſammengebrochen vor der Staffelei fanden. Das Fenſter im Atelier ſtand halb offen, er hatte es wohl geöffnet. Die erſte lauliche und doch heimtückiſche Luft wehte herein. Er lag am Boden, ohnmächtig, Blutflecken auf der Joppe, noch Blut auf den ſchneebleichen Lippen.

Die Magd kreiſchte auf, ſie wäre am liebſten davongerannt; aus Lenas Mund kam kein Ruf.

Nun verließ er das Bett nicht mehr. Sein Lebenslicht flackerte und züngelte mit langer, verkohlter Schnuppe; Gevatter Tod ſtand auf der Lauer, es umzuſtoßen.

Frau Langen war außer ſich — daß ihrer Tochter das paſſiren mußte! Ihr graues Haar ſchien noch grauer, ihr Rücken beugte ſich, ſie verweinte die Nächte. Am Tag war ſie faſt immer in der Elsholzſtraße zu finden; im Wohnzimmer ſaß ſie in der Sofaecke zuſammengekauert. „Wie geht es ihm, was macht er jetzt, ſchläft er, iſt er wach?“ rief ſie ängſtlich leiſe der Tochter zu, wenn dieſe ſich nur ſehen ließ.

Mit brennenden, thränenlosen Augen ging Lena hin und her. Stundenlang saß sie regungslos am Bett ihres Mannes und hielt seine Hand. Auf alle ärztlichen Ermahnungen, sich zu schonen, auf die Bitten der Mutter schüttelte sie nur den Kopf. „Nachher!“ Das war das einzige, was sie sagte.

Der Kranke schlief meistens oder er lag in einer stumpfen Apathie.

„Die Lebenskraft ist vollständig erschöpft,“ sagte der berühmte Specialist zu Allenstein, „aufgezehrt das Öl in der Lampe. Die Konstitution ist überhaupt schwach, starken Anforderungen nicht gewachsen. Ich sagte es Ihnen ja gleich, verehrter Kollege, nichts mehr zu machen! Übrigens Schmerzen leidet er nicht, er löscht aus.“

Jetzt sprachen sie nicht mehr flüsternd im Krankenzimmer; wozu auch? Das junge, blasse Weib wußte ganz genau, um was es sich handelte. Sie verzweifelte nicht, aber sie kämpfte nicht mehr; sie streckte die Waffen in stummer Resignation.

Am Abend steigerte sich das Fieber des Kranken, die Nächte durch phantasierte er. Frau Allenstein hatte einen excellenten Wärter engagiert, Lena schickte ihn in's Nebenzimmer; dort schlief er.

Sie selbst saß wie ein Geist neben dem Lager ihres Mannes und horchte und horchte. O niemand sollte das Gespräch belauschen, das ihre Seele mit seiner Seele hielt! Er delirierte, aber mitten in dem wilden Gemisch von Wahn und Unsinn, von phantastischen Entwürfen, bekannten Plänen und neuen, kühneren, unmöglichen, kamen Stellen von unsäglicher Schönheit. Da sprach er

von der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, von ihrer Reise, der sonnigen Stunde im Kölner Dom, ihrem Wiedersehen in Berlin und von ihrem ersten Kuß. Er sprach flüsternd, wie ein heimlich Liebender.

Da konnte Lena weinen. Und diese Thränen schwemmten fort, was in ihrer Seele an Bitterkeit gegen ihn sich angehäuft, was sie von ihrem Mann getrennt hatte. Sie preßte ihre Lippen auf seine Hände.

Eines Nachts erwachte er. Seine Augen blickten ganz klar.

Auf dem Tisch brannte die kleine Lampe mit trüb verhangenem Schein.

„Heller!“ rief er ganz laut.

Lena ging und schob den Schirm zurück, dann machte sie: „Pst“ und legte den Finger an die Lippen. Leise glitt sie wieder neben sein Lager. „Daß er nicht aufwacht,“ flüsterte sie, „wir sind allein!“

„Ja, allein,“ sagte er ebenso leise, „allein — sie sollen uns alle allein lassen — ganz allein — komm!“ Er bewegte die Lippen wie zum Kuß und sah sie sehnsüchtig an.

Sie legte ihren Mund auf den seinen und sog seinen fieberhaften Atem ein.

„Mein Mann — mein Geliebter — Richard!“ hauchte sie im Kuß; es klang mehr wie ein Stöhnen.

Er atmete schwer, sie fühlte, daß sie ihn bedrückte, und zog ihre Lippen zurück; sie waren auch heiß geworden von seinen trockenen, verbrannten.

Seine übergroßen Augen suchten ihren Blick. „Ich

muß ſterben," ſprach er jetzt deutlich und ſo ruhig, als ob jemand ſagte: „Ich muß reiſen."

Sie widerſprach ihm nicht; ſie preßte nur ſtumm die Hände zuſammen in einem furchtbaren, entſetzlichen Schmerz.

„Ich ſterbe," wiederholte er, „gern! Arme Lena — du mußt bleiben — das Leben — es drückt — drückt und alles — alle!"

Es zog ſie nieder mit gewaltiger Laſt, ihre Kniee knickten ein; wie niedergeſchmettert ſank ſie vor dem Bett hin und legte die Stirn auf deſſen Rand.

„Arme Lena," flüſterte er immerfort, hob ſchwach die zitternde Hand und legte ſie auf ihren lockigen Scheitel.

Die trockene Glut dieſer armen Hand durchrieſelte ihren Körper bis in die feinſten Nervenfäden. Ein nicht endenwollender Thränenſtrom drängte ſich ihr in die Augen und flutete nieder auf das Leinen des Bettes. Mit beiden Armen umklammerte ſie den Körper des Sterbenden. „Bleibe, Richard," ſchluchzte ſie verzweifelt, „bleibe bei uns, bei mir — bei deinem Kind!"

‚Deinem Kind —!' Gellend löſten ſich die zwei Worte von dem übrigen Geflüſter und drangen in ſchneidendem Jammer durch die einſame Nacht.

Was war das?! Er fuhr zuſammen und richtete ſich, plötzlich ſtark geworden, halb auf. „Kind? — Lena, Lena!"

Sie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und ächzte: „Ja, ja — mein Kind, dein Kind — —!"

Er war ganz ſtill, er rührte ſich nicht; ſeine Augen hatten ein ſtilles, geſpenſtiſches Leuchten. Und nun

zuckte es in ſeinem Geſicht, ſo kläglich, ſo ſchmerzlich, wie bei einem Kind, das weinen will. Seine Lippen öffneten ſich und ſchloſſen ſich und formten nur die zwei einzigen kurzen Worte: „Mein Kind!“

Lena richtete ſich auf, mit gekrallten Fingern griff ſie ſich in's Haar und riß daran. Halb von Sinnen, ſchrie ſie mehr als ſie ſprach: „Du wirſt es nie ſehen — nie — nie!“ Dumpf ſchlug ihr Kopf wieder auf die Bettſtatt. So blieb ſie liegen.

Lange Minuten vergingen, eine Viertelſtunde. Nebenan ſchnarchte der Wärter, er raſſelte und ſägte unbekümmert um das Elend, das unter ſeine Obhut gegeben war.

Der Kranke hatte ſich zurückgelegt, aber er ſchlief nicht; unverwandt ruhte ſein glaſiger werdender Blick auf dem Kopf des Weibes. „Lena,“ lallte er.

Sie fuhr auf und ſtarrte ihn an.

„Kuß“ — —

Kaum konnte man das Wort hören, ſie verſtand es gleich.

Ein Lächeln irrte über ſeine Züge, flüchtig wie ein letzter Sonnenſchimmer vor Anbruch der Nacht. „Jetzt — danke ich — dir — verzeih — ver — dan — ke —“ Das Lallen wurde ganz undeutlich, immer unverſtändlicher.

„Was, was ſagſt du? Richard, noch einmal, o ſag's!“

Er ſchüttelte den Kopf — wieder jenes irrende Lächeln — und dann deutlicher: „Jetzt — gern gelebt —!“ Er machte eine lange Pauſe, und dann kam's nach wie ein Hauch: „Gern gelebt — danke —!“

Lena ſchluchzte nicht mehr wild, ihre Thränen waren verſiegt. Sie lag auf den Knieen, ſtemmte die Ellenbogen auf's Lager und ſah den Gatten unverwandt, welt- und zeitvergeſſen, wie verſunken an.

Unſicher taſteten ſeine Hände, bis ſie ihre Wangen fanden; da ſchmiegten ſie ſich an.

So blieben die beiden. Die Nacht verging und der graue Morgen ſtahl ſich durch's Fenſter.

So hatten ſie ſich noch nie geliebt. Es war die Liebe der letzten Stunde.

* * *

Onkel Hermann war von Althöfchen gekommen. Allenſteins hatten ihm telegraphiert. Er hatte den Neffen noch einmal ſehen dürfen, aber dieſer ihn nicht erkannt. „Fort —!“ hatte Richard unruhig gelallt und auf der Decke umhergegriffen.

Dieſen Ausgang hatte Herr Hermann Bredenhofer nicht erwartet, er war ganz außer ſich. Jetzt ſaß er, Elsholzſtraße, im Wohnzimmer der jungen Leute auf dem Stuhl neben der Thür: hielt ſich das rot und gelb gepunktete Taſchentuch vor's Geſicht und weinte laut.

Sie waren alle verſammelt ſchon ſeit dem frühen Morgen.

Suſanne, in tiefes Schwarz gekleidet, lehnte ſchwach in der Sofaecke; das ging über ihre Kräfte! Heute vor acht Tagen noch auf einem Ball getanzt, und jetzt, jetzt ſaß ſie hier und wartete auf den Tod ihres einzigen Bruders — das war zu kraß, zu furchtbar! Ihre Nerven hielten dem nicht ſtand; ſie zitterte wie Eſpenlaub.

Allenſtein ging ab und zu; bald war er drinnen im Schlafzimmer, bald bei ſeiner Frau, die kläglich nach Baldriantropfen und ſtarkem Wein verlangte.

Frau Langen ſaß etwas abgeſondert auf Lenas Platz am Fenſter; ängſtlich und unſicher klebte ſie am Stuhlrand. Sie glich einem verſchüchterten Vogel, jeden Augenblick gewärtig, aufgeſcheucht zu werden. O wie ſie ſich nach ihrem Sohn, ihrem Fritz ſehnte! Der würde ſich wie eine ſchützende Mauer zwiſchen ſie und jene Leute ſtellen. Nie, nie würde ſie mit denen eine Fühlung haben! Ihre Gegenwart bedrückte ſie, die ganze Art war ihr fremd und unſympathiſch. Die arme Lena, nicht einmal die letzte Stunde konnte ſie, unbehelligt von der Verwandtſchaft, mit ihrem Mann verbringen!

Auf dem Tiſche ſtanden Früchte und herrliche Frühlingsblumen; Doktor Reuter hatte ſie geſchickt, ein Gedicht dazu. ‚Mit dem Dufte dieſer Lenzeskinder möge neue Hoffnung in's Krankenzimmer einziehen' und ſo weiter. Allenſteins erklärten, ſie hätten nie ſchönere Verſe geleſen.

Dem Kranken hatte man die Blumen nicht mehr gebracht. „Nachher," ſagte Lena wieder mit dem eigentümlichen Zucken um den Mund.

Sie war merkwürdig ſtill; ſie ging herum mit einer traumhaften Entſchloſſenheit in den Augen. Sie machte auch keinen Verſuch mehr, mit ihrem Mann zu reden, dem Sterbenden noch letzte Worte zu entlocken. „Wir ſind fertig miteinander," ſprach ſie zur Mutter.

Doktor Allenſtein ſang ihr Lob in allen Tonarten.

„Die Frau benimmt ſich großartig," erklärte er jetzt, eben aus dem Krankenzimmer zurückgekehrt.

Frau Langen ſah ihn dankbar an, das ihrer Tochter geſpendete Lob that ihr wohl, ſelbſt in dieſer Stunde; überhaupt war Allenſtein ihr noch der ſympathiſchſte von der ganzen Geſellſchaft.

„Großartig," wiederholte der Doktor noch einmal anerkennend. „Und wie die zarte Perſon ſich aufrecht hält, ſchon zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen! Dabei denkt ſie an alles — alle Achtung!"

„Freilich, freilich," meinte Frau Allenſtein, „ſie thut ihre Pflicht in vollem Maße. Ich erkenne ſie auch an und beklage ſie ſehr. Aber ſind wir nicht ebenſo zu beklagen, wir, die wir ſo innig mit ihm verknüpft ſind? O" — ſie machte eine Handbewegung nach Onkel Hermann hin — „o wir beiden ſind zu hart betroffen! Richard, Richard!" Sie ſchluchzte laut auf und rang die Hände. „Wenn ich bedenke, daß dieſer ſchöne, liebenswürdige, geniale Menſch ſo enden muß! Ich kann es nicht faſſen, ich kann es nicht ertragen!"

Onkel Hermann ließ ein Brummen vernehmen.

„Wie bitter iſt es mir," fuhr Suſanne weinend fort, „daß ich nicht zu ihm darf! Wir haben uns immer ſo beſonders nahegeſtanden, uns ſo ſehr geliebt! Der arme Richard, auch er mag ſich bangen! Wir ſind doch ſeine Allernächſten. Es iſt unrecht von Lena, daß ſie mich nicht herein läßt!"

„Suſanne," mahnte Allenſtein und drückte ihren Arm mit einem bedeutungsvollen Blick auf Frau Langen. „Ich finde, die junge, tapfere Frau hat ganz recht, ſie —"

„Sei still, Karl," schnitt ihm die Gattin das Wort ab. „Du hast wirklich hierfür kein Verständnis, in dir spricht nicht die Stimme des Bluts. Aber wir, wir — nicht wahr Onkel Hermann?!"

„Ich gehe rein," sagte dieser, that noch einen gewaltigen Schnäuzer, stand dann auf und öffnete das Nebenzimmer. Es war leer, das noch ungemachte Bett des Wärters stand darin; man sah's also, der hatte die Nacht geschlafen. Nun kam die Thür zur Schlafstube.

„Nicht, Onkel, nicht," rief Allenstein und wollte ihm nacheilen.

„Karl," sagte Frau Allenstein und hielt ihren Mann am Rockschoß fest.

Der alte Bredenhofer klopfte nicht an der bewußten Thür, er drückte einfach die Klinke nieder. Da wurde auch schon von innen geöffnet, Lena stand im Eingang, diesen mit ihrem Körper deckend.

„Hier kann niemand herein," sagte sie mit einer Stimme, leise und rauh zugleich. Ihre entstellte Gestalt schien sich zu recken, schien zu wachsen und die alte Schlankheit wiederzugewinnen. Sie streckte den Arm aus und schob den Eindringling zurück: „Niemand!"

Die Thür schloß sich wieder, man hörte den Schlüssel umdrehen.

Einen Augenblick stand der Alte ganz verdutzt, dann vertiefte sich die starke Röte seines Gesichts noch um eine Schattierung. „Na, nanu," murrte er, „uns ausschließen?!" Er klopfte.

Allenstein sprang zu: „Aber Onkel, so laß doch, du darfst wirklich jetzt nicht stören!" Er zog ihn in's

Wohnzimmer zurück, die Thür nach der Nebenstube sorgfältig schließend.

Onkel Hermann war außer sich, er dachte nicht an Frau Langens Gegenwart. Er murrte laut: „Einen nicht mal rein lassen! Mich, der ich immer Vaterstelle an ihm vertreten habe! Aber so ist die Welt heutzutage. Mich! Alle konnten draußen bleiben, aber ich mußte rein — so was!“ Onkel Hermann rannte mit starken Schritten auf und nieder. Seine Stiefel knarrten.

Die arme Langen am Fenster konnte es nicht mehr aushalten, die ganze Situation war ihr zu schrecklich. Sie stand auf und schlich aus der Stube; draußen wankte sie im Korridor auf und nieder und fühlte sich bei allem Elend in dem engen, dunklen Gang noch wie erlöst.

„Aber Onkel,“ wagte Allenstein zu sagen, als Frau Langen das Zimmer verlassen hatte, „wie rücksichtslos von dir — jetzt!“

Da kam er gut an! Susanne brach in einen heftigen Weinkrampf aus, der damit endete, daß sie, ‚Richard, oh mein Richard‘ stöhnend, auf dem Sofa lag. Sie war nicht zu beruhigen, sie zitterte am ganzen Leib.

Onkel Hermann saß ingrimmig auf seinem alten Platz an der Thür. Er sagte nichts mehr, der Raptus war nun vorbei, er war im Grunde viel zu betrübt. Und dann hatte es ihm eigentlich doch imponiert, wie ihm das junge Weib die Thür vor der Nase zuschloß. Das rot und gelb gepunktete Taschentuch war in immerwährender Bewegung, die dicken Thränen liefen ihm über die Backen in den eisgrauen Schnauzbart. „Ich wünschte, ich hätte die Hanne mitgebracht,“ murrte er, „bei so

was iſt ſie ganz gut. Wär' ſie doch mal zu gebrauchen! Verdammte Zucht — ach, mein Junge — mein armer, lieber Junge!" Er ſchluckſte laut, weil ihn der Schmerz inwendig ſtieß.

Es verging wohl eine Stunde; langſam, bleiern ſchlich ſie dahin, ihre Minuten zu Ewigkeiten dehnend.

Der Doktor ſah inzwiſchen wieder einmal in's Krankenzimmer und kehrte achſelzuckend, mit betrübter Reſignation zurück. „Noch immer beim alten!" Er unterdrückte ein Gähnen und naſchte von den Früchten auf dem Tiſch; er hatte entſchieden Hunger. Dann ſetzte er ſich auf den Platz am Fenſter, zog eine Zeitung aus der Bruſttaſche und vertieſte ſich in dieſelbe.

Suſanne war abgemattet eingeſchlafen. Man hörte nichts in der Stube als ihre gleichmäßigen Atemzüge, das Knittern des Zeitungspapiers und in regelmäßigen Zwiſchenräumen das dumpfe Schnäuzen Onkel Hermanns.

Auf dem Korridor hatte das Hin- und Herwanken aufgehört; Frau Langen ſaß in der Küche, dort konnte ſie wenigſtens ihren Thränen freien Lauf laſſen und fand bei der Unſchuld vom Lande reges Mitgefühl. Die mochte den Herrn und die Madam gut leiden und prangte zum Zeichen ihrer Teilnahme in einer breitwollenen, ſchwarzen Trauerſchürze und einer rot verheulten, geſchwollenen Naſe.

Aus dem Krankenzimmer drang kein Laut. Eine bange Stille kroch von dort durch's Schlüſſelloch in die ganze Wohnung. Die Möbel ſtanden verſtaubt und öde, die Gardinen hingen ſchlaff. Auf dem Küchenherd kein Feuer.

Es ist ganz stumm. Es ist ganz traurig.

Da plötzlich ein Drehen des Schlüssels, ein Öffnen der Schlafstubenthür!

Die drei im Zimmer fahren auf. In der Küche hört Frau Langen den entsetzten Schrei der Allenstein und eilt herbei; hinter ihr kommt das Mädchen und reckt den Hals.

Mitten im Zimmer steht Lena. Die Lippen heben sich nicht ab von der Farbe des Gesichts, alles blaß, marmorweiß und kalt. Ihre Augen sehen und sehen doch nicht; sie blicken nur nach innen.

„Er ist tot," sagt sie langsam und deutlich, dreht sich um und geht wieder zu ihm.

XIX.

Die ganze Häuslichkeit von Allensteins trug den Stempel der Trauer. Es war, als läge selbst auf den bunten Smyrna-Imitationen der Treppenläufer und dem roten Sammetpolster des Geländers ein unsichtbarer Flor. Die Patienten dämpften unwillkürlich die Stimmen, wenn sie der Diener mit langgezogenem Gesicht einließ.

Der sonst so häufige Besuch wurde nicht angenommen. „Frau Doktor bedauern, Frau Doktor sind leidend!"

In Trauercrêpe gehüllt, lag Susanne auf ihrer Chaiselongue. Sie wollte von der Welt nichts sehen noch hören; die Jalousien waren herabgelassen, kein Laut von außen drang in die Stille des Gemachs. Sie lebte ganz ihrem Schmerz.

Allenſtein wurde es recht ſchwer, ſein Geſicht immer in die gleichen traurigen Falten zu legen. Nicht, daß der Doktor den Schwager nicht herzlich betrauert hätte, aber er war der ſogenannte ‚bel homme‘, dieſe gewiſſe herabgezogene Falte längs der Naſe paßte ſchlecht zu ſeinem blondbärtigen Siegfriedgeſicht.

Onkel Hermann war noch immer in Berlin. Er hatte der Schweſter gnädig erlaubt, zum Begräbnis herzukommen; nun war er ſehr ungnädig, ſie konnte nicht kommen, ſie war auf der Kellertreppe ausgeglitten und hatte ſich den Fuß verſtaucht. Sie ſchickte nur an Lena einen ſelbſtgewundenen Kranz; all ihre Blumen hatte ſie abgeſchnitten, ſelbſt die letzte blaſſe Roſenblüte von ihrem Stöckchen am Fenſter. Ein Zettel lag dabei: ‚Die Liebe höret nimmer auf.‘ Den bewahrte Lena.

Es waren acht Tage her, ſeit man ihn zur Ruhe beſtattet, draußen, weit draußen auf dem Kirchhof im flachen, öden Feld. In den Nächten fiel noch zuweilen Flatterſchnee, aber an den Tagen leckten gierige Sonnenſtrahlen das Naß auf, und aus dunklen Ackerfurchen hob ſich jubelnd die erſte Lerche.

Lena wollte nicht zur Mutter ziehen, ſie wohnte noch allein in der Elsholzſtraße; auch nachts wünſchte ſie niemanden bei ſich zu haben. Sie beſtand eigenſinnig auf ihrem Willen. „Ich bin nicht allein,“ ſagte ſie. Nein, das war ſie auch nicht! In der Nacht ſtieg die Vergangenheit aus dem Grab und ſchmiegte ſich an ihre Seite; und unter'm Herzen regte ſich ihr etwas, das ihre ganze Zukunft bedeutete, eine trübe, bange, aber doch immer eine Zukunft.

Frau Langen war einigermaßen gekränkt durch das Benehmen der Tochter, aber sie konnte ihr nicht zürnen. Sie weinte immerfort, sie war selbst so trost- und hülfsbedürftig, daß sie niemandem Stütze sein konnte; sie fühlte das auch wohl, wenn sie sagte: „Ach, daß dein Bruder hier wäre! Ach, wenn Fritz da wäre!"

Der Landgerichtsrat hatte sofort an die Schwester geschrieben, Frau Amalie den herrlichsten Kranz geschickt. Warum starrte Lena nur so düster auf den Brief mit sehnsüchtigen, verlangenden Augen? Mehr Liebe, mehr Liebe hätte sie gewünscht; es verlangte sie ganz besonders danach. Wunderbar, daß sie gerade jetzt im tiefsten Leid an den Kummer ihrer Kinderjahre denken mußte, in denen sie jede kindische Betrübnis am Herzen des großen Bruders ausgeweint. Ach, noch einmal, noch einmal den Kopf unter seinem Rock verbergen, sich da verstecken und geborgen fühlen!

Die Zeiten waren vorbei! —

Allein stieg Lena die Treppe zu Allensteins empor. Die Mutter hatte ihr angeboten, mitzukommen. „Laß nur," hatte ihr die junge Witwe erwidert, „es ist sehr gut von dir, aber du kannst mir nicht helfen. Es sind seine Verwandten; ich werde mich schon mit ihnen verständigen." Mit fliegender Röte auf dem blassen Gesicht setzte sie hinzu: „Um seines Kindes willen!"

Die Zukunft sollte besprochen, die Verhältnisse mußten geordnet werden; dazu hatte man diese Stunde anberaumt.

Wie ein Schatten, in schwarzer Silhouette, hohläugig, düster, glitt die Einsame die Stufen hinauf;

der mühsame Tritt verriet das schwer beladene Menschenkind. Mitunter rastete sie einen Augenblick und preßte unter dem langen Crêpeschleier die Hand auf's Herz. Hier war sie lange nicht gegangen, und auch früher nur selten, und immer mit ihm; allein nie.

Sie lehnte sich, schwer atmend, fest gegen das Geländer — warum mußte sie nur so sehr an jenes erste Mal denken?! Da war sie das erste und einzige Mal allein hier hinaufgegangen, auch Angst im Herzen, aber sie flog die Stufen hinan mit ungeduldigem, elastischem Mädchentritt — und herunter kam sie, von ihm geleitet, von seinem Arm umschlungen. Hier in der Nische war's — hier hatte er sie an's Herz gedrückt, und sie hatte an seinen Lippen gehangen in namenlosem, hoffnungsseligem Entzücken.

Vorbei — Hoffnung wie Entzücken längst vorbei!

Ohne ihn!

Der Diener, der Frau Bredenhofer oben einließ, verzog das sonst so wohlgeschulte Gesicht mitleidig; die ganze Dressur verließ ihn, als er ihr nachblickte, wie sie im Zimmer verschwand. Er fuhr sich mit dem Handrücken über Nase und Augen.

Drinnen im Salon saßen Allensteins und Onkel Hermann; Susanne auf dem Sofa, rechts und links vom Sofa die beiden Herren; sie erhoben sich alle drei, als die Trauergestalt eintrat.

Susanne schloß die Witwe ihres Bruders in die Arme; „Meine liebe Lena, lege ab und nimm hier neben mir Platz! Wie angegriffen du aussiehst! Ja, ich kann mir denken, wie dir zu Mut ist, wenn ich meinen eignen

Schmerz ermeſſe! — Du willſt nicht ablegen?“ fragte ſie verwundert, als Lena nur den Schleier zurückſchlug und ihren Trauerſhawl feſter um ſich zog.

„Mich friert,“ ſagte die junge Frau tonlos und ſah um ſich mit ſo verirrten, abweſenden Augen, daß Onkel Hermann unwillkürlich nach dem Taſchentuch fuhr.

„Na, Frau Nichte,“ brachte er nach einem kräftigen Schnäuzen hervor und legte die ausgebreitete Hand vor ſie auf den Tiſch, „ſeien Sie man nicht ſo betrübt! Es wird ſich ſchon alles machen, Sie ſind ja noch jung! Und wenn der Junge erſt da iſt, dann lachen Sie auch wieder — wetten?“

„Wie gedenkſt du dir dein Leben einzurichten, liebe Lena?“ unterbrach Frau Allenſtein den Onkel. „Karl, ich bitte dich, laß mich reden, du machſt mich ganz nervös!“

Der Doktor hatte den Mund nicht aufgethan.

„Alſo, liebe Lena, was denkſt du? Wir haben uns ſchon überlegt, es iſt das Beſte, du giebſt die Wohnung ſo bald als möglich auf — Todesfall löſt ja den Kontrakt — und ziehſt zu deiner Mutter.“

Die Witwe gab keinen Laut von ſich, ſie blickte immer in ihren Schoß.

„Nun, du antworteſt ja gar nicht,“ klang Frau Allenſteins ſpitze Stimme, „iſt dir der Vorſchlag nicht recht? Ich bitte dich, äußere deine Pläne ganz unverhohlen; wir ſind jederzeit bereit, auf dieſelben einzugehen. Nun?“

„Ich habe noch keine Pläne,“ antwortete ſie mit

tonloſer Stimme wie vorhin. „Aber ich kann ja zu meiner Mutter ziehn.“

„Sehr verſtändig,“ die Schwägerin nickte befriedigt. „Es iſt ja natürlich viel vorteilhafter, die ganzen Koſten für einen zweiten Haushalt werden geſpart. Mein Gott, es iſt ſchrecklich,“ — ſie ſeufzte und hielt das feine Taſchentuch für Momente an die Augen — „daß man darüber ſprechen muß! Aber unſer teurer, guter, geliebter Richard hat ſo wenig hinterlaſſen; ſo gut wie gar nichts!“

Eine tiefe Röte flog über das todblaſſe Geſicht der jungen Frau. „Ich werde Geſang- und Klavierſtunden geben,“ brachte ſie mühſam heraus.

„Sehr verſtändig, liebe Lena, —“

„Na, erlaube mal, Suſanne,“ unterbrach der alte Bredenhofer barſch, „was du für verſtändig hältſt, finde ich noch lange nicht ſo. Du denkſt wohl, weil du hier in dieſem Berlin wohnſt, biſt du neunmal klug! Na!“ Er ſchnalzte mit der Zunge und wiegte den dicken Kopf hin und her. „Die richtige Anſicht iſt, und meine iſt es dazu, die junge Frau hier muß erſt rote Backen kriegen und wieder Blut in den Leib. Iſt das 'ne Verfaſſung, um 'nen geſunden, ſtrammen Jungen in die Welt zu ſetzen? Und ich will, daß mein Patenkind ein Bube wird, vor dem die Leute ſtill ſtehen. Ich hinterlaß ihm mal mein Gut, das iſt ein ganz netter Poſten. Da muß er vorerſt mit den Bauernbengels raufen, und ich muß ihm mitunter eine Geſchichte erzählen. Weibererziehung iſt für die Katze; ein ſtrammer Junge muß unter männliche Zucht.“

Onkel Hermann ſah ſich mit rollenden Augen triumphierend um; dann trübte ſich plötzlich ſein Blick, er wollte nach dem Taſchentuch greifen und ſuchte ungeſchickt nach ſeiner hinteren Rocktaſche.

„Verdammt, wo iſt denn — ach, mein armer Richard, wenn der ihn hätte ſehen können! Der arme, arme Junge, hat ſo früh ſterben müſſen! Es iſt 'ne Niedertracht, eine — nichts wie Undank, ſchnöder Undank — armer Junge —!“ Er brach mit einem Schlucken ab.

Nachdem er umſtändlich das endlich gefundene Taſchentuch benutzt hatte, legte er wieder die ausgebreitete Hand auf den Tiſch. „Was, Frau Nichte, das iſt eine Idee? Sie kommen nach Althöfchen und ich erziehe ein Muſterexemplar von einem Jungen. Schlagen Sie ein, Frau Nichte!“

Lena ſchien zu ſchaudern und zog ihr Tuch krampfhaft um ſich. Wie hülfeſuchend glitt ihr verlorener Blick an den Wänden entlang. Dies junge, blaſſe Frauengeſicht mit dem ſchmerzlichen Mund war ein erbärmlicher Anblick.

Doktor Allenſtein rückte auf ſeinem Platz hin und her, er zwinkerte mit den Augen, als habe ſich in ihr ſchönes, klares Blau etwas Unangenehmes hinein verirrt. „Geſtatte, lieber Onkel,“ ſagte er und legte dem Eifrigen die wohlgepflegte Hand mit den ſorgſam polierten Nägeln — ſie war weiß und weich wie eine Frauenhand — auf den Rockärmel. „Geſtatte mir als Arzt auch ein Wort! Meine liebenswürdige Schwägerin hat bisher ſo viel Faſſung und Haltung bewieſen, daß ich überzeugt

bin, ſie wird auch fernerhin ihrer Aufgabe gewachſen ſein; ich —"

„Karl, laß uns nur —"

Er beachtete diesmal ſeine Frau gar nicht; unentwegt ſprach er weiter, dabei den glänzenden Bart ſtreichend. „Ich kann es jedenfalls als Arzt nicht zugeben, daß eine Frau zu dieſer Zeit, bei einer ſolchen Umwälzung, wie ſie ſich mit ihrer ganzen Konſtitution vollzieht, auch vollſtändig die gewohnte Lebensweiſe verändert. Sie muß unbedingt in den alten Verhältniſſen bleiben, jede Neuerung muß ihr thunlichſt fern gehalten werden; das iſt das erſte Erfordernis, das nötigſte Bedingnis für die Geburt eines normalen, lebensfähigen Kindes. Sie muß hier bleiben, leben, wie ſie will!"

Ein erlöſtes ‚Ah' wollte ſich über Lenas Lippen drängen; ſie lockerte die krampfhaft ineinander gekrallten Hände und ſah Allenſtein dankbar an.

Der Alte wurde unſicher. „Na denn — freilich, wenn du meinſt — ſchade, ſchade! Was meinſt du, Suſanne?" Er ſah die Nichte erwartungsvoll an.

„Ich meine gar nichts." Frau Allenſtein zuckte die Achſeln.

„Na — denn nicht —!" Onkel Hermann ſprach recht langgezogen, man merkte es ihm an, wie ſchwer es ihm wurde, ſeinen Plan aufzugeben. „Aber das ſag' ich, mit dem Stundengeben und Abrackern iſt das nichts! Sie kriegen alle Monat Ihr Feſtes; was braucht denn ſo 'ne alleinſtehende Frau groß?! Der Richard ſoll ſich nicht noch im Grabe umdrehen und ſagen, daß ſeine Verwandten ſeine Witwe im Stich laſſen. Nee! Ich halte

die Hand drüber. Und ob ſie nu hier in Berlin wohnt oder in Althöfchen — meine Sache. Sie können alle Woche friſche Eier kriegen, Frau Nichte, und Sahnenbutter; Berlin iſt nicht aus der Welt. Ich leite das Ganze, punktum!"

Unwillkürlich fuhr ein Ruck durch Lenas Glieder, ſie wollte aufſpringen, die Hände ballen, gellend ſchreien: ‚Behaltet eure Wohlthaten, ich will ſie nicht!' Wie durch eine dicke, undurchdringliche Wand hörte ſie eine matte Stimme herüberklingen: ‚Daß du ſo krank geworden' — und dann, noch matter, noch erſterbender: ‚Sie laſſen mich nicht ruhn —!'

Das junge Weib bäumte ſich. ‚Ihr habt uns nie allein gelaſſen, uns beide; laßt wenigſtens mich allein!'

Hatte ſie's geſchrien? Nein. Ihre Lippen preßten ſich feſt aufeinander. Sie neigte den Kopf, tief, wie eine demütige Blume; eine Stimme ſprach in ihr: ‚Um des Kindes willen!' — —

Und nun redeten ſie noch mancherlei.

Onkel Hermann konnte es nicht laſſen, von dem Jungen zu phantaſieren; er war in einer ſehr weichen Stimmung. Dabei ſprach er polternd und fuhr der jungen Witwe mit ſeiner breiten Hand um's Kinn und ſtreichelte ihr die zarten Finger. „Richard ſoll er heißen, was? Ich will ja gar nicht, daß er Hermann heißt — nein, nach ſeinem Vater! Ach, mein guter, mein lieber Richard! Wie ein Sohn iſt er mir geweſen, und ich immer wie ſein Vater! Schicken Sie mir man alle Rechnungen zu, Frau Nichte, ich komme für den Rummel auf. Ach, ach,

ach!“ Er ſtieß fette Seufzer aus und benutzte eifrig das rot und gelb Gepunktete.

Frau Suſanne war auch ſehr liebevoll. Sie weinte und klagte über ihre Nerven, drückte die Hand der Schwägerin und behielt ſie in der ihren; wie Klammern preßten die feuchten, kalten, nervöſen Frauenfinger. Sie ſagte: „Meine liebe Lena, tröſte dich,“ und dann weinte ſie wieder und klagte.

Es war ſchon eine lange Zeit vergangen. Es wurde Lena allmählich heiß in ihrem Tuch, aber ſie mochte es nicht ablegen; ſie fühlte ſich hier nicht daheim. Würde ſie denn noch nicht gehen können? Eine unſagbare Bangigkeit kam über ſie.

„Richard,“ ſtöhnte ſie plötzlich und legte den Kopf auf den Tiſch.

Sie waren wirklich ſehr nett zu ihr; ſie ſtreichelten ſie und ſprachen davon, immer über ihr zu wachen. Onkel Hermann machte den Vorſchlag, ſie morgen in der Droſchke abzuholen und mit ihr auf den Kirchhof zu fahren; da wollten ſie nebenan bei dem Grabſteinmetzen ein ſchönes Kreuz für Richard beſtellen.

Sie ſchüttelte ſtumm verneinend den Kopf; es ſtieß ihr das Herz ab. ‚Sie könne jetzt nicht hinfahren,‘ ſagte ſie ſtockend. —

Endlich konnte ſich Lena verabſchieden. Endlich ſchlich ſie über die Straße.

Endlich war ſie wieder allein — allein!

Der frühe Lenzſonnenſchein glänzte auf dem Pflaſter, geputzte Mütter mit geputzten Kindern trippelten vorüber. An den Ecken, in den Körben der Händler, Anemonen

und tiefblaue Veilchen. Schirpende Sperlinge bei den Droſchkenhalteplätzen. Und die Luft ſo lind, ſo wehmütig weich; ſchmeichelnd koſte ſie um die ſchwarze Geſtalt.

Eine ungeheure Sehnſucht krampfte Lenas Herz zuſammen. Sie winkte der nächſten Droſchke und ließ ſich hinaus zum Kirchhof fahren. Sie mußte die Sehnſucht ſtillen.

Durch endloſe Straßen fuhr ſie dahin, holperte über Pferdebahngeleiſe, durch Lärm und Getriebe. Sie merkte nichts von alledem. Vor ihr her jagte die Sehnſucht und ſah ſie an mit grabesdunklen, verlangenden Augen.

Endlich die letzten Häuſer. Jetzt kam ödes Feld, und da war die Kirchhofsmauer. Klirrend ſprang die Gitterpforte auf.

‚Kommet her zu mir, alle, die ihr mühſelig
und beladen ſeid, ich will euch erquicken!‘

ſtand über dem Eingang.

Lena hob den Blick und las die in goldnen Lettern blinkenden Worte

Die Sonne beglänzte noch den Kiesweg, der Buchsbaum zu den Seiten fing an, neu zu grünen. Aber kein ſchützender Baum ſtand über den Gräbern; den Winterwinden preisgegeben, der Sonnenglut ausgeſetzt lagen dieſe Beete im Garten des Todes.

Jetzt war die Luft mild und ſtill; fern ſang ein Vogel. Die Einſame atmete tief auf und ſchlug den Schleier zurück; ſchwerfällig ſchritt ſie weiter. Schon viele, viele Reihen — da, ſein Grab!

Die Kränze waren faſt friſch und unverwelkt; weiße Roſen und Palmen und Lorbeeren, wie er ſie im Leben nicht gepflückt. Die Augen zudrückend, die Arme weit

ausgebreitet, ſank das junge Weib langſam nieder in die Kniee. —

Ein zarter Dämmerſchein lag auf dem öden Feld, als Lena den Kirchhof verließ. Die Sonne beglänzte nicht mehr den Kiesweg, aber golden ſchimmerten noch die Worte über der Pforte.

‚Mühſelig und beladen‘ — ja, das war ſie! Die Trauernde nickte, dann ſchüttelte ſie ſchwermütig den bleichen Kopf — ‚erquickt‘ erquickt war ſie nicht! Sie hatte am Grab gelegen und unter der feuchten Erde den geſucht, um den ſie weinte. Die ungeheure Sehnſucht war geblieben, keine Brücke führte von ihr zu dem Abgeſchiedenen; er dort, ſie hier.

Die Witwe ſchauderte, ein eiſiges Fröſteln lief ihr über den Rücken. Eine Hand, nur eine warme, lebensvolle Menſchenhand, die ihr über's Geſicht ſtrich, wie man's einem weinenden Kinde thut!

Eine Stimme, eine liebe, altvertraute Menſchenſtimme, die da ſpricht: ‚Komm, ich tröſte dich!‘ — — —

Lena ſchrie plötzlich laut auf: „Mein Bruder!“

Und dann jagte ſie von dannen, ſo raſch ihr Fuß ſie trug; ihr Atem keuchte, ſie lief und lief. Sie haſtete einem Ziele zu; ſie wußte nun, was ihre Sehnſucht wollte.

Hinknieen vor ihn, den Kopf an ſeiner Bruſt verbergen — würde er wieder den Rock über ſie ziehen und ſie verſtecken vor aller Welt?

Jetzt waren es keine Kindesthränen mehr, die ſie weinte — leicht vergoſſen, leicht vergeſſen — es waren

Weibesthränen, ſchwerflüſſig wie Blei und ſchwer zu trocknen.

Würde er ſie von ſich weiſen —?!

„Ich komme, mein Bruder,“ flüſterte Lena, atemlos vom ſchnellen Lauf.

XX.

Bei Landgerichtsrat Langen auf der Hausſchwelle ſaß Lora. Sie ſollte das eigentlich nicht. „Du biſt doch kein Straßenkind,“ ſagte die Mutter. Aber das Kind ſtahl ſich ſo gern hierher. Die Straße war breit, erweiterte ſich bald zu einem umbuſchten Platz; man konnte den ganzen weiten Himmel über den Alleebäumen ſehen und jenſeits der Moſel die roten Berge. Man konnte ſo gut die Glocken der alten Kirchen hören, die in feierlichen Klängen läuteten und dort an den Bergen verhallten.

Es war der ſchönſte Frühlingsmorgen. Lora hockte auf der Schwelle und ſah mit großen, ernſten Augen die Straße hinauf und hinab. Sie hatte die Kniee hoch gezogen und die Arme darum geſchlungen; ſacht wiegte ſie hin und her und ſang ſich leiſe eins.

Lora war im letzten Jahr ſehr gewachſen, zu groß für ihr Alter; noch ging ſie nicht in die Schule, der Vater hielt ſie mit Abſicht zurück. Alles an ihrer Geſtalt war geſtreckt und mager, gar keine kindliche Rundung mehr; die Arme lang wie die eines viel größeren Mädchens, der Hals dünn und immer gleichſam in horchender Stellung leicht zur Seite geneigt. Ein merkwürdiger Ernſt lag auf dem ſchmalen Geſicht, ein ſeelen-

voller Ausdruck, wie man ihn ſonſt nie in dieſen Jahren findet.

Die Leute ſahen dem Kinde nach, wenn es ruhig immer mit demſelben wunderbaren Ausdruck, daher ging. Langen konnte ſich oft nicht halten, er ſchloß, ohne jede Veranlaſſung, die zarte Geſtalt plötzlich in die Arme und ſah ihr tief in die wunderſchönen Augen. „Geh nicht fort,“ flüſterte er dann kaum verſtändlich. Warum die Sorge? Lora war nicht krank — und doch, und doch —!

Die Straße war einſam, das Kind hatte nichts zu ſehen. Die Marktleute waren längſt vorbei, die Schuljugend auch. Vögel ſangen ungeſtört in den Vorgärtchen der Häuſer, jetzt pfiff eine Amſel mit vollem Bruſtton; Lora ſtellte das eigne halblaute Singen ein, lächelte und lauſchte entzückt.

Nebenan in den Büſchen mußte ſie ſitzen, die Frühlingsbotin mit dem ſchwarzen, glatten Gefieder und dem goldgelben Schnabel. Horch, wie ſchön!

Plötzlich ſchweigt ſie, ſie iſt geſtört worden und entſchlüpft. Ein Schritt hallt auf der ſtillen Straße, ein müder, ſchleppender Schritt; langſam kommt unter den Bäumen eine Frauengeſtalt auf's Haus zu.

Von den Äſten fallen im leiſen Hauch des Frühlingswindes die Hüllen der jungen Blattknoſpen; leicht, kaum fühlbar ſinken ſie nieder auf den ſchwarzen Crêpeſchleier und das Trauertuch.

Schwankend, wie eine Nachtwandelnde, kommt die Geſtalt immer näher; jetzt iſt ſie vor'm Haus.

Lora iſt aufgeſprungen, blinzelnd ſteht ſie auf der

Schwelle; nun macht ſie die großen Augen weit auf. Ihr durchdringender Blick gleitet hinter den Schleier; das kluge Kindergeſicht wird plötzlich ſehr ernſt, faſt betroffen. Kennt ſie die Augen noch, die ſie jetzt ſo trauervoll anſehen? Und die Wangen, die waren mal ſo hübſch rot, jetzt ſind ſie ganz weiß!

„Tante Lena?“ ſagte Lora langſam, wie fragend. Und dann noch einmal ſicherer: „Tante Lena!“

Über die ſchwarze Geſtalt fliegt ein Zittern vom Wirbel bis zur Sohle; ſie ſchlägt den Schleier zurück, ihre Hände zittern auch. Die vier Augen verſenken ſich ineinander, die ernſten Kinder- und die todmüden Frauenaugen; es dämmert in ihnen das Gleiche: eine große Sehnſucht.

„Lora, kennſt du mich noch?“ fragt Lena ſchwach. „Und ſo groß, ſo groß biſt du geworden!“

„Komm herein, Tante Lena,“ lächelt das Kind und ſtreckt die Hand aus. „Ich freue mich ſo!“ — —

Nun war Lena wirklich da. Ohne Abſchied von Berlin abgefahren, nur die Mutter wußte um die Reiſe; auch der ſchien ſie wie eine Erlöſung.

„Gott gebe ſeinen Segen.“ Frau Langen weinte, als ſie am Abend die Tochter auf den Bahnhof geleitete. „Es wäre ein Glück bei allem Unglück, wenn du dich mit Fritz ausſöhnteſt — der gute Fritz! Grüß' ihn nur vielmals, und auch Amalie grüße, ſie hat dir doch einen ſo prachtvollen Kranz geſchickt. Und, geliebtes Kind, nimm dich um Gottes willen beim Ein- und Ausſteigen in Acht — ach, es iſt zu ſchwer, es iſt doch alles zu ſchwer!“ Die arme Frau ſchluchzte krampfhaft in ihr Taſchentuch.

Nebenan, vor dem Coupé erſter Klaſſe, ging es ſehr laut und luſtig zu. Mehrere Elegants, mit Blumenſträußen bewaffnet, drehten ſich vor dem Trittbrett herum. Eine Dame in ihrer Mitte, ſehr elegant, ſehr auffallend, mit einem ungeheuren Blumenwuſt auf dem Hut, ſchien die Sonne, um die dieſe Planeten rollten.

Das volltönende, weittragende Organ der Dame drang ſelbſt in Lenas Verſunkenheit; ihr muſikaliſches Ohr fing den bekannten Klang auf.

Jetzt war auch ſie bemerkt. Die Elegante machte ſich von den Herren los und kam mit rauſchenden Seidenröcken auf die Trauernde zugeraſchelt. Es war die Krotoſchinska. Im elektriſchen Licht des Bahnſteigs funkelten die Brillantboutons, eine Wolke teuerſten Parfüms wehte vor ihr her.

„Ah, Fräulein Langen, Magdalene Langen — pardon, Frau — Frau — — aber, baſtes Kindchen, Trautſte," ſprach recht vernehmlich das ſonore Organ, „was habe ich hören müſſen?! Dämel hat mir erzählt, hat's in der Zeitung geleſen — oh, oh!" Die Krotoſchinska wiegte bedauernd das ſchöne Haupt und umarmte dann die junge Frau. „Thut mir rieſig leid, Trautſte! Aber freut mich auch ganz koloſſal, Sie mal wiederzuſehen; ich konnte Sie immer am baſten leiden von der ganzen Geſellſchaft. Was macht die Kunſt?"

Lena ſchüttelte nur verneinend den Kopf und wies ſtumm auf ihre Trauerkleidung.

„Oh ja — natürlich, natürlich, entſchuldigen Sie — wiſſen Sie, Dämel ſagt auch, es wäre ſchade um Sie!

Na, was nicht ist, kann ja noch werden!“ Sie klopfte Lenas Hand und sah zu den Herren hin, die neugierig guckten und sich ungeduldig räusperten.

„Ja, ja, ich komme schon,“ rief sie laut und lachend. „Nur Geduld!“ Und dann sich wieder zu Lena wendend: „Wissen Sie, Kindchen, mir geht es ausgezeichnet. Daß ich diesen Winter mit dem Lavallo — berühmter Impresario — in Rußland war, haben Sie doch in der Zeitung gelesen? Nicht? Das wundert mich! Triumphe, sage ich Ihnen, kolossale Triumphe! Und Brillanten!“ Sie streifte rasch den feinen Lederhandschuh ab und streckte ihre Rechte aus; an jedem Finger funkelte ein prächtiger Ring, sogar mehrere Reifen übereinander. „Ganz nett, nicht wahr, Kindchen?“ Sie zog kaltblütig den Handschuh wieder an.

Das Schweigen Lenas verwirrte sie nicht im mindesten, wie ein aufgezogenes Uhrwerk schnurrte sie weiter die Geschichte ihrer Erfolge ab. „Prachtvolle Rezensionen, einfach verblüffend! Und nette Manschen! Na“ — sie warf lachend den Kopf hintenüber — „das hätte sich der Dämel auch nicht träumen lassen, daß er so bald ausgestochen sein würde! Heut nacht fahre ich nach Köln, Lavallo erwartet mich da, wir gehen über Holland nach England. Wollen mal sehen, was die ‚Hollandske Bücking‘ und die ‚Pfefferſäcke‘ zur Krotoschinska sagen!“

Die üppige Person drückte den tadellosen Brustkasten heraus und schleuderte einen provozierenden Blick in's Blaue.

Das erste Zeichen zur Abfahrt war gegeben. Die Krotoschinska umarmte Lena noch einmal: „Von Harzen alles Gute, Trautste!“ Dann rauschte sie fort. „Eine

gute Freundin von mir," hörte man ſie nebenan zu ihren Kavalieren ſagen.

„Wer war das?" flüſterte Frau Langen. Sie hatte beſcheiden zur Seite geſtanden.

„Eine Künſtlerin," antwortete Lena, dann kletterte ſie mühſam in ihr Coupé. Der Zug brauſte in die Nacht hinaus.

Im Coupé erſter Klaſſe, das Seidenpölſterchen unter's ſchöne Haupt geſchoben, ſchlief die Krotoſchinska den Schlaf des Gerechten.

Lena that kein Auge zu. Ihr war ſehr weh. Eine bange Zaghaftigkeit war über ſie gekommen — was würde der Bruder ſagen, wie würde er ſie empfangen?

In ihrer Seele war's dunkel wie in der Nacht draußen. Stumpf vor ſich hinbrütend, fühlte ſie die Stunden rinnen; keine war beſſer als die vorhergehende.

Der Morgen graute. In Köln verließ die Krotoſchinska den Zug; man hörte ihre ſtarke Stimme über den noch ſtillen Perron ſchallen. Lena drückte ſich ganz in ihre Ecke hinter das Gardinchen; ſie wollte nicht mehr ſehen und nicht geſehen werden.

Endlich da, endlich angelangt! Der bekannte Bahnhof mit den öden Wänden und der Kaiſerbüſte; die trug heute keinen ſchiefen Kranz. Die dicke Buffetmamſell und der verſchlafene Kellner — beinah alles wie damals!

Wie im Traum ſuchte ſich Lena den Weg. Sie empfand nicht den Frühlingszauber, durch den ſie ſchritt. Sie hatte keine Ahnung, daß Vögel ſangen und etliche Sträucher am Wege blühten. Sie glaubte nicht mehr an Glück.

Sie dachte jetzt auch nichts mehr; ſie trug nur ein dumpfes Gefühl der Sehnſucht im Herzen mit ſich fort.

Es dunkelte ihr vor den Augen, sie schritt durch einen Nebel. Jetzt wurde es plötzlich heller — — —

Da saß ein Kind auf der Schwelle, ein liebes, schönes Kind!

Das faßte ihre Hand, das sprach mit einer Engelsstimme: „Komm herein, Tante Lena, ich freue mich so!“

* * *

Landgerichtsrat Langen hatte heute besonders lange bei'm Frühstück gesessen, sonst war er um diese Zeit schon auf dem Bureau. Er schlief in der letzten Zeit sehr schlecht, Frau Amalie beklagte sich jeden Morgen über sein Umherwerfen in den Kissen.

„Wenn ich nur wüßte, warum du nachts so seufzest,“ sagte sie ärgerlich. „Man wird so gestört und bei meinen vielen Verpflichtungen und der Verantwortlichkeit, die man hat, braucht man volle geistige Sammlung. Was hast du denn?“

Er sagte es ihr nicht.

Zerstreut rührte er heute morgen in seiner Kaffeetasse, sie war schon längst geleert. Amalie saß, den Rücken ihm zugekehrt, am Schreibtisch und schrieb besondre Aufforderungen für die nächste Sitzung des Frauenvereins aus; sie gönnte sich gar keine Ruhe.

Man hörte nur das Kritzeln der Feder — jetzt ein lautes Löffelgeklapper, ein Klirren der Tasse — Langen sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm zu Boden fiel. Da — da — er streckte die Arme vor sich, als sähe er ein Gespenst.

Die Thür war geräuschlos aufgegangen — da stand Lora, einen sonnigen Glanz auf dem Gesicht. Ihr

Händchen hielt die Hand einer Dame, einer in tiefem Schwarz, die ſich gebeugt verbarg unter'm langen Crêpeſchleier.

Eine Fremde?! Hatten ſeine Gedanken Zauberkraft? Die, die, um die er Nächte verwacht, an die er eben noch gedacht, ſtand vor ihm! War ſie's denn wirklich, war es — —?

„Tante Lena iſt da," ſagte die Kinderſtimme.

„Lena!" Es war ein unterdrückter Ruf, mit dem Langen die Arme hob und wieder ſinken ließ. Er ſtand wie gelähmt.

Frau Amalie drehte ſich halb auf dem Stuhl um. „Lena —?!" klang es in maßloſem Erſtaunen. Aber ſie faßte ſich zuerſt. Sie ging auf die Schwägerin zu mit ausgeſtreckter Hand: „Es iſt mir ſchmerzlich, daß wir uns ſo wiederſehen müſſen. Gott allein weiß, warum er dich dieſer Prüfung gewürdigt hat. Nimm Platz, Magdalene! Bitte hier!" Sie rückte einen Seſſel herzu.

„Was willſt du hier? Geh hinaus, Lora!" fuhr ſie das Kind an. „Spiele!" Sie war doch erregt.

Lena ſtand angewurzelt. Als das Kind zögernd ſeine Hand von der ihren zog, fühlte ſie ſich ganz verlaſſen.

Sie ſah ihren Bruder an; ſo ganz anders hatte ſie ſich den Empfang gedacht!

Langſam ſchritt ſie auf ihn zu. „Mein Bruder," flüſterte ſie ſtockend, „Bruder — ich — ich —" Mit einem Wehlaut brach ſie ab, ſie konnte nicht weiter ſprechen. Stöhnend verbarg ſie das Geſicht in den Händen.

„Du kommſt zu mir, Lena?" fragte er; ſeine Stimme klang rauh, ſtoßweiſe kam ſie vor innerer Bewegung.

„Ich bin unglücklich," murmelte sie. Es war kaum hörbar, doch er vernahm's.

Frau Amalie auch. Sie faltete die weißen Hände übereinander und richtete den Blick in die Höhe.

Lena sah ihr volles Gesicht, den Augenaufschlag zum Himmel, die stattliche Gestalt in praller Seide und die strengen Lippen. Das Herz sank ihr.

Der Landgerichtsrat warf auch einen Blick auf seine Frau. Hatte er vor ihr nicht am meisten über die Schwester geklagt? Und jetzt sollte alles vergessen sein, sobald jene kam — sofort? Er scheute sich vor seiner Frau; und dann schämte er sich, eben um dieser Scheu willen.

„Willst du nicht gehen, Amalie," fragte er merkwürdig sanft, „und etwas Stärkendes für Lena holen? Du siehst, sie bedarf dessen!"

Amalie verschwand sogleich, sie ging gern, es war ihr eine Erleichterung; hier dieser Situation fühlte sie sich nicht gewachsen.

Als sich die Thür hinter der großen Gestalt geschlossen, atmeten beide Geschwister auf.

Sie sahen sich einen Augenblick an — blitzschnell dämmerte die alte Liebe.

Das war noch das Kind, das sein wirres Gelock unter den Rock des Bruders versteckt und dort seine Schmerzen ausgeweint!

Das war noch derselbe Bruder, der tröstend gesagt hatte: „Weine nicht! Geh, lauf, hol dir Bonbons!"

Das Herz des Mannes krampfte sich zusammen, es quoll und schwoll darin und drängte nach oben. Durch

einen Flor ſah er die Geſtalt der Schweſter — ein armes beladenes Weib!

Es riß ihn vorwärts; er that ihr Schritt für Schritt entgegen, er hielt ihr beide Hände hin: „Lena!“

Sie griff nach ihnen, wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm. Sie neigte ihr blaſſes Geſicht und ſchmiegte ihre kalte Wange an die warmen Hände. Als ſei ſie nun am Ziel, aber erſchöpft, aller Kräfte bar, ſo blieb ſie regungslos in dieſer Stellung.

Er ſah auf ſie hinunter, er wußte nichts zu ſagen. Es war kein Zorn mehr in ihm, gar keine Beleidigung' nur ein endloſes Mitleid und ein Gefühl, ſchützen zu müſſen.

Sie murmelte: „Danke,“ und ließ ſeine Hände nicht los.

Und dann nach einer Pauſe wieder das Murmeln: „Bruder, weißt du noch? Ach, ſag' noch einmal: ‚Mein — mein‘“ —

Er wollte lächeln, aber ſeine Lippen zuckten. Er ſetzte zum Sprechen an und brachte nur einen rauhen Laut hervor: „Mein —“ Nein, er konnte nicht ſprechen! Stumm zog er die Schweſter in ſeine Arme, und ſie legte den müden Kopf an ſeine Bruſt.

„Da — da — Bruder, ich fühle dein Herz ſchlagen; es klopft unruhig wie meines. Bruder, kannſt du mir nicht helfen?“ ſchluchzte ſie plötzlich auf.

Er ſchüttelte den Kopf: „Nur mit dir trauern kann ich, Lena! Helfen — ach!“ Ein reſignierter Ausdruck lagerte ſich auf ſein Geſicht, er zuckte die Achſeln; ſein Blick glitt wie hülfeſuchend umher.

Dann ſchüttelte er wieder den Kopf und ſchloß die Augen. Seine Stirn ſank auf den Scheitel der Schweſter.

„Wie ſoll ich leben? Es iſt ſo dunkel," flüſterte ſie bang.

‚Ich weiß es nicht,' wollte er ſagen, da ſchreckte er zuſammen. Die Thür ging.

Aber es war nicht Frau Amalie. Lora hatte ſich hereingeſtohlen.

Das helle Kleidchen hing ihr lang und ſchlicht um die zerbrechlichen Glieder. Durch das große Fenſter gegenüber kam der goldene Sonnenſtrahl und beſchien ſie. Ihr aufgebauſchtes, lockiges Haar ſchimmerte im Glorienſchein, ihr Geſicht trug eine ſtrahlende Freude. Aber es war ſehr zart, ſehr bleich; es war verklärt.

„Väterchen, Tante Lena iſt da," jauchzte ſie und hob die Arme empor. „Nun können wir das Lied von den Englein ſingen — weißt du wohl, Tante Lena? Haſt du's auch nicht vergeſſen?" Sie fing an, halb zu ſingen, halb zu ſprechen:

„Zwei Englein, die mich weiſen
Zum himmliſchen Paradeiſe!

Freut euch doch!"

Ja, das war eine engelgleiche Freude! Ein ſeltſames Etwas durchrieſelte die Geſchwiſter; war es Wonne, war es Schmerz?!

„Das Kind, das Kind!" Langen murmelte es ſcheu. Langſam beugte er ſich, er kniete vor ſeinem Töchterchen und umſchlang es in angſtvoller Zärtlichkeit. Seine Küſſe überſchauerten das weiße Geſicht, das weiße Hälschen.

„Väterchen, warum weinſt du?" fragte Lora. „Du ſollſt dich doch freuen. Guck mal, die Sonne ſieht uns!" Sie hob den dünnen Finger und wies zum Fenſter, den Blick groß und ſicher erhoben.

Da ſtand die Sonne am blauen Himmel; nicht blendend, ſie ſandte nur mildes, warmes Licht im Frühlingsſchein.

Langen bebte. Mit dem einen Arm hielt er ſein Kind umfaßt, die andere Hand reichte er der Schweſter.

„Das Kind," ſagte er leiſe. „Wie ſollten wir ſonſt leben? Wir ſind alle Dilettanten des Lebens! Aber das Kind, das Kind führt uns. Lena, liebe Schweſter" — er drückte warm ihre kalte Hand — „dein Kind wird dich führen! Um dich bleibt's nicht dunkel, dein Kind zeigt dir die Sonne!"

Sie nickte langſam; das erſte wehmütige Lächeln glitt über ihr Geſicht. Mit ſeltſam erglänzenden Augen ſah ſie den Bruder an. Waren es Thränen, die darin aufſtiegen, war es ein ſcheues, zartes Hoffnungsdämmern?

Er preßte wieder ihre langſam ſich erwärmenden Finger. „Mut, Lena! Was du im Grab geborgen haſt, es kommt wieder, es wacht dir auf in deinem Kinde!" Mit ſchwimmenden, liebevollen Augen ſuchte er ihren Blick.

Sie ſah vor ſich hin, wie der Wanderer, dem der Nebel zerreißt und eine beglänzte Ferne ſich aufthut. Ein zartes Rot ſtieg in die bleichen Wangen, ihre Hand legte ſich zärtlich auf Loras goldiges Haar.

„Das Kind," flüſterte ſie in dankender, heiliger Andacht. „Mein Kind!"

Buchdruckerei Roitzſch, G. m. b. H., Roitzſch.

3 2044 020 295 960

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE OCT 13 '49

APR 29 1962

CANCELLED

WIDENER

DEC 1993

BOOK

DEC 2 2 ... H

DUE APR ...

1287554